

Kay Hoff

Gesammelte Werke
in Einzelausgaben

Herausgegeben von Jürgen H. Petersen

Band 5

Kay Hoff

Janus

Kay Hoff

Janus

Roman

Mit einem Nachwort des Herausgebers

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 5

Carl Bösch Verlag

Hoff, Kay:

Werke: In zehn Bänden. Hrsg. von Jürgen H. Petersen.

Band 5: Janus : Roman / Kay Hoff.

Mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen

1. Aufl. - Siegen : Böschel Verl., 2003

ISBN 3-932212-48-7

ISBN 3-932212-48-7

© Carl Böschel Verlag

Birlenbacher Str. 199, 57078 Siegen

Tel. : 0271 / 8909485

Fax.: 0271 / 8909486

Internet: <http://www.carl-boeschel-verlag.de>

Textverarbeitung: Rüdiger Göddemeyer, Sankt Augustin

Gesamtherstellung: BoD™ – Books on Demand, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Janus

9

Jürgen H. Petersen

Nachwort

229

I.

Ich habe zu retten versucht, was eben zu retten war. Erst später erkannte ich: Da war nichts zu retten.

Gegen Mittag hatte es aufgehört zu regnen, Wind riß die Wolken auf, und ich beschloß, meinen Spaziergang noch vor dem Essen zu machen. Das war im März, Ende März 1980, vor einem halben Jahr. Am Morgen hatten die Maurer begonnen, im Dachgeschoß die Trennwände einzureißen. Ich erinnere mich genau. Die Treppe war mehlig verstaubt, Mörtelstaub wehte auch aus den Mansardenfenstern in den Vorgarten herab, deckte den feuchten Boden wie ein zerschlissenes, schäbiges Tuch, und die dünnen Spitzen von Tulpen und Hyazinthen waren von stumpfem Kreidegrau überzogen. Meine Erinnerung hat nachgelassen, Vergeßlichkeit laugt mich aus, und Nis Puk narrt mich mit seinem Schabernack. Manche Bilder aber sind mir überdeutlich wie ein Traum, dieses Bild: der aufgerissene Himmel, das klare Märzlicht, das Gittertor zur Straße stand halb offen, auch an dem Eisengriff haftete der Staub, und auf dem Fußweg vor unserem Haus lagerte eine mächtige, schmutzige Stahlwanne, die den Abfall und den Schutt aufnahm, der bei dem Ausbau des Dachgeschosses anfiel.

Ich beeilte mich, den trostlosen Schauplatz zu verlassen, der, darüber konnte ich mich nicht täuschen, für mein eigenes Ende bestimmt war: Hier sollte eine billige Zelle für meine letzten Jahre geschaffen werden. Mit halbem Blick sah ich, daß der Abfallbehälter – ein Container, im Neudeutsch meines Neffen Fritz – schon wieder bis zum Rand gefüllt war mit dem, was für unwert und unnütz befunden worden war: Müll, Unrat, Plunder, Gebrauchtes und Verbrauchtes aus beinahe hundert Jahren – wer kennt sich schon aus in den Resten und Überresten, die Generationen verwahren in der vagen Hoffnung, etwas davon könnte den Enkeln vielleicht noch einmal von Nutzen sein?

Was irgendwie verwertbar erschien, das hatte mein Neffe – ein eher ängstlich rechnender Mann – zusammen mit seiner pfennigsparsamen Frau schon Wochen vorher auf dem Dachboden ausgesucht und ausgesondert; selbst die geschnitzte Tafel

hatten sie fortgeschafft, unter der hindurch seinerzeit die Mansardenbewohner ihre Kammern erreichten – Dienstbotenkammern, unbeheizt –, ein Brett mit gotisch steilen Lettern in Brandmalerei **SICH REGEN BRINGT SEGEN**; derartige Zeugen meiner Kinderzeit erzielen heute bisweilen beträchtliche Preise, jedenfalls in den großen Städten, bei jungen Menschen.

Ich wollte die Straße rasch überqueren, um aus dem widrigen Umkreis des aufgebrochenen Hauses fortzukommen, als ich die Papiere bemerkte. In dem Containerschutt, zwischen Brettern und Balken und zerschlagenem Putz, unter Geröll und Gerümpel, neben zersplitterten Sparren und ziegelrot aufgerissenen Steinen – dieses starke, blutige Rot ist mir im Gedächtnis geblieben – lag ein Stapel Papier, unordentlich geschichtete, gegeneinander verschobene Bogen, halb überdeckt zudem von dem blaßgrünen Liliengeranke jener Tapeten, mit denen im Jahre 1915 – ich stand dabei, sieben Jahre alt – die Mädchenkammern ausgestattet worden waren. Die Blätter waren zum Teil zerknittert, einige waren zerknüllt, und zwei oder drei der mit blauer Schreibmaschinenschrift eng bedeckten Bogen hatte der Wind zur Seite geweht, wo sie, vom Regen durchfeuchtet, an der Stahlwand haften. Ich löste ein Blatt und las die halb verlaufene Schrift.

An sich bin ich nicht neugierig, heute gewiß nicht mehr. Wenn man die 70 hinter sich hat, wird man gleichgültiger gegen das, was die Welt rundum erregt und bewegt, auch großzügiger, was Neuigkeiten angeht, die meistens so neu und so wichtig nicht sind, wie die jungen Leute meinen. Die verbleibende Lebenszeit ist absehbar geworden, fast schon berechenbar, und damit verlieren die Dinge und Ereignisse mehr und mehr an Bedeutung: Im Grunde weiß man doch, ich jedenfalls weiß das heute, daß nun nicht mehr viel zu ändern ist, daß ich nichts mehr ändern werde.

Auch von meiner Wesensart her – soweit ich mich selbst beurteilen kann – ist mir Neugierde eigentlich fremd, so wissensdurstig, ja, wißbegierig ich mein Leben lang gewesen bin. Die hinterlassenen Briefe und Tagebücher, die Fragen und Geheimnisse meiner Eltern und Voreltern, die mich vor einigen Jahren noch beinahe verzweifeln ließen, weil darin Rang und Ruf der Familie Janus und damit meine Herkunft, ja, meine Existenz infrage gestellt schienen – sie interessieren mich heute kaum mehr

als die Allerwelts-Meldungen auf der letzten Seite der Morgenzeitung. Ich kann das alles verstehen, kann auch meistens Verständnis aufbringen dafür; aber das ist auch schon alles.

Es hätte daher für mich keinen Anlaß gegeben, den Papieren besondere Beachtung zu schenken, die, vergilbte Zeugnisse abgelebter Zeiten, für die Müllkippe bestimmt waren. Doch als ich die stellenweise bis ins Unleserliche ausgelaufenen Zeilen überflog, zunächst noch gar nicht richtig begreifend, was ich da las, schrak ich zusammen. Schon nach dem ersten, dem immer noch flüchtigen zweiten Blick wußte ich – es gab gar keinen Zweifel –, daß diese Papiere mich selbst betrafen, ja: mich ganz allein.

Längst habe ich vergessen, was ich damals zuerst in der Hand gehalten habe; es traf und bewegte mich gar nicht so sehr der Inhalt dessen, was auf diesen grauen, holzigen Blättern verzeichnet war. Wahrscheinlich ist es eine jener zahllosen Lage- oder Standortbeschreibungen gewesen, an die ich immer wieder viele Stunden gewendet hatte, vielleicht auch einer von ungezählten Versuchen – schon als Kind hatte ich damit begonnen –, die Seeschlacht bei den Falklandinseln darzustellen, sie mir selbst vorzustellen, die stolzen deutschen Kreuzer im überklaren Morgenlicht des 8. Dezember 1914 vor dem dunklen Schattenriß der Felseneilande, hinter denen die feindliche Übermacht lauerte, das Verderben, der Tod, auch der Tod für meinen Vater. Oder es war eine von vielen belanglosen Tagebuchnotizen, ein Bericht, ein Entwurf, ein Fragment – gleichviel: Auf jeden Fall wußte ich sofort, daß ich etwas in der Hand hielt, was ich selber geschrieben hatte, was nur ich selbst hatte schreiben können – von der Vorgeschichte werde ich später erzählen –, und im gleichen Augenblick ahnte ich schon, daß mit diesem Fund mein Leben, diese letzten absehbaren, zugemessenen Jahre, verwandelt sein würde.

Eine seltsame Erregung durchzitterte mich, ich schwankte, hielt mich krampfhaft an dem kalten Containerstahl fest, buchstabierte wieder und wieder die Zeilen, meine Zeilen, griff nach anderen Blättern, las, suchte weiter und weiter und mehr, vergaß, wo ich war: ein Augenblick Null – ich weiß nicht, wie lange ich dort gestanden habe.

In den vergangenen Jahren und Jahrzehnten habe ich Zeit und Gelegenheit genug gehabt, mich in der Tugend der Gelassen-

heit zu üben, vor allem, seitdem meine zweite Frau mich verlassen hat – Einsamkeit ist ein gestrenger Lehrherr. Meine Gelassenheit schützt mich vor der Welt und in der Welt, zuweilen auch vor mir selbst, wie eben in jenen Tagen, als mein Neffe Fritz Meier gegen alle Abmachungen und Versprechungen die Maßnahmen eingeleitet hatte, die dazu bestimmt waren, mich aus meiner altgewohnten Umgebung zu vertreiben: Nach mehr als 50 Jahren sollte ich meine Wohnung räumen, sollte künftig vorliebnehmen mit dem engen, niedrigen Dachgeschoß unseres Elternhauses, in dem mir ein lebenslängliches Wohnrecht von meiner Mutter testamentarisch vermacht worden war.

Sosehr mein Neffe – und mit ihm seine Mutter, meine Schwester Victoria – mir die Vorteile dieses Umzugs vor Augen zu stellen bemüht war – und gewiß konnte er auch einige triftige Gründe anführen, nicht zuletzt die ziemlich desolate Lage des Handelshauses Janus & Varena, an dem auch ich beteiligt bin –, so wenig mochte ich die angeblich unabweisbare Notwendigkeit dieser für mich schmerzhaften Veränderungen einsehen, zumal da ich den Verdacht nicht unterdrücken konnte, Meiers suchten dabei vor allem ihren eigenen Vorteil. Sie wissen nichts von den Unterirdischen. Die Tatsache, daß das vertraute Haus jetzt aufgerissen und für zahlungskräftige Mieter umgestaltet werden sollte – und das bedeutete, daß meine eigene Vergangenheit herausgeräumt und herausgebrochen werden mußte –, hatte mich in eine Stimmung zwischen tiefem Mißmut und bodenloser Trauer versetzt, und mit jedem Tag war es mir schwerer geworden, die alten Stufen zu steigen, die Türen zu öffnen, hinter denen ich meine Erinnerungen wußte, die traumhaft sicheren Schritte vom Eßzimmer in den Salon, vom Salon in das Herrenzimmer zu gehen: Ich wußte, es würde bald das letzte Mal sein.

Gleichwohl, dies alles hatte mich zwar verdrossen und bedrückt, ich war gekränkt, vielleicht sogar verbittert; doch eine letzte Gelassenheit hatte ich mir bewahrt, und später zeigte sich dann auch – diese Niederschrift mag als Beweis dafür gelten –, daß die ärgerliche Verengung meines Wohnbereichs und die damit zwangsläufig verbundene Umstellung in manchen Lebensgewohnheiten zuletzt doch zu meinen Gunsten ausschlug, wenn auch in anderer Weise, als mein Neffe mir das mit detaillierten

Berechnungen von Hypothekenzinsen, Sonderabschreibungen und Heizkostenzahlen auseinandergesetzt hatte: Ich konnte noch einmal beginnen zu schreiben, konnte zudem jetzt anders schreiben als vorher, und damit hatte ich plötzlich wieder eine Zukunft. Selbst die unvermeidliche Verkleinerung meines schönen Stil-Schreibtisches – unter der abgeschrägten Zimmerdecke meiner neuen Bleibe gab es dafür keinen Platz – erwies sich im nachhinein als ein Akt gewissermaßen höherer Vernunft, so hart mich die Zerstörung des lange Vertrauten zunächst auch ankam; ich werde davon noch berichten.

Erst einmal stand ich jetzt, erregt bis in die Fingerspitzen, auf der Straße vor unserem Haus, gelehnt an den Abfall-Container, und ich las, las, las. Es waren nur zufällige Überreste, die mir da in die Hände gefallen waren, Bruchstücke, Fetzen, Fragmente. Die Tatsache aber, daß diese alten Aufzeichnungen, die ich längst und für immer verloren geglaubt hatte, plötzlich wieder vorhanden, daß sie für mich wieder verfügbar, auch überprüfbar waren, faszinierte mich über die Maßen, zumal da sogleich die unsinnige Hoffnung in mir aufstieg, es könnten nicht nur diese Blätter gerettet worden sein, sondern alles das, was mir vor sieben Jahren abhanden gekommen war, würde sich wiederfinden, bewahrt über die Jahre von Nis Puk in unserem Dachgebälk.

Es kam hinzu, daß ich in diesen jahrzehntealten Aufzeichnungen mir selbst begegnete, mir selbst allerdings in einer früheren, abgelebten, ja, überlebten Form: Ich sah mich, hörte mich, begriff mich in diesen Zeilen, die einer geschrieben hatte, der einmal ich gewesen war – und der nicht ich war, nicht mehr.

Das ist, wie sollte es anders sein, eine lange Geschichte, und ich weiß nicht, ob ich noch die Zeit und die Kraft finden werde, sie so ausführlich und so wahrhaftig niederzuschreiben, wie das erforderlich ist, wenn Menschen einer anderen Generation, einer anderen Welt sie verstehen sollen, zumal da meine Niederschrift nicht nur mich selbst zum Inhalt haben kann – das ergäbe schon ein recht ansehnliches Geschichtenbündel –, sondern gleichermaßen die Geschichte der Menschen um mich herum erzählen muß, vor allem die verwickelte Geschichte der Familie Janus, die

wiederum nicht zu verstehen ist ohne das, was man gemeinhin Geschichte nennt, die tiefen Einbrüche nämlich und die Wandlungen, die während meiner Erinnerungszeit unser Gemeinwesen versehrt und verändert haben – die Gesellschaft, den Staat, auch unsere kleine Stadt: viele, unzählige Geschichten also, die oft miteinander verbunden und ineinander verwoben sind, so daß ein alter Mann wie ich nur mit großer Mühe imstande sein dürfte – wenn überhaupt –, das alles aufzuschreiben. Mein Gedächtnis läßt mich immer häufiger im Stich, manches wird unscharf, ungenau, Wünsche und Träume lassen Konturen zerfließen, anderes drängt sich vor – wer weiß schon, was einmal wirklich gewesen ist, damals, vor so viel Hoffnung, nach so viel Vergeblichkeit, wenn nicht einmal das Gestern eines einzigen Tages Gewißheit kennt?

Überdies muß ich meine Erinnerungen niederschreiben in meiner Sprache: mit den Worten eines Menschen, den eine freundliche Einschätzung möglicherweise für einen gebildeten Müßiggänger halten könnte – meine nüchterne Schwester Victoria allerdings pflegt mich seit je einen Tagedieb zu nennen –, der sich selbst jedenfalls kaum als einen Schriftsteller verstehen mag. Zwar habe ich einige Übung im Schreiben, da ich mein Leben lang mit wenig anderem beschäftigt war als mit Versuchen, meine Welt, meine Wirklichkeit zu beschreiben und sie damit begreifbar zu machen, zunächst für mich selbst, dann aber auch – in meinen jüngeren Jahren war ich eitel genug, diese Möglichkeit ernsthaft in Betracht zu ziehen – für etwaige Leser und Leserinnen meiner Aufzeichnungen. Ich habe aber erkennen müssen – und dabei half mir die Wiederbegegnung mit meinen alten Notizen und Tagebüchern, so wenig davon erhalten geblieben ist –, daß ich mich bei meinem Schreiben zu oft mit dem Beschreiben zufriedengegeben habe, mit dem Außen der Dinge und der Menschen.

Wahrscheinlich waren meine Begriffe von Welt und Wirklichkeit zu vordergründig, vielleicht auch zu vage, und weil unsere Begriffe unsere Sprache prägen, die Sprache aber wiederum das begrenzt, was wir als Wirklichkeit begreifen können, befand ich mich in einem Teufelskreis. Was ich sah, was ich erlebte, was ich fühlte und hörte und selber sagte, auch manches von dem,

was ich las: das schrieb ich einfach auf, ohne auf den Gedanken zu kommen, meine Wahrnehmungen könnten unzureichend, die Art meiner Aufzeichnungen könnte fragwürdig sein.

Im Grunde hatte ich nicht gelernt, mich selbst in Frage zu stellen. So verwandelte sich häufig das, was für mich die Welt ausmachte, buchstäblich unter meinen Händen ins Irreale, ohne daß es dabei die schöne Leichtigkeit und den Schwung der Phantasie gewonnen hätte. Stets war ich ernsthaft und aufrichtig bemüht, jedes Ding, auch jeden Gedanken, jede Regung in mir und anderen mit äußerster Sorgfalt in Worte zu fassen. Viel Zeit nahm ich mir, ließ ich mir dabei, und oft war ich erst mit der vierten oder fünften Fassung einer Notiz zufrieden. Trotzdem gewann am Ende aber nicht so sehr das Geschriebene Gestalt als der Schreibende, und diese Figur – das sehe ich heute, und ich sage das ohne jede Koketterie, mit dem Recht des Alters auf kritischen Abstand zu zerronnenen Illusionen – genügte denn doch nicht, taugte vor allem nicht als Zentrum jenes notwendigerweise beschränkten Kosmos', den ich in und mit meinen Niederschriften umgreifen und begreifen wollte. Dabei mag dahingestellt bleiben, ob das in dieser verwirrten, zerrütteten Zeit nicht auch jeden anderen Menschen überfordert hätte.

Ein Beispiel aus dem Jahre 1931 soll verdeutlichen, was ich meine, eine jener bereits erwähnten Standortbeschreibungen:

»Vormittags. Die unaufdringliche Stille, wenn das Haus ganz leer ist. Das tickende Chronometer. Das leise Kratzen der Stahlfeder auf dem Papier. Meta ist zum Markt gegangen. Manchmal, ich warte darauf und werde doch immer von neuem überrascht, das dumpfe Schlagen der Standuhr in der Diele. Großvaters Uhr. Vaters Uhr. Mein Erbe: meine Uhr. Ich will nichts vererben. Ich mag nicht zählen und schätzen und teilen, und ich mag die rechnenden Nutznießer nicht. Für meine Erben soll nur das sein, was ich schreibe, und wenn das nichts ist, nichts bedeutet für sie, dann haben sie eben nichts mehr von mir, haben aber auch nichts verloren.

So einfach ist das. Nichts hat Bestand, das weiß ich, und eigentlich weiß das jeder. Aber die meisten Menschen fürchten sich vor diesem Wissen: Sie suchen sich abzusichern durch Testamente und Klauseln und notariell beglaubigte Unterschrif-

ten, und dabei denken sie eigentlich nur an ihr eigenes Leben und Überleben, wären am liebsten ihre eigenen Testamentsvollstrecker. Seltsam zu sehen, wie alle diese Erblasser und Erben aus den gleichen Ängsten, den gleichen unsicheren Hoffnungen leben, als ob es nichts anderes und nichts Besseres gäbe als Haben und Halten.

Natürlich bin ich ungerecht, selber ein Erbe von Uhren und Häusern und mündelsicheren Pfandbriefen, und dazu die Möbel, das flämische Tulpenbild, die venezianischen Leuchter, die schwere silberne Opferschale aus Peru – Victoria hatte nach Mutters Tod sehr rasch errechnet, daß ich zu reich bedacht worden sei, wieder einmal, obwohl sie gewiß nicht behaupten wolle, ich hätte mich darum bemüht –, und dazu dann noch 20 Prozent von Janus & Varena. Ich kann es nicht leugnen: Auch ich bin ein Erbe, 23 Jahre alt und lächerlich wohlhabend, vielleicht sogar reich, und ich bin ein ungerechter Erbe dazu. Aber ich weiß immerhin, wer ich bin, was ich bin, und was ich heute noch nicht weiß, das werde ich, schreibend, finden.«

Eine Standortbestimmung, gewiß, mein eigener Standort damals, locker skizziert: das Spiegelbild eines egozentrischen jungen Mannes aus guter Familie, in guten Verhältnissen lebend, beschäftigt vor allem mit sich selbst. Ich lese das heute mit einem gewissen Unbehagen. Zwar kann ich dem Menschen, der ich damals war, vor einem halben Jahrhundert, nicht eigentlich Vorwürfe machen: So war ich eben, so und nicht anders, und ich habe mir nicht einmal Mühe gegeben, anders zu scheinen. Aber ich kann mich damit auch nicht einfach entschuldigen, und andere Ausreden – etwa die Prägung durch Umwelt, Familie, Erziehung – mag ich für mich nicht gelten lassen.

Es bleibt mir deshalb nur die Feststellung, heute, daß ich mir sehr fremd geworden bin, und so kritisch, ja, durchaus ablehnend ich in den vergangenen Jahren meinen eigenen Sohn gesehen habe – in vielem, was er denkt und tut und sagt, erscheint er mir immer noch bemerkenswert unverständlich und unreif –, so gestehe ich doch, daß Bernhard mir selbst dort, wo ich sein Verhalten gründlich mißbillige, oft näher ist als jener junge Mann, der ich selbst einmal gewesen bin.

Ich habe mir wohl mein Leben damals – Victoria meint aller-

dings: immer – ein wenig zu leicht gemacht. Die Wirklichkeit, in der ich lebte, nahm ich so an, wie sie war; ich fragte nicht nach ihren Wurzeln, nicht nach ihren Widersprüchen. Ich war 23 Jahre alt, hatte ein wenig lesen und schreiben gelernt – das, was man damals Allgemeinbildung nannte und mit einem gesiegelten Reifezeugnis bestätigte: Deutsch gut, Mathematik befriedigend, vom Turnen auf Grund eines ärztlichen Attestes befreit –, und ich setzte voraus, das sei genug, damit könne man leben, zumal da der ererbte Besitz nach menschlichem Ermessen für ein Dasein in angenehmer Muße ausreichen würde.

Im Grunde hatte ich keine Ziele, keine Pläne, nicht einmal Träume, die über mich selbst hinausreichten. Mein Ehrgeiz – wenn ich denn überhaupt ehrgeizig war – ging nur dahin, schreibend ein zuverlässiges Bild meiner Welt zu zeichnen, ein möglichst plastisches, aber ein statisches Bild: Ich wollte die Welt nicht anders, als sie war, schon gar nicht meine eigene Umwelt mit ihren selbstverständlichen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten.

Das war im Jahre 1931. Ringsum wurde der Zerfall der alten Werte und Strukturen mit jedem Tag deutlicher erkennbar. Victoria ließ sich Brom verschreiben, schon damals zog die Schlaflosigkeit Altersfalten in ihr spitzes Gesicht – die Firma Janus & Varena war an einer jener Banken beteiligt, die in den Strudel der Wirtschaftskrise geraten waren –, während mein Bruder Hugo gerade zum erstenmal – und rosig vergnügt, wie stets – in der schmucken Uniform der Motor-SA vorfuhr, mit schwarzem Sturzhelm; für ihn gab es gar keinen Zweifel, daß man sich jetzt in den mächtigen Strom jener Bewegung einfügen müsse, deren fester Marschritt die Zukunft gehörte, wobei er selbst allerdings die marschierenden Kolonnen mied: Er behielt sich lieber die Fortbewegung mit dem Kraftfahrzeug vor, aus beruflichen Gründen und überhaupt, für alle Fälle. Ich sah Victorias schmalen, versorgten Mund und Hugos zufriedenes Strahlen – er hatte Erfolg, wie immer, war gerade Generalvertreter einer bedeutenden Motorrad-Fabrik geworden –, und ich schrieb auf, was ich sah, schrieb Protokolle.

Ich nahm die Welt als gegeben an und kam nicht einmal auf den Gedanken, sie verändern zu wollen – ich hätte auch nicht

gewußt, wie und wieso und wohin. Daß schon der Vorgang des Schreibens an sich die Welt verändert – unabhängig von der Qualität des Geschriebenen –, wenn auch gewiß unmerklich, in unmeßbaren Potenzen, das machte ich mir nicht klar, und die groben Raster – die laute Tagespolitik mit Leitartikeln, Wahlplakaten, Börsenkursen – interessierten mich sowieso nicht.

Ich lebte gelassen in meiner Bildungswelt, konnte Heine zitieren und Wilhelm Busch, wußte den Faust-Monolog auswendig und hatte keine Schwierigkeiten, mich mit gleichermaßen Belesenen über Thomas Manns »Zauberberg«, auch über Freud oder Hölderlin zu unterhalten. Doch Zweifeln hatte ich nicht gelernt; die alten Begriffe und Vorstellungen hatte ich ungeprüft übernommen – noch heute ertappe ich mich manchmal dabei, daß ich gedankenlos Wörter verwende, die eigentlich längst nur noch Leerformeln sind, Schablonen, die Tatbestände eher verdecken als erklären, wie etwa das fossile Wort von den »stolzen« deutschen Kreuzern, auch jenen, die vor den Falklandinseln versenkt wurden (gerade eben erst ist es mir wieder unterlaufen): Waren die Schiffe selber denn stolz? Oder wer sonst war stolz auf sie und weshalb? Was alles verbarg sich hinter diesem ungeprüften Stolz in der Wirklichkeit jener Zeit, die Kriegsschiffe aussandte in alle Welt als unmißverständliche Macht- und Drohgebärde?

Ich bildete mir ein, damals, ziemlich gescheit zu sein. Aber ich sah nicht hinter die Worte, benutzte sie nur als beliebige Versatzstücke, und ich begriff nicht, daß ich mit einer solchen Sprache scheitern mußte. Ich bemerkte nicht einmal, daß die Welt um mich herum längst brüchig geworden war, geschüttelt von Nöten, zum Teil schon verkommen im Elend, das sich in unserer Stadt allerdings meistens in Randbezirke verkroch, hinter den alten Friedhof und neben den Güterbahnhof, auch in die dunklen Ziegelmauern der stillgelegten Zuckerfabrik. Nicht nur, daß die Aktien fielen, die Devisenkurse tanzten, die graue Menschenschlange vor der Stadtküche von Woche zu Woche länger wurde und die Suppe dünner, und in immer gleichem, stampfendem Gleichschritt marschierten Kolonnen in unterschiedlichen Uniformen durch die Kopfsteinstraßen der Stadt, Kampflieder gröhlend, Parolen brüllend: Es stand in den Gesichtern, den hung-

rigen wie den wenigen feisten, daß es auf ein Ende zuing, und das Trommeln immer neuer Wahlkämpfe gab dazu den Takt an.

Wer nicht blind war, der mußte erkennen, spätestens jetzt, daß die alten Uhren nicht mehr richtig gingen. Aber ich sah das nicht, ich war tatsächlich blind: Ich hockte hinter meinem Stil-Schreibtisch, im Herrenzimmer, und Meta besorgte Haushalt und Garten, während ich meine Notizen, Beobachtungen, Überlegungen ausformulierte.

Nur selten stieß ich mich an der Außenwelt; gelegentlich wurde ich allerdings angestoßen, und es blieb dann ein Gefühl von Unsicherheit und Bedrohung in mir zurück, wie nach jenem Sonntagnachmittag im Spätsommer 1930, als Meiers uns zu einem Ausflug mit ihrem neuen Daimler eingeladen hatten – Victoria war mit Ernst-Otto zur Testamentseröffnung gekommen. Bei der rot-weißen Benzinsäule vor dem »Lübecker Hof« tankten wir auf. Der Wirt bediente selbst die Handpumpe; er füllte mit kräftigem Hin und Her jeweils einen der Glasbehälter, dessen Inhalt in den Autotank abfloß, während das andere Glas sich sprudelnd füllte – das Bild des strömenden, strudelnden Benzins faszinierte mich, so daß ich den kleinen Trupp uniformierter »Reichsbanner«-Männer erst bemerkte, als sie schon neben unserer blanken Karosserie standen und zu uns hereinstarnten. Sie waren aus der Gaststätte gekommen, möglicherweise nicht mehr ganz nüchtern, und sie machten unfreundliche Bemerkungen über den Picknick-Korb auf Victorias Schoß, den Meta für uns mit Würsten und Salaten reich ausgestattet hatte, klopfen auch an die Scheiben, so daß Ernst-Otto protestierte: »Bitte, lassen Sie das!«

Als der Gastwirt hineinging, um das Geld zu wechseln, faßten die Männer den Wagen an und begannen, zuerst schien es nur wie ein Spiel, damit zu schaukeln, hin und her, die Federn ächzten, immer weiter legte die Karosserie sich zu den Seiten über; Victoria preßte den PicknickKorb an sich und schrie: »Aufhören! Sie sollen aufhören, sofort!«, und der schwere Wagen wäre wohl gekippt, wäre nicht der Gastwirt mit dem Wechselgeld gekommen »Aber Genossen!«, sagte er. »Das bringt doch nur Ärger!«

Als wir später durch die anmutige Landschaft rollten, fragte Hugo: »Was wollten die Kerle eigentlich?« Victoria wandte sich

halb zu uns zurück: »Das sind eben Rote und Anarchisten – kein Benehmen! Du hättest die Polizei rufen sollen, Ernst-Otto!« Vielleicht habe der Picknick-Korb die Männer gereizt, wandte mein Schwager ein. Mit 51 Mark Arbeitslosenunterstützung im Monat könne man nicht besonders gut leben, und außerdem –. Aber Victoria fiel ihm ins Wort: »Ach was! In Rußland kriegen noch nicht mal die Bergarbeiter das an Lohn, was unsere Arbeitslosen als Unterstützung bekommen – die könnten doch wirklich zufrieden sein.«

An unserem Gartengitter war ein ovales Emailleschild befestigt: »Betteln und Hausieren verboten!« Im Schlafzimmer hing über dem Foto meines Vaters – ein würdiger, strenger, fremder Herr in dunklem Anzug, steifem Kragen – noch immer die schwarzweißrote Schleife. Sonnabends fegte ein alter, krummbeiniger Mann die Straße vor unserem Haus, der Mennigmann hieß, nur so: Mennigmann – kein Herr, kein Vorname, keine Sentimentalitäten, es gab eben Leute wie Mennigmann, die in zerschlossenen Manchesterhosen die Straße fegten und dankbar die Mütze zogen, weil sie sich ein Zubrot zur Rente verdienen konnten. Die Gesellschaft »Harmonie« gab auch in diesem Jahr ein Sommerfest und ein Winterfest für Mitglieder und geladene Gäste, Abendgarderobe obligatorisch, die Gräfin Falster hatte wie immer das Patronat. Ein lebensgroßer Marmorengel schrieb mit goldenem Stift auf die blank geschliffene Platte unseres Familiengrabes DIE LIEBE HÖRET NIMMER AUF, der Stift verharrte für ewige Zeiten auf dem Schlußpunkt.

Ich war in gepflegten Schneider-Anzügen groß geworden und hatte gelernt, artig zu sein. Meine Lehrer hatten mich oft gelobt, selten getadelt, immer geachtet, und ich hatte ihre Achtung erwidert und ihnen aufmerksam zugehört. Deshalb wußte ich auch – und zweifelte nicht daran –, daß früher alles anders und alles besser gewesen war, und ich wußte, daß unser besiegt, verratenes, von tückischen Feinden geknechtetes Vaterland einst wieder groß und strahlend mächtig auferstehen würde, um der feigen Übermacht der Neider ringsum ebenso den Todesstoß zu versetzen wie den kommunistisch verhetzten Vaterlandsverrätern in der Heimat. Ich selbst bevorzugte taubengraue Anzüge aus leichtem Wollflanell.

Ich sah nicht, konnte nicht sehen, wie sehr das Gestern schon überständig geworden war, überlebt und abgelebt. Ich war aufgewachsen unter der Photographie eines Heldenvaters, der sein Leben für Kaiser und Reich – freiwillig – hingegeben hatte. Das galt für mich, das galt scheinbar für alle Zeit. Die trübe Gegenwart schien mir ein Bastard, nicht das legitime Kind einer Vergangenheit, die sich verschwendet hatte an Phrasen und buntes Geflitter und Waffenglanz, und die Klagen über den Verfall der Nation, über Not und Verderben als Folge von Heimtücke, Lüge, Verrat, das ständige Lamentieren unserer bravbürgerlichen Tageszeitung über die unverdiente deutsche Schande waren mir so vertraut und so selbstverständlich wie die zerlesenen Bücher meiner Kinderjahre mit ihrem feldgrauen Pathos, »Viel Feind, viel Ehr'«, »Wir halten aus!«, »Marsch, marsch, hurra!« Lebenslang summen wir die Melodien jener Lieder, die wir als Kinder gelernt haben, und meine Kinderlieder hatten fast alle vaterländischen Klang.

Beim Umzug fand ich jetzt ein Tablett wieder, das ich, mit stolzem Herzklopfen, meiner Mutter 1915 zum Geburtstag geschenkt habe, ein einfaches Holztablett, dessen Platte ich mit einer Art Collage – damals nannten wir das ein Quodlibet – geschmückt hatte.

Mein Onkel Karl, der lebensfrohe jüngere Bruder meines Vaters, pflegte sich an Sonn- und Feiertagen eine jener Zigarren zu leisten, die durch Umfang, Deckblatt sowie durch eine kostbar gedruckte Bauchbinde ihre besondere Qualität, auch ihre Würde kenntlich machten, was wiederum den Rang des Rauchers unterstrich. Für mich sammelte er die überprächtig verzierten Zigarrenringe, und er half mir auch ein wenig, als ich daraus dann ein nationales Quodlibet zusammenfügte: in der Mitte ein bunt und gold gedrucktes Bild, darstellend den mythischen Kaiser Barbarossa mit Krone und Schwert samt zweien Knappen in Kettenpanzer und Flügelhelm, offenbar ein Aufleger aus einer jener Kisten aus feinstem Cedrelaholz, in denen Onkel Karls Zigarren verpackt waren. Rund um das hehre Bild herum hatte ich in lockerem Strahlenkranz die golden prunkenden Bauchbinden

geklebt, deren wiederum goldgerahmte Mitte meistens ein Porträt faßte, manchmal auch nur ein Wappen, einen Orden oder einen Spruch.

Vor allem war da, in verschiedenen Uniformen und mit jeweils unterschiedlich gespreiztem Bart, stets aber mit schweifend herrscherlichem Blick, unser großer Kaiser zu sehen, Wilhelm II., der nur einmal, wie versehentlich, in dunkelgrauem Anzug mit würdigen Eckenkragen abgebildet war. Zivile Akzente erhielt mein Quodlibet im übrigen nur durch den greisen Fürsten Bismarck – dargestellt in schwarzem Tuch mit weißer Halsbinde – sowie durch zwei mir unbekannte Herren namens Abraham Lincoln und Zachary Taylor, Ausländer offenbar, die Lücken hatten füllen müssen, weil schon 1915 die edlen Importen mit den aufwendigen Zigarrenringen nicht mehr in der gewohnten Menge und Qualität zu haben waren. Abgesehen von diesen etwas befremdlichen Einsprengseln aber prunkte mein Klebebild – eine Glasplatte schützte es und bewahrte seinen Glanz – mit Männern in ordensgeschmückten Uniformen, Hoheiten meistens, kaiserlich, königlich, erlaucht, Majestäten wie Friedrich der Große, Kaiser Wilhelm I., der hochselige Großvater unseres Kaisers, dazu Prinz Heinrich, der bärtige Generalinspekteur der Kaiserlichen Marine, Kronprinz Wilhelm in verschiedenen Lebensaltern, und neben dem glorreichen Moltke war auch schon unser Hindenburg zu finden, wenn auch in etwas minderer Druckqualität und kriegsbedingt nur schwarz-weiß, der Sieger von Tannenberg, Retter des Vaterlandes. Daneben und rundherum gab es prachtvolle Wappen und Medaillen, auch prunkende Kronen, Eiserne Kreuze, den stolzen Doppeladler der uns auf alle Zeit verbündeten Donaumonarchie, und geheimnisvolle Worte wie FLORA FINA, FAVORITAS, SELECTOS oder PERFECTOS PUROS wiesen auf die erlesenen Qualitäten von Onkel Karls Sonn- und Festtagszigarren hin.

Ich weiß nicht, ob meine Mutter sich wirklich über mein Geschenk gefreut hat. Sie stammte aus der Nähe von Osorno in Süd-Chile, die Tochter eines deutschen Auswanderers, der es dort mit Geschick, Fleiß und Tüchtigkeit zu einem nicht unbeträchtlichen Vermögen gebracht hatte, und obwohl an ihren nationalen Gefühlen nicht zu zweifeln war – eher im Gegenteil: Nur

dem beharrlichen Zureden des Justizrats Berkemeyer war es zu verdanken, daß sie nach dem Heldentode meines Vaters nicht ihr gesamtes Geldvermögen in Kriegsanleihen zeichnete –, so fehlte es ihr doch hier und da an Kenntnissen in vaterländischer Geschichte, und insbesondere in den verwickelten dynastischen Beziehungen der deutschen und europäischen Herrscherhäuser bewahrte sie sich eine Unwissenheit, die meine Schwester Victoria – eine eifrige Sammlerin von Kunstpostkarten mit den samt schönen Familienphotos deutscher Fürstenhäuser, schon die kleinen Prinzen in richtigen Uniformen – manchmal beinahe verzweifeln ließ. Zur Förderung und geistigen Bereicherung ihrer Mutter trennte Victoria sich sogar zeitweise von ihrem liebsten Buch, in dem sie abends vor dem Einschlafen zu lesen pflegte: »Das Buch vom Deutschen Kaiserpaar im Jubeljahr«.

In lieblicher Breite und sanftem Predigtton war darin ein wunderschönes Bild von Wilhelm und Auguste Victoria gezeichnet, dem edlen Landesvater und der edlen Landesmutter, die immer mit ihren Landeskindern fühlten, stets ihre Freuden und Leiden teilten, gütig ihr Volk erzogen zu Sparsamkeit und Pünktlichkeit und Treue und allewege nur auf sein Bestes bedacht waren, wenn sie dabei auch auf mancherlei Widerstand stießen und um Undank und Unverstand niemals zu sorgen brauchten – sie wurden nicht müde noch matt, sondern ließen von der Liebe sich dringen, die alles glaubt und duldet und hofft und nimmer, nimmer aufhört.

Nach dem Mittagessen, zum Kompott, las Victoria manchmal daraus vor, wobei sie voraussetzte, daß wir ihr Entzücken, ihre Rührung und ihre Tränen teilten – ein Stück habe ich damals abgeschrieben: »Einst traf sie ein schwerkrankes Kindchen, dem eben der Vater gestorben, und dem die Mutter darniederlag. Das blickte aus seinem Bettchen mit großen Augen die Kaiserin an. Es mochte wohl innerlich prüfen, ob das vielleicht seine Mutter sei. Plötzlich aber brach es bei solcher Prüfung in krampfhaftes Schluchzen aus. Da hob die Kaiserin flugs das weinende Würmchen aus seinem Bette, nahm es, ohne ihres blendend weißen Kleides zu achten, auf ihren Schoß und schenkte ihm die Rose von ihrer Brust. Das Kindchen merkte, daß dies eine Mutter war, und lächelte bald getröstet unter seinen Tränen hervor.«

Wie dem auch sei: Ich weiß noch, daß mein Tablett jahrelang benutzt wurde, wenn ein Besucher am Sonntagvormittag zu einem Glase Sherry oder, später im Kriege, als auch bei uns die letzten importierten Flaschen geleert waren, zu einem mildgelben Rübenschnaps gebeten wurde. Selbst nach dem Waffenstillstand 1918 – ein Ende des Schreckens, das in unserem Hause als unvorstellbar schrecklich erfahren wurde – blieb das Tablett noch einige Zeit lang in Gebrauch, wahrscheinlich aus einer Art von deutschnationalem Trotz – Im Felde unbesiegt! –, wenn auch das Verhalten mancher der von mir seinerzeit im Quodlibet vereinigten hohen und höchsten Herrschaften durchaus nicht gebilligt wurde: Daß mindestens der Vater des Vaterlands, unser Kaiser, den Heldentod an der Spitze seiner tapferen Truppen hätte suchen müssen, den blanken Degen gegen den tückischen Feind gezückt und »Mir nach!« rufend, das war die einhellige Überzeugung auf den Familienfesten, zu denen sich auch in den grauen Jahren der Republik die Janus-Verwandschaft versammelte.

Das war meine Welt, meine Wirklichkeit. Früh hatte ich mich den überkommenen Formen und Formeln angepaßt. Die Werte und die Tugenden meiner Umwelt hatte ich übernommen, ohne nach ihren Voraussetzungen und ihrem Sinn zu fragen, gar nicht zu reden von Zweifeln an ihrer Wahrhaftigkeit, und wenn das auch bis zu einem gewissen Grade für jede kindliche Entwicklung zutreffen mag: Ich blieb auch weiterhin nicht ungerne in den vorgegebenen, vorgeprägten Mustern, zumal da damit für mich eine recht bequeme Sicherheit und eine sorglose Lebensfülle für alle absehbare Zeit verbürgt erschienen.

Nach dem Tode meiner Mutter – im Jahre 1930 erlag sie unerwartet einem Herzversagen; sie starb so still und unauffällig, wie sie seit Vaters Tod gelebt hatte – wohnte ich in meinem Erbe und lebte von meinem Erbe, beraten, ja, in gewisser Weise beaufsichtigt von Justizrat Berkemeyer, der zum Testamentsvollstrecker bestimmt worden war, in meinem Falle auf die Dauer von 30 Jahren – ein fürsorgliches Vermächtnis meiner Mutter, mit dem sie offenbar einer Anregung des Justizrats gefolgt war, der meine Fähigkeiten zum rationalen Umgang mit einem nicht unbeträchtlichen Vermögen wohl nicht allzu hoch eingeschätzt haben dürfte –, und ich lebte so, als hätte es keinen Krieg und keinen Zusam-

menbruch gegeben, keine Reparationen und keine Weltwirtschaftskrise. Nach einigen Semestern eines breit und unverbindlich angelegten geisteswissenschaftlichen Studiums in Heidelberg und Leipzig, bei dem mich allerdings die hörbar lauter und rauher werdende Agitation meiner meist stramm national gesinnten Kommilitonen störte, zog ich mich in unser Haus zurück, das mir zur lebenslänglichen Wohnung bestimmt war, und dort begann ich, unterbrochen nur durch einige nicht sehr ergiebige Bildungsreisen auf den Spuren Goethes und Winckelmanns, meine Tagebücher zu schreiben – oder vielmehr: Ich setzte die Niederschriften fort, mit denen ich schon vor Jahren als Schüler begonnen hatte.

Dabei ging ich von der Annahme aus, es müsse möglich sein, durch sorgfältige Beobachtung und sachliche Beschreibung Erkenntnisse zu gewinnen und Erkenntnisse zu vermitteln. Immer wieder versuchte ich deshalb, ganz klar und ganz kühl – gleichsam in einer schriftstellerischen Variante jener Neuen Sachlichkeit, die damals die junge Malerei bestimmte: Versuche, die Wirklichkeit des Alltäglichen nüchtern festzuhalten –, mit meinen Worten den Dingen und den Menschen um mich herum auf den Grund zu kommen. Schreibend wollte ich festlegen, für jetzt und für immer, was ich in meiner Umwelt als meine Welt erfuhr. So mühte ich mich angestrengt um Umrisse, Grundrisse und Aufrisse einer Wirklichkeit, die zwar noch idyllische Züge trug, die aber schon deshalb nicht festzulegen war – auch nicht durch äußerste Genauigkeit, Klarheit, Objektivität, wenn es so etwas denn überhaupt geben sollte –, weil sie sich in einem tiefen, tatsächlich unbeschreiblichen Umbruch befand, und in diesen Bruch mit dem Gestern war ich selbst mit einbezogen, ohne daß ich das damals auch nur geahnt hätte.

Im Grunde bin ich heute froh, daß nur so wenig von meinen Schreibereien erhalten geblieben ist. Schon das wenige ist für mich bedrückend, und nur mit großer Überwindung habe ich mich dazu entschließen können, einiges davon in dieser Niederschrift zu verwerten. Es quält mich, wenn ich heute lese, was ich früher in dem sicheren Bewußtsein geschrieben habe, diese meine Welt sei *die* Welt. Fast jeden Satz möchte ich ändern, berich-

tigen, obwohl ich natürlich weiß, daß derartige Korrekturen kaum etwas bewirken würden: Das Ganze stimmt nicht, kann nicht stimmen, und selbst wenn ich heute Wort für Wort neu setzen würde – ich kann und ich will das nicht –, dann bliebe immer noch die Frage offen, ob denn meine gegenwärtige Perspektive richtig und verbindlich sei.

Ein Beispiel mag verdeutlichen, was ich meine – ein Abschnitt meiner Aufzeichnungen aus dem Jahre 1934, zufällig erhalten, den ich allerdings nur auszugsweise und zusammenfassend zitieren möchte; die ganze Skizze ist viel zu ausführlich, sie lohnt nicht Satz und Druck.

Damals habe ich den 83. Geburtstag meiner Großmutter beschrieben, ein Familienfest, nicht mehr. Doch dieser 8. Juli 1934 war ein Tag – und nichts in meinen Aufzeichnungen deutet das auch nur an – gerade eine Woche nach dem sogenannten Röhm-Putsch, nur wenige Tage nach der Reichstagsrede des Führers und Reichskanzlers, in der er vor aller Welt die Morde an seinen alten Kampfgefährten für rechtens erklärt hatte: Ereignisse, die auch unsere gutbürgerliche, durchweg deutschnational gesinnte Familie sehr erregt hatten, und sei es auch nur wegen der Genugtuung darüber, daß diese scheußlichen Homosexuellen endlich einmal erwischt worden waren, wenn auch nicht unbedenklich schien, daß der General von Schleicher dabei den Tod gefunden hatte.

Was ich aufgezeichnet habe, klingt aber so, als habe das Fest Jahre, Jahrzehnte vorher stattgefunden: freundliche Plaudereien hin und her über den langen Tisch, liebenswürdige Erinnerungen, auch kleine familiäre Sticheleien – was Großmutter sagte, stets überlegen als ältere Schwester, was Onkel Emil wußte und Tante Julchen ergänzte, es ging um Kochrezepte und Kindererziehung und Priebnitz-Umschläge, und Tante Minne warf ein, Onkel Karl meinte, und Hugo lachte fröhlich wie immer, was Victoria zu einer spitzen Bemerkung veranlaßte, Ernst-Otto gab zu bedenken, auch ich versuchte etwas beizutragen, doch meine Ansichten zählten in diesem Kreise nicht, wo Großmutter allein bestimmte, was recht war und richtig: »Bei uns war das immer so, mein Junge, das ist eben so!« Und Meta servierte die dritte Torte, Schokoladen-Trüffel nach Sacher-Art, ein Wiener Rezept,

das Großmutter's Vater mitgebracht hatte – er wurde sonst kaum jemals erwähnt, zumal da das Tortenrezept seine einzige Mitgift geblieben war –, dazu geschlagene Sahne, nur leicht gesüßt. Ernst Otto Meier stöhnte genüßlich und strich sich über den gewölbten Unterleib, der Gürteldorn steckte im letzten Loch; aber Victoria zog streng die Lippen ein und meinte, er wolle gewiß lieber danken, und gehorsam knöpfte Ernst-Otto den Hosenbund wieder zu. Und Tante Fräulein, seit 37 Jahren führte sie Großmutter den Haushalt, reichte die silberne Gebäckschale herum – weil Großmutter sie immer nur »Fräulein!« rief, war sie für uns »Tante Fräulein«, ein rosiges Rundgesicht unter grauem Haarkranz, frisch, als käme sie eben aus dem Garten herein –, und auch Victoria nahm noch ein Butterplätzchen – sie bediente sich, wie sie sagte –, während Onkel Karl schon zum zweiten Male an seine Tasse schlug, den Schlips zurechtzog und sich mit gemessener Umständlichkeit erhob: »Meine Lieben!«, begann er, und nachdem Tante Minne endlich verstummt war, hob er noch einmal an: »Verehrte Festgesellschaft und vor allem natürlich« – er zog die Pause genießerisch hin – »unser liebes Geburtstagskind: liebe Mama!« Er betonte die erste Silbe, sagte Mama wie ein Kind, und niemand fand etwas dabei: Onkel Karl war ja Großmutter's Kind, der einzige Sohn, der noch lebte. »Wenn wir heute hier so festlich und fröhlich beisammensitzen und uns an Mamas köstlichen Torten laben, das Kleingebäck nicht zu vergessen, und Blüten auf das Haupt gestreut, wie der Dichter so treffend singt –.«

So ging es weiter und weiter, noch heute höre ich Onkel Karl reden: so vieles vergessen, vorbei, endgültig, aber sein Ton blieb mir im Gedächtnis, ein warmer Bariton, dessen Pathos so natürlich klang, daß niemand auch nur daran gedacht hätte zu lächeln. Onkel Karl war als Redner sehr beliebt, ja, unentbehrlich, wie er da rundlich, beweglich, gemächlich am Tisch lehnte, den guten Dingen des Lebens und den guten Menschen zugetan, ein Pädagoge aus Leidenschaft und Überzeugung, der seinen Stock nur zum Zeigen und Weisen benutzte, ohne daß seine Schüler jemals vergessen hätten, daß so ein Rohrstock auch weh tun konnte – nur selten ließ er Gelegenheiten aus, mit seinen rhetorischen Gaben zu glänzen.

Im Laufe der Jahre hatte er es zu einer gewissen Meisterschaft gebracht, seine Festansprachen mit ein wenig altmodischen Schnörkeln auszuschnücken, bewährten Zitaten und klingenden Wortbändern, Wortkränzen. »Preisend mit viel schönen Reden, liebe Festgenossen, wie unser Schiller so unnachahmlich sagte –«, und eine weite Armbewegung zog jeden an sein Herz. »Denn wir wissen doch alle, daß und wie sehr, und so gibt uns der heutige Freudentag den nur zu erwünschten Anlaß, unserer lieben, allseits verehrten Jubilarin in dem Wunsche, daß es uns noch recht lange vergönnt sein möge – « – so ungefähr, und auch der Humor kam in Onkel Karls Reden immer zu seinem Recht, selbst Gott der Herr wurde nicht ausgelassen, wenn er sich unauffällig in die Wortgirlanden einflechten ließ, ohne die Stimmung zu trüben.

Im Grunde wandelte Onkel Karl nur Formeln ab, die alle schon kannten, und gerade dies verbürgte die Wirkung seiner Ansprachen: jedermann hörte ihm gern zu, niemand mußte ihm ganz genau zuhören, er sagte gerade das, was bei diesem Anlaß zu sagen war, und wenn er gegen Schluß die volle Stimme erst sinken ließ, dann aber leicht wieder anhub: »Und in diesem Sinne, meine lieben Freunde und verehrten Mitesser!«, dann griff die Tafelrunde befriedigt zum Glas, um den Toast aus vollem Herzen auszubringen, das Hoch für wen auch immer, dreimal hoch!

Abgelebte Zeiten, ausgelaugte Wörter, die mir damals so wichtig waren, daß ich meinte, ich müsse sie unbedingt aufbewahren. Fast alles schien mir insoweit bedeutsam, und gerade das Unscheinbare, Alltägliche, das sich in meinem Umkreis, vor meinen Augen zutrug. Durch möglichst objektive Beschreibung wollte ich es dokumentieren über die flüchtige Gegenwart hinaus, wobei für mich damals beinahe gleichgültig war, daß diese Gegenwart seit einiger Zeit geprägt wurde durch die zunehmend rücksichtslosere Herrschaft der Nationalsozialisten.

Ich war durchaus kein Anhänger dieser verhängnisvollen Bewegung, doch ebensowenig war ich ein bewußter und entschiedener Gegner: Ich glaubte nicht daran, traute den allzu schlichten Worten so wenig wie den Gesichtern der Führer und ihrer Gefolgsleute, zweifelte allerdings auch, ob ein Kampf dagegen Wesentliches bewirken könnte – ich rechnete damit, das System würde bald in sich selbst zusammenbrechen, und dann war es

sowieso zu spät. Von heute her scheint es mir bezeichnend zu sein, daß ich gar nicht daran dachte, mich um Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer zu bemühen – damals Voraussetzung für alle Buchveröffentlichungen: Mit diesen Leuten wollte ich nichts zu schaffen haben. Allerdings rechnete ich auch nicht damit, daß meine Niederschriften und Protokolle in absehbarer Zeit im Druck erscheinen würden; mein Schreiben schien mir auf längere Zeiträume angelegt. Auch die staatliche Zensur berührte mich deshalb nicht, ja, ich kann sogar eine unbewußte Selbstzensur ausschließen, weil ich einfach außerhalb der seinerzeit gültigen Kategorien blieb, ein Privatmann – ein »Idiot«, wie Dr. Gervinus uns das seinerzeit gelehrt hatte, das griechische Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung aufnehmend, ein konservativer Privatmann dazu: Ich wollte aufbewahren und bewahren.

Daher waren die Menschen um mich herum für mich so wichtig, diese verzweigte Familie Janus mit Großonkeln, Großtanten, Kusinen und Vettern zweiten und dritten Grades, und am Tischende saß Tante Mute im schwarzen Baumwollkleid, die schmalen Hände stets beschäftigt mit leise klappernden Stricknadeln, unter denen ein scheinbar unendlicher Strumpf wuchs, und ab und zu war ihre dünne Stimme mit bewährten Lebensregeln zu hören »Wer wat hegt, de hett wat« –, oder sie erzählte von bösen Zeiten und Brand und Krieg, auch von dem Walde Isarnho und vom Wilden Jäger, von den Unterirdischen und von Nis Puk. Meine Großmutter unterbrach sie allerdings meistens bald, energisch, freundlich, bestimmt, sie bildete die Mitte, und niemand dachte an Widerspruch, so wie es für alle ganz selbstverständlich war, daß niemand bei Großmutter Janus' Geburtstagsfeier fehlen durfte, selbst Hoffmanns aus Farwitz spannten an, obwohl Großmutter Stiefbruder schon 1870 bei Mars la Tour gefallen war. Wir konnten den 8. Juli noch fünfmal feiern, meine Großmutter wurde fast 89 Jahre alt, so daß sie noch erlebte, glücklich, wie Polen vernichtet und Frankreich für immer geschlagen wurde, die falschen Filous; mit ihrem Krückstock trommelte sie den Pariser Einzugsmarsch, bevor sie einschlief.

Der große Familienkreis wurde ergänzt und belebt durch eine Reihe von Nenn-Onkeln, Nenn-Tanten verschiedener Generationen, und er erweiterte sich im Laufe der Jahre durch Enkel,

Urenkel, Neffen und Nichten, auch durch Verlobungen und Hochzeiten – allein mein Bruder Hugo stellte zweimal eine Braut vor, und die dritte, Sieglinde, heiratete er dann wirklich, da war er schon NSKK-Sturmführer, und es gab ein ungeheures Hupkonzert vor der Stadtkirche, Sieglinde mit wehendem Schleier und blonder Olympia-Rolle, ohne kirchliche Trauung mit Orgel und Segen tat sie es nicht, die Schleppe war – reine Shantung-Seide – sechs Meter lang, und Hugo strahlte, er hatte die Schönste von allen erwählt, wenn seine Fröhlichkeit dann auch bald etwas gedämpft wurde, Sieglinde hielt die Zügel kurz, keine Ausreden, bitte, und Kinder wollte sie erstmal nicht.

Das war ein Kranz von Menschen, von Schicksalen, die manchmal einen Augenblick lang bedeutend erschienen, vor allem dann, wenn die Familie um ein offenes Grab herumstand, schwarze Schleier, schneidige Uniformen mit Trauerbinden, glänzende Zylinder, Tränen – nie allerdings länger als bis zu dem üppigen Leichenschmaus, wenn Onkel Karl mit bewegendem Bariton erst für Besinnlichkeit sorgte, dann aber nach dem Herrgott auch dem Humor wieder zu seinem Rechte verhalf: »So wollen wir denn vorwärts sehen, meine Lieben –«, und in den großen Jahren des nationalen Aufschwungs ließ Onkel Karl – Parteimitglied seit März 1933 – auch die wunderbare Fügung nie unerwähnt, die uns unseren begnadeten Führer geschenkt habe.

So verlief mein Leben damals, eingefabt in vorgefertigte Wirklichkeiten, die ich als gegeben hinnahm und schreibend wiedergab. Manchmal erlaubte ich mir ein bißchen Distanz, hin und wieder einen Anhauch von Ironie. Im übrigen bemühte ich mich, Protokolle zu liefern, nicht mehr. Ich stelle das heute fest fast ohne Schuldgefühle: Das war so damals, ich kann es nicht bestreiten, kann nichts mehr daran ändern. Mein Sohn sieht mein Verhalten, kühl und kritisch, als typisch bürgerlich an, und er verurteilt mich deswegen, obwohl er bei anderen Menschen – und wohl auch bei sich selbst – eher zu nachsichtigem Verstehen und Verzeihen neigt. Doch darüber später mehr. Natürlich hätte ich auch ausbrechen können; kein Leben muß gerade so und kann nicht anders verlaufen. Aber ich gab mich nicht nur zufrieden: Ich

war mit meinem Leben wirklich einverstanden so, wie ich es lebte.

Hin und wieder zwar war ich versucht, den Ordnungen und den Abläufen meiner Welt zu trotzen, und ich hätte das wohl mindestens dann tun müssen, wenn sich mir Unordnung und Ungesetzlichkeit, ja, Willkür als die wesentlichen Antriebskräfte im Schlagwerk der Zeit offenbarten: So blind, so taub, so fühllos war ich denn doch nicht, daß ich nicht bemerkt hätte, wie sich aus Schwäche und Irrtum in jenen Jahren Täuschung und Terror entwickelten. Doch nicht nur das: Auch die Familie Janus war keineswegs ein unantastbarer Hort trefflicher Menschlichkeit, kein reines Vorbild ehrbarer Gesinnungen – der Preis für Reichtum und Erfolg waren Härte und böse Rücksichtslosigkeit gewesen.

Es gab in meinem Leben jedenfalls ganz bestimmte Punkte – einige davon kann ich noch heute genau bezeichnen, und ich werde darauf zurückkommen –, wo ich Widerspruch hätte einlegen, Widerstand hätte leisten müssen, wo eigentlich nichts anderes möglich war als nein zu sagen. Aber das sind Erkenntnisse von heute her. Damals boten die wendigen Ausreden, die behenden Ausflüchte sich an, und ich verschmähte sie nicht. Was hätte und wem hätte es auch geholfen, wenn ich im Jahre 1938, beschäftigt mit einer Firmengeschichte von Janus & Varena – das 40jährige Jubiläum des Handelshauses sollte mit einigem Aufwand begangen werden –, die irritierenden Erkenntnisse offengelegt hätte, die ich bei der Durchsicht von Akten, Urkunden und Briefen über den ziemlich fragwürdigen Hintergrund der angesehenen Firma gewonnen hatte? Und war es nicht verständlich, ja, vernünftig, wenn ich die Briefe meines Vaters, die sich 1940 im Nachlaß meiner Großmutter fanden, für mich behielt: Was mein Vater vor 40 oder 45 Jahren getan oder auch nicht getan hatte, das wäre damals sowieso nicht mehr zu ändern gewesen und nicht wiedergutzumachen, ganz abgesehen von den schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen zu Anfang des zweiten Kriegsjahres, die ein Import- und Export-Geschäft wie Janus & Varena besonders trafen – weshalb dann alte Wunden wieder aufreißen?

Wenn ich zwei Jahre später, unvermutet als Hilfskraft in einer Behörde dienstverpflichtet, die kriegsbedingten Mangel zu verwalten hatte und dabei, abgeschirmt durch fette Stempel GE-

HEIM! oder sogar GEHEIME REICHSSACHE!, kaum mehr als sich selbst verwaltete: wenn ich damals auch nur ein Wort gesagt oder vielleicht sogar Anzeige gegen Unbekannt wegen Mordverdachts erhoben hätte – denn jede Schreibkraft der Verwertungsstelle Nordmark III konnte sich ausrechnen, woher die Vorräte an gebrauchten Textilien, Lederwaren, Brillenge- stellen mit unterschiedlichen Gläsern sowie an Zahngold kamen, die wir zählten, wogen, verbuchten und gelegentlich, meist widerstrebend, weiterleiteten –, ich wäre verloren gewesen, irgend- ein Vorgang in einem Volksgerichtshof-Urteil wegen Zersetzung der Wehrkraft, die Kosten der Hinrichtung zu Lasten der Hin- terbliebenen, und ich war 35 Jahre alt und hatte mich gerade entschlossen, Luise Schneider zu heiraten, die mir schon jahre- lang bei der Verwaltung meines Vermögens behilflich gewesen war; ein Kind war unterwegs, und die Familie Janus hielt auf bürgerliche Wohlanständigkeit, so daß es im Grunde nur die Wahl gab zwischen einer Abtreibung – einem seinerzeit risikoreichen kriminellen Akt – und der Ehe.

Ich kann nur wiederholen: Im großen und ganzen war ich mit meinem Leben einverstanden, und allfälligen Problemen wußte ich mit Gelassenheit zu begegnen. Auch in den schwierigen Jah- ren nach 1945, die armselige, bittere Nachkriegszeit, als unser Haus bis in den letzten Dachwinkel mit Untermietern vollge- stopft war, blieb ich meistens gelassen. Meine Tage waren nie- mals leer, sie waren manchmal fast übervoll, zumal da ich nicht umhinkam, mich gelegentlich auch selbst um die mühsamen und ärgerlichen Notwendigkeiten des Alltags zu kümmern – nie werde ich die beschämenden Augenblicke vergessen, wenn ich nach stundenlanger Radfahrt über ausgefahrene Wege bei Hoffmanns in Farwitz anklopfte, ein unerwünschter Besucher, der von der verdrossenen Verwandtschaft mit einem Kilo Roggen- schrot abgefertigt wurde. An meinem Schreibtisch war ich dann aber wieder ich selbst, ich schrieb, und jeder Tag wies über sich hinaus – das glaubte ich damals jedenfalls –, weil das, was ich zu Papier brachte, ein Zeugnis war für künftige Zeiten.

Wie beschränkt meine Welt tatsächlich war und blieb, das er- kannte ich erst sehr viel später, im Grunde zu spät. Auf jeden Fall war es gut für mich, daß zwischen dem Verlust meiner Auf-

zeichnungen im Jahre 1973 und dem Wiederfinden einiger zufälliger Überreste fast sieben lange Jahre lagen, eine Zeit, in der ich nicht mehr geschrieben, sondern, seltsam genug, nachzuholen versucht hatte, was ich bis dahin im Leben versäumt zu haben meinte: den Blick in die große weite bunte Welt. Doch davon will ich später erzählen.

Meine Einsichten an jenem Märztage 1980 – eigentlich waren es zunächst nur betroffene Ahnungen – waren im übrigen so neu nicht und nicht so bedeutend, wie mir das schien, als ich an dem Container lehnte und las, las. Ich war mit hehren Worten, hohen Ansprüchen aufgewachsen, in einer verbalen Welt, die ihre eigenen Gesetze hatte und ihre eigenen Räume, abgeschirmt gegen die schäbige Tagesrealität. Wenn ich jetzt erkannte, daß ich nicht offener und nicht ehrlicher gewesen war als die, von denen ich meine Phrasen gelernt hatte: War das so verwunderlich? Im Grunde blieb mir danach – und diese Erkenntnis war nun allerdings zunächst einmal bitter für mich – nur noch das Eingeständnis, daß ich gescheitert war. Ich war 72 Jahre alt, ich hatte meine Zeit gelebt, meine Träume geträumt, und wenn es in meinem Alter überhaupt noch eine Möglichkeit gab weiterzuleben – teilzuhaben also am Leben –, dann nur unter der Voraussetzung, daß ich die gegebene Reduktion meiner Welt einsah und annahm.

In jüngeren Jahren mag man glauben – auch ich war seinerzeit nicht frei von dieser Einbildung, so gern ich mich in sicheren Überlieferungen bewegte –, daß hier, heute, gerade an diesem Punkt der Geschichte das Neue beginne, ein Anfang mit beinahe unendlichen Möglichkeiten des Werdens und des Wandels, und alles scheint nur darauf anzukommen, daß in diesem Augenblick die richtigen Entscheidungen getroffen werden. In meinem Alter ist man zufrieden, wenn überhaupt noch eine Bewegung zu erkennen ist, die nicht unmittelbar zum Ende führt, eine Spannung zwischen gestern und hier und irgendwann, wie ich sie damals beim ersten Lesen meiner alten Niederschriften empfand. Dabei wurde mir allerdings auch klar, daß mit dieser meiner Vergangenheit – gerade, weil sie mir schon so fremd geworden, so weit entrückt schien – auch ein Stück Hoffnung zu mir zurückgekehrt war: veränderte Perspektiven nämlich, viel-

leicht sogar wirklich neue Aussichten, offene Fragen jedenfalls, und einen Augenblick lang schien es mir nicht einmal ganz unmöglich, daß es für mich noch so etwas wie eine Revision geben könnte: kein Freispruch, gewiß, aber vielleicht doch eine andere Beweiswürdigung der Tatsachen meines Lebens, aus der mildern- de Umstände abgeleitet werden könnten.

Nun, ein Urteil steht mir nicht zu. Ich bin Zeuge in eigener Sache, verdächtig deshalb, nach Ausflüchten und Entschuldigungen zu suchen. Wenn ich jetzt niederschreibe, was ich gesehen, was ich erfahren, was ich gelebt habe, dann immer unter dem Vorbehalt: Ich war es, niemand anders, ich selbst mit meinen ich-gesetzten Grenzen – ich, niemand sonst. Daß ich es trotzdem noch einmal mit dem Schreiben versuche – und anders jetzt als früher: nicht mit einem halben Blick auf literarische Bedeutung, sondern als schlichten Bericht, bestimmt für meinen Sohn, der seine eigenen Schlüsse daraus ziehen mag –, ist mittelbare Folge jenes Verlustes, den ich schon mehrfach erwähnt habe: Im frühen Herbst 1973 war mir alles das abhanden gekommen, was ich bis dahin niedergeschrieben und sorgsam, Jahresband neben Jahresband, aufbewahrt hatte.

Bis heute habe ich nicht herausgefunden, wer der Dieb gewesen sein könnte, und ich habe es längst aufgegeben, den Täter zu suchen. Nur für mich selbst stellten meine Aufzeichnungen ja einen Wert dar, niemand konnte sich daran bereichern: Der Diebstahl richtete sich allein gegen mich.

Immer wieder habe ich gegrübelt, wer mir das antun konnte – immer wieder vergebens, und auch die Polizei fand damals keinen verwertbaren Hinweis, keine brauchbaren Spuren. Der junge Mann, struppiges, viel zu langes Haar unter der Schirmmütze, ein Hauptwachmeister, wie er mir sagte, der sonst vornehmlich mit Verkehrsdelikten zu tun hatte, ließ die Rubrik auf dem Vordruck offen. Ich mochte ihm nicht sagen, wollte mir das wohl auch nicht eingestehen, daß außer Meta – und ihr fehlte wirklich jedes Motiv – eigentlich nur Birgit veranlaßt haben konnte, die Papiere zu beseitigen, meine eigene Frau, wenn ich das nicht selbst getan haben sollte. Er fragte: »Sie wissen wirklich niemanden, der Ihnen schaden wollte? Sie haben keinen Verdacht?« Ich beteuerte, ich wüßte bei bestem Willen nicht, wer auf der

Welt mich so verletzen wollte – Neider hätte ich möglicherweise, Feinde bestimmt nicht.

Vielleicht hätte ich noch meinen Sohn erwähnen sollen; wir hatten uns damals schon so weit voneinander entfernt, daß ich ihm auch eine solche Tat zutrauen konnte. Aber Bernhard lebte schon wieder seit Monaten in Indien, irgendwo zwischen Goa und Pondicherry, und als er schließlich heimkehrte, schien gerade er besonders betroffen von meinem Verlust – ich schämte mich meines Verdachts.

Der Diebstahl blieb ungeklärt. Monate später meinte Birgit einmal: »Wahrscheinlich hast du doch selbst den Auftrag dazu gegeben! Jetzt kannst du dir und aller Welt immerhin vormachen, du hättest mit deinem komischen Schreiben etwas geleistet – keiner kann das je überprüfen!« Ich mochte ihr nicht antworten, es war schon längst zu spät. Bald darauf war ich wieder allein.

Das Verschwinden meiner Niederschriften aus mehr als vierzig Jahren hat mir sehr zu schaffen gemacht. Ich mochte nicht mehr schreiben, konnte nicht mehr schreiben, keine Zeile mehr, wurde lustlos, müde, stumpf, Überdruß holte mich ein und Langeweile, und plötzlich war ich alt. Als ich mich endlich aufraffte und auf Reisen ging, um etwas mehr von der Welt und mich selbst in der Welt zu erfahren, auch etwas mehr von meiner Herkunft zu begreifen – so flog ich nach Südamerika, sah bei Osorno das Landgut meines Großvaters, in Buenos Aires das würdige Jugendstilgebäude von Janus & Varena S.A.C., stieg in Port Stanley auf den Falklandinseln gegen den heftigen Wind nach Sapper Hill hinauf und starrte nach Süden, wo in dem eisigen Blau des Atlantiks irgendwo, zerfetzt und verrostet, die Reste des Panzerkreuzers »Gneisenau« auf dem Meeresgrund lagen –, da war das alles zunächst doch nichts anderes – und ich wußte das wohl – als eine Flucht vor meinem leeren Schreibtisch und dem leerräumten Bücherschrank hinter mir. Ich kritzelte Ansichtspostkarten, flüchtige Kundschaften mit keinem anderen Inhalt als der Bestätigung, daß es mich noch gab, irgendwo, und als ich dann wieder heimgekehrt war, schaffte ich mir einen Farbfernseher an, ein Luxusgerät mit Fernbedienung, die mir das rasche

Hin und Her zwischen den Programmen erlaubte: um leichter vergessen zu können, daß es mich immer noch gab, hier vor dem leeren Schrank.

Das alles kann ich vorerst nur andeuten; es mag jedoch erklären, wie sehr ich bewegt war, als ich plötzlich wieder etwas von jenen Papieren in den Händen hielt, die einmal mein Leben ausgemacht hatten. Gerade noch konnte ich einen Arbeiter davon abhalten, einen weiteren Eimer mit Bauschutt in den Container zu kippen. Erregt versuchte ich, ihm zu erklären – ich geriet ins Stottern, fand die Worte nicht, die Sprache versagte mir –, daß ich die Papiere, jene dort, ja, jedes Blatt müsse ich haben, unbedingt, ich müsse sie retten, unter allen Umständen, sofort. Sein freundlich begütigendes Angebot, er werde mir helfen, lehnte ich ab: Selbst sammelte ich, grub ich, zog ich die Blätter aus dem Abfall, unter dem Mörtelschutt heraus, beschwerte sie mit einem der aufgeschlagenen Ziegelsteine, suchte weiter und weiter und mehr, hustend im Staub, mühsam in die Containerhöhle gebückt, atemlos manchmal, dabei mit aller nur möglichen Sorgfalt darauf bedacht, die geborgenen Blätter zu schonen.

Natürlich konnte ich in diesem Augenblick noch nicht ermessen, was dieser Fund am Ende für mich bedeuten würde. Auf jeden Fall wollte ich die Papiere aber erst einmal haben, wollte sie wiederhaben, wie ein Kind, jetzt gleich, um sie vor Staub und Schmutz und Regen zu schützen, und obwohl ich wußte, daß meine Niederschriften mehr als fünfzig Aktenordner gefüllt hatten, während ich jetzt sechzig oder siebzig, zuletzt ungefähr hundert Seiten in den Händen hielt, trieb mich die aberwitzige Vorstellung an, es könnte sich hier, in diesem unappetitlichen Mischmasch von Abfall und Auswurf und Dreck, tatsächlich alles das finden, was mir damals abhanden gekommen war, alles, und nichts mehr wäre verloren.

Zwar sah ich sofort: Das waren nicht meine originalen Aufzeichnungen; aber unzweifelhaft waren es Durchschläge jener Reinschriften, die Luise für mich angefertigt hatte. Bis dahin hatte ich nicht einmal geahnt, daß es solche Durchschriften geben könnte. Luise hatte mir nichts davon gesagt, damals, als sie daran-

ging, Seite für Seite meiner handschriftlichen Notizen mit der Maschine abzuschreiben – außer ihr werde wohl kaum jemand je meine Kritzeleien entziffern können, meinte sie, und mir war es nur recht, daß sie die sehr eng beschriebenen Seiten in die nüchterne, saubere Büromaschinenschrift übertrug. Ich wandte deshalb nicht einmal etwas ein, als Luise im Winter 1946/47 – in den Nissenhütten hinter der Zuckerfabrik erfroren Flüchtlingskinder im Schlaf – damit begann, das Feuer im Küchenherd mit meinen alten Handschriften anzumachen, zumal da ich vieles davon inzwischen selbst kaum noch lesen konnte, und auch später verbrannte sie die Originale jeweils gleich nach dem Abschreiben – wir wären sonst im Papier erstickt.

Als ich den Diebstahl feststellte – Birgit und ich waren gerade von unserer Hochzeitsreise zurückgekommen: der ganze Schrank war leer, Fach für Fach ausgeräumt, Höhlen nur noch, kein Blatt war übriggeblieben –, da war Luise schon fast ein Jahr begraben. Ich hatte mich immer auf sie verlassen können, hatte mich nie selbst um Durchschläge oder Rechnungen, Termine und Kontoauszüge kümmern müssen, solange sie da war: Sachlich und sauber und zuverlässig hatte sie alles für mich erledigt. Es war ja auch, im nachhinein gesehen, durchaus vernünftig gewesen, daß sie Durchschläge gemacht und diese Zweitschriften auf dem Dachboden verwahrt hatte – der einzige Ort, der sich dafür angeboten hatte in der Villa, die mein Großvater Ende des vorigen Jahrhunderts für seine eigenen Altersjahre gebaut und ebenso komfortabel wie vollständig eingerichtet hatte.

Mein Großvater war gestorben, bevor er sein Haus hatte beziehen können, und meine Großmutter hatte sich dann entschieden geweigert, allein in dem fremden, großen, prächtigen Haus in der Stadt zu wohnen: Sie blieb in Giskow, einem Dorf von vierzehn Fachwerkhäusern und drei Katen mit tief herabgezogenen Reetdächern, wo sie seit ihrer Hochzeit gelebt hatte; nur zweimal im Jahr fuhr sie in die Stadt und legte bunte Bauernsträuße auf das Grab unter dem Marmorengel, wo mein Großvater – sein Wunsch – bestattet worden war.

Mein Vater hatte das Stadthaus als sein Erbe übernommen, zunächst als Feriensitz für die Familie, und bald nach Vaters Tod zogen wir dann von Berlin hierher, zumal da meine Mutter ge-

rade in den Kriegsjahren die Nähe der bäuerlichen Verwandtschaft hoch einschätzte. Unsere Berliner Stadtwohnung – ich erinnerte mich nur schemenhaft an Riesenzimmer mit schweren Stuckdecken – betrat ich erst wieder, als ich mich nach dem Tode meiner Mutter um den Nachlaß, auch um die finanziellen Verflechtungen mit und bei Janus & Varena kümmern mußte. Es zeigte sich, daß die Firma – die Kontore lagen im Parterre des Hauses, unsere Wohnung nahm den ersten Stock ein – nach und nach auch die Zimmer der Beletage mit Beschlag belegt hatte, je nach dem Ausmaß der geschäftlichen Erfordernisse. Einige Möbel waren in die Büroräume integriert worden, andere fanden sich abgestellt auf dem Hausboden wieder; nur die Küche war unverändert geblieben, ein kühler Raum mit einem Nordfenster am Ende eines Dielenschlauchs, der offenbar nicht anders zu gebrauchen gewesen war.

Was nun die Villa meines Großvaters angeht: Sie war ein Traum, den er sich selbst erfüllt hatte. Der dunkelrote Ziegelbau mit den hellen Renaissance-Blendensimsen um Fenster und Erker und Türen war schon damals, als ich zum erstenmal – müde und aufgeregert von der langen Bahnfahrt – durch Dielen und Zimmer sprang, auf eine besondere Weise fertig und abgeschlossen, angefüllt und ausgefüllt bis in den letzten Winkel; es war an alles gedacht, für alles war gesorgt worden, und nirgendwo – abgesehen von den Dienstkammern unter dem Dach, in denen schlichte Zweckmäßigkeit herrschte – fanden sich Anzeichen von Einschränkungen oder auch nur Sparsamkeit.

Alles war vom Besten. Die durchgehenden Räume im Parterre waren mit ausgewählten Möbeln bestückt, reich ausgestattet zudem mit Teppichen, altroten Portieren und samtigen Vorhängen. Mächtige Kachelöfen mit hohen Kronenaufsätzen beherrschten die Zimmerecken. Vertikales und Vitrinen aus schimmernden Hölzern gliederten die Wände, darüber hohe Spiegel mit geschnitzten Goldrahmen aus Venedig, romantische Ölgemälde, die den Eindruck von Würde und altem, gesetztem Wohlstand beglaubigten, und hinter facettierten Scheiben leuchtete kostbares Porzellan, glänzten Silberkelche, prunkte bunter Kristall. Im Speisezimmer standen zwölf hochlehniige Stühle um einen mächtigen Tisch mit klobig gedrechselten Füßen, der auf die doppelte

Größe ausgezogen werden konnte. Das Herrenzimmer wurde bestimmt von einem breiten Schreibtisch mit hohem Aufbau, der wie der dazu passende Bücherschrank überreich mit Konsolen und Akanthusblättern, mit Balustraden und Festons geschmückt war.

Am eindrucksvollsten aber erschien mir das Elternschlafzimmer im ersten Stock, von dem aus eine Doppeltür auf den Gartenbalkon führte: ein dunkel getäfelter Raum, der durchwölkt wurde von blauem Seidentaft. Schimmernd blaue Steppdecken lagen auf den breiten Mahagonibetten, darauf zwei weiß geplusterte Paradekissen mit üppiger Lochstickerei, und von den schwarzgeäderten Marmorplatten der Nachttische senkten sich die blauen Seidenschirme elektrischer Lampen. Über der Herrenkommode segnete unter spiegelndem Glas ein langhaariger Christus, auch er in blauem Gewand – ein Kunstdruck, der allerdings Anfang 1915 dem Photo meines Vaters Platz machen mußte, und eine schwarzweißrote Schleife wurde über den Rahmen drapiert, rechts unten zusammengehalten durch einen weit herabhängenden Trauerflor.

Das Haus war von vornherein so genau nach den Vorstellungen des Bauherrn und auf seine Ansprüche hin entworfen und eingerichtet worden, daß jeder Winkel, jede Nische verplant erschienen, ja selbst die Bewegungen in den hohen Räumen waren in Maß und Tempo auf eine ganz bestimmte Weise vorgegeben.

Mein Großvater, der mit einem ländlichen Getreidehandel ein recht ansehnliches Vermögen verdient hatte, von dessen Renten er seinen Lebensabend in gesetzter Muße zu verbringen gedachte, hatte sich bis in die Einzelheiten der Ausstattung hinein um alles gekümmert, und wenn auch die Einrichtung nicht überall den neuesten Geschmack widerspiegelte – mein Großvater hatte schon vor Jahrzehnten zu träumen begonnen, so daß seine Möbel vorwiegend die prunkende Überfülle der Gründerzeit präsentierten –, so zeigte sie doch einen eigenen Stil, der allen Ansprüchen eines wohlhabenden Bürgerhauses genügte, zumal in unserer kleinen Stadt. Die schlichten Schränke und Kommoden, die Stühle mit den harten Lehnen und die blankgescheuerten Tische, mit denen meine Großeltern jahrzehntelang haushälterisch und bescheiden gelebt hatten, sollten in Giskow zurückbleiben, ausgenommen einige alte Stücke von Wert wie die eng-

liche Standuhr, der Wäscheschrank mit dem mächtigen Gesims, die Braunschweiger Truhe, auf deren Deckel das Monogramm der Urgroßeltern in Elfenbein und Zinn eingelegt war. Auch die Gästezimmer im Obergeschoß, in denen wir Kinder uns einrichten durften, waren neu ausgestattet worden, geschnitzte Blütenranken, keramische Seerosen und Girlanden allüberall, und sogar die Diensthakenkammern waren mit nagelneuen Bettgestellen aus weißem Eisenrohr sowie dazu passenden Waschkommoden ausgestattet worden.

In der großen Diele, die durch buntfarbiges Bleiglas ständig in einem behäbigem Dämmer gehalten wurde, war eine Marmorkonsole eingebaut, auf der auch dann noch die Silberschale für Visitenkarten stand, als längst niemand mehr Antrittsbesuche zu machen pflegte. Unter der Treppe, die sich in breitem Schwung zum ersten Stock hinaufwendelte, war der Kellerabgang verborgen – im Souterrain lagen, hinter vergitterten Fenstern, die Mangelstube, das Plättzimmer, verschiedene Vorratsräume sowie die Diensthakenkammer, daneben die geräumige Waschküche, wo dem Personal am Sonnabend das Baden in einer Zinkwanne gestattet war. Selbst die Errungenschaften der modernen Technik, die mein Vater nachträglich hatte einbauen lassen – eine Koksheizung, elektrisches Licht in allen Zimmern, auch der mächtige Gasherd in der Küche, der manchmal einen eigenartigen, gefährlichen Geruch verströmte –, hatten sich in das Haus so einfügen lassen, als wären sie von Anfang an eingeplant gewesen: Alles paßte, nichts war überflüssig, nirgendwo gab es aber auch ungenutzten Raum, abgesehen von den niedrigen Dachwinkeln neben den Mädchenkammern.

Um Platz für meine Aufzeichnungen zu schaffen, hatte ich nach und nach den Bücherschrank im Herrenzimmer ausgeräumt. Die schwarz-goldenen Lederbände von Meyers Konversationslexikon waren auf das Vertiko im Salon gestellt worden, links und rechts gehalten von marmornen Medusenköpfen; Gesammelte Werke von Klopstock, Wieland, Goethe, Schiller, Schopenhauer und Thümmel füllten die oberen Fächer des übergroßen Wäscheschranks im Schlafzimmer, und einige Prachtbände aus dem ererbten Bücherschatz hatte ich sogar verkauft, als die nüchterne Folge meiner Aktenordner immer mehr anwuchs.

Zuletzt hatte Luise sich eine Art von Doppelreihung ausgedacht, um die Tiefe des Bücherschranks vollständig ausnutzen zu können. Alles, was ich geschrieben hatte, wurde hier aufbewahrt, sorgfältig mit schwarzen Jahreszahlen bezeichnet: rasche Einfälle ebenso wie akribische Beschreibungen, kleine Skizzen, sorgfältige Berichte, auch Briefe, Dokumente, Erinnerungen, was immer mein Leben bis dahin hergegeben hatte.

Ich kann nicht sagen, wann genau das begonnen hat, dieses Schreiben: wie es langsam mehr und mehr wurde und schließlich mein Leben ausfüllte, ja, ausmachte, zumal da gerade aus den ersten Jahren kein Blatt erhalten geblieben ist. Wahrscheinlich war es eine nicht ganz alltägliche Empfindlichkeit, die mich zum Schreiben brachte, eine sonst eher ziel- und hilflose Sensibilität, die sich mit Eitelkeit paarte. Es war zunächst die Eitelkeit des Kindes, das für seine Leistungen gelobt wird und, gewiß verständlich, solches Lob gern wiederholt und womöglich verstärkt wissen möchte. Meine Lehrer hatten bald festgestellt, daß ich mit unserer Sprache gewandter umzugehen verstand als die meisten meiner Mitschüler, und sie schrieben mir mit roter Tinte stolze Noten in meine Hefte als Bestätigung meiner Begabung, mit Wörtern ziemlich beliebig zu schalten und zu walten – selbst kleine Reime fand ich ohne Mühe, die denen in Stollwercks buntem Bilderalbum kaum nachstanden.

Empfindlich war ich aber nicht nur als ein Kind, das ohne Vater heranwuchs und mit einer Mutter, die sich in diesem Lande nie ganz zuhause fühlte, zudem in einem Wohlstand lebend, der auch dann einen gewissen Abstand zu Gleichaltrigen verursacht hätte, wenn meine körperliche Konstitution besser und ich damit fähig gewesen wäre, an den ausgelassenen Spielen und Kämpfen meiner Mitschüler teilzunehmen: Eine besondere Reizbarkeit, ja, Verletzlichkeit hatte ich früh ausgebildet in der ständigen Auseinandersetzung mit meiner Schwester Victoria, die, fast acht Jahre älter als ich, dabei klug, listig und entschieden, mir gegenüber stets recht behalten wollte, ja, mußte, und das auch dann, wenn eigentlich kein Zweifel möglich war, daß meine Aussagen, meine Beobachtungen – und nicht die meiner Schwester – stimmten, so selten das bei dem gegebenen Altersunterschied auch der Fall sein mochte.

Victoria verstand es schon als Kind – ganz unbekümmert und stets guten Gewissens –, die Dinge und Verhältnisse immer im Schlaglicht ihrer Interessen zu sehen und darzustellen, gelegentlich sogar anderen Menschen die Worte im Munde zu verdrehen, wenn ihr Vorteil gefährdet erschien. Noch heute bringt es mich auf, wenn irgendjemand behauptet, ich hätte früher – oder gerade eben – etwas anderes gesagt, gewollt, geplant als das, was ich jetzt vorbrächte. Darin dürfte denn auch der erste Anlaß für meine Aufzeichnungen gelegen haben: Ich wollte gerechtfertigt sein, wollte mich rechtfertigen können mit Komma und Punkt, wollte beweisen können, was ich in irgendeiner genau festgelegten Vergangenheit getan oder nicht getan, gesagt oder nicht gesagt hatte.

So gab ich mir selbst zu Protokoll, was mich bewegte, was ich beobachtete, alle meine Überlegungen, Erwägungen, auch meine Ängste, meine Hoffnungen und Entscheidungen. Selbst die Gegenargumente notierte ich, schrieb Wünsche auf, Pläne, Entwürfe. Oder ich sah etwas, vor meinem Erkerfenster – so wenig sich in unserer Villenstraße damals bewegte – oder in der Schule, beim Friseur, beim Gang durch die Altstadt, am See entlang: Alles zeichnete ich auf.

Aus einer etwas absonderlichen Gewohnheit wurde so nach und nach ein Lebensstil, ein Lebensinhalt, der zuletzt gar nichts mehr mit meiner rechthaberischen Schwester zu tun hatte, zumal da Victoria inzwischen längst mit Ernst-Otto Meier verheiratet und nach Berlin gezogen war, nicht wenig allerdings mit meiner Eitelkeit: Obwohl ich mir das damals kaum einmal selbst eingestand, träumte ich davon, daß aus meinen Tagebuchnotizen einmal ein Ganzes werden könnte, das mehr sein würde als die Aufreihung von mehr oder weniger zufälligen Alltäglichkeiten: ein gültiges Zeugnis meines Lebens, meiner Lebenszeit, ein – schon das Wort ließ mich tiefer atmen – literarisches Werk.

Es hat sehr lange gedauert, bis ich erkannte – und der Verlust meiner Aufzeichnungen war dafür gewiß eine Voraussetzung –, daß meine Träume illusorisch waren, sehr weit von jeder Möglichkeit entfernt, sie in die Realität umzusetzen. Im Grunde war ich in diesen langen Jahren stets nur mit mir selbst beschäftigt, hatte mir selbst von mir selbst erzählt, und dabei hatte ich als selbstver-

ständig vorausgesetzt, andere Menschen würden ein ähnliches Interesse an mir und meinen Erfahrungen nehmen wie ich.

Es kommt hinzu – auch das eine Erkenntnis im nachhinein –, daß meine Sprache dem von mir erhobenen Anspruch auf Bedeutung und Gehalt niemals gerecht werden konnte. Die ersten Jahre meiner Kindheit hatte ich in Berlin, die Schulzeit dann im Holsteinischen verlebt, dabei weitgehend isoliert von der Alltagssprache meiner jeweiligen Umwelt. Mein Vater achtete streng darauf – einmal verlieh er dem sogar durch die fristlose Kündigung einer Küchenhilfe Nachdruck –, daß in unserem Hause nur ein sauberes, glattes Buchdeutsch gesprochen wurde; »Berlinern« war auch dem Personal unter sich nicht gestattet, und nach unserem Umzug blieb das Holsteinische ebenso vor unserer Tür, obwohl ich mit der Zeit immerhin lernte, das breite Platt des Landes zu verstehen, vor allem in Tante Mutes Märchen und Spukgeschichten: »Dor is mal'n Bur weiß in Lindholm, de geiht in de Niejohrsnacht Klock zwölf na'n Peerstall –.« Aber das Niederdeutsche blieb für mich doch eine fremde, eine beinahe exotische Sprache. Zwar nahm ich als wahr und wirklich an, was Tante Mute erzählte: »An de Hüttener Bargen hebbt in ole Tieden veel von de Ünnererdschen wohnt –«, und daß im Dachgebälk unseres Hauses bis zum Umbau ein Nis Puk gewohnt und meine Aufzeichnungen so lange bewahrt hat, daran zweifele ich nicht. Heimisch aber war ich im Plattdeutschen nie.

Im Grunde hatte ich gar keine richtige Muttersprache: Von früh an lebte ich in einem akzentfreien Schriftdeutsch, zumal da meine Mutter, aufgewachsen unter der Obhut von deutschen Hauslehrern in Chile, diese Hochsprache fließend beherrschte, ohne daß sie sich darin aber vollkommen auszudrücken verstanden hätte. Ihre zweite Sprache nämlich, das Spanische, das sie zu Hause mit der Amme und mit der Dienerschaft, auch im Umgang mit den indianischen Landarbeitern gesprochen hatte, galt meinem Vater nichts; schon über das »Varena« im Firmennamen pflegte er sich zu ärgern, obwohl er seinen argentinischen Partner schon bald nach der Firmengründung ins geschäftliche Abseits gedrängt hatte, und daher hatte er entschieden darauf bestanden, daß meine Mutter sich nach der Heirat auch die kleinen Ausrufe der Überraschung, der Freude, des Erschreckens –

spanische Wörter – abgewöhnte, die ihr von Kindheit an vertraut gewesen waren. So blieb sie angewiesen auf das abgeschliffene, meistens ein wenig blasse Deutsch der »Gartenlaube« und ihrer Roman-Lektüre – später kam auf Empfehlung von Onkel Karl auch noch »Der Türmer« im Abonnement ins Haus –, und in dieser Sprache wuchsen wir Kinder auf, auch nach dem Tode meines Vaters; nicht einmal Hugo, sonst der Verzug seiner Mutter, durfte bei uns im Hause plattdeutsch schimpfen, obwohl er die Landessprache bald ebenso gut beherrschte wie die Giskower Familie, und mit den Boten, den Handwerkern, den Bäuerinnen auf dem Wochenmarkt sprach er wie mit ihresgleichen. »He hett de besten Knochen in't Mul«, meinte Tante Mute, und das war sicher nicht ganz falsch.

Ich habe erst spät begriffen, was sich eigentlich von selbst versteht: Wir haben keine Wahl. Jede Sprache spiegelt so zuverlässig wie untrüglich den Charakter und die Geschichte dessen, der sie spricht und schreibt; jeder Mensch hat seinen personalen Sprachcharakter, in den die Bedingungen und die Erfahrungen seines Lebens eingegangen sind, und nur Heuchler und Hochstapler meinen, sie könnten dem entkommen.

Das wurde mir erst ganz klar zu einer Zeit, als ich mein Leben eigentlich schon längst gelebt hatte, und es wurde mir bewußt vor meinen alten Aufzeichnungen: Auch mir war meine Sprache, dieses besondere Schriftdeutsch mit seinen Eigenarten und Begrenzungen, gegeben als ein Instrument, dessen Möglichkeiten zwar beschränkt waren, mit dem ich aber jede Silbe, jeden Klang auf meine Weise intonieren konnte, in schlichten Mitteilungen ebenso wie in Beschwörungen von Zeit, Vergangenheit und Morgen. Gleichzeitig bemerkte ich – endlich, nach so vielen Jahren –, daß es unsinnig war, meiner Sprache mehr und anderes abfordern zu wollen als das, was sie von sich aus hergab, und außerdem erkannte ich, daß ich beim Schreiben so weit wie möglich von mir selbst und meinen Interessen absehen mußte, wenn mein Sprachinstrument rein klingen sollte.

Vielleicht kann ich gerade deshalb jetzt einfach erzählen, auch von mir selbst: Ich bin mir nicht mehr so wichtig. Im Grunde schreibe ich nur noch für meinen Sohn auf, was mir mitteilenswert erscheint, sosehr ich Anlaß habe zu zweifeln, daß meine

Niederschrift ihn jemals wirklich interessieren wird. Die Gewißheiten und Sicherheiten jedenfalls, mit denen und in denen ich früher lebte, auch die alten Ansprüche habe ich vergessen, und eben dadurch bin ich frei geworden: Ich lebe jetzt sicher in lauter Vielleichts.

Als ich an jenem Märztage mit fliegenden Händen – schmutzigen Händen bald, abgeschürften, ermüdeten Händen – in dem Gemenge wühlte, das am nächsten Tage abgefahren werden sollte, da versuchte ich noch zu retten, was eben zu retten war. Ein Arbeiter führte mich schließlich ins Haus zurück, und dieser freundliche Mann grub dann auch, auf mein Bitten hin, noch einmal in den tieferen Schichten des Container-Abfalls, ohne aber mehr zu finden als ein paar alte Zeitschriften und einen Band »Amtliche Kriegs-Depeschen« aus den Jahren 1916/17, fast unbeschädigt der braun genarbte Kunstledereinband. Gegen Abend stieg ich selbst noch einmal auf den Dachboden hinauf, obwohl ich wußte, daß dort inzwischen alles leergeräumt war, und mit der Taschenlampe leuchtete ich jeden Winkel aus. Aber ich fand nur Staub, Mörtel, Schmutz. Es war nichts mehr zu retten. Nur die Blätter, die ich selber geborgen hatte, waren erhalten geblieben. Alles andere war verloren, endgültig, das wußte ich jetzt. Ich konnte noch einmal beginnen.

II.

Etwas verspätet zum Einzug ins neue Domizil kam gestern von Victoria ein bunter Herbststernstrauß, dazu einer ihrer fürsorglichen, besorgten Briefe: Mit den besten Wünschen für die kommenden Jahre, von ganzem Herzen eine gute, behagliche Zeit, gerade in unserem vorgeschrittenen Alter müßten wir mehr an uns selber denken, die Tage auskosten, ja, genießen, keinesfalls resignieren wie Hugo, das Leben sei immer noch reizvoll und reich, zumal für mich in dem nach modernsten bautechnischen Verfahren vollisolierten Dachgeschoß, Fritz habe wirklich keine Kosten gescheut, eine ideale Bleibe, und gerade bei meiner erstaunlichen Gesundheit – womit sie mühelos überleiten konnte zu den Problemen ihrer eigenen Physis, mit deren Unzulänglichkeiten seit Jahrzehnten ungezählte Ärzte, gelegentlich auch Naturheilkundige, Augendiagnostiker und indische Gurus beschäftigt gewesen sind, am intensivsten aber sicher sie selbst.

Meine Schwester Victoria hat es nie leicht gehabt mit sich und mit dem Leben, und sie macht es auch niemandem leicht. Im Grunde stirbt sie – und das soll beileibe nicht ironisch oder gar sarkastisch klingen – seit mehr als fünfzig Jahren, und sie stirbt bei vollem Bewußtsein. Wer jemals erlebt hat, wie ein Mensch mit dem Tode ringt, der mit seinem Leben noch nicht abgeschlossen hat, der kann vielleicht ermessen, wie sehr meine Schwester in diesen langen Jahrzehnten unter der zunehmenden Anfälligkeit und Gebrechlichkeit ihres Körpers gelitten hat und leidet, ohne einen anderen Trost als das Bewußtsein, trotz aller Beschwerden stets pflichtgemäß und richtig gehandelt zu haben. Die Fülle von Krankheitserscheinungen, die Victoria in ihre Briefe einzuflechten pflegt – meistens in Latein und daher geheimnisvoll, oft drohend unverständlich –, umschreibt allerdings nicht nur die Vielfalt und das Ausmaß ihrer Leiden, die wegen erschreckender Nachlässigkeiten der behandelnden Ärzte – davon ist sie fest überzeugt – meistens längst chronisch geworden sind. Aus diesen Briefen kann ein aufmerksamer Leser mittelbar auch schließen, welche erstaunlichen Widerstandskräfte in ihrem hageren

Körper, ihrer von schweren Depressionen heimgesuchten Psyche verborgen sein müssen, da sie dies alles – und eben doch bei einer bemerkenswerten Frische und Leistungsfähigkeit – überstanden und überlebt hat.

Meine Schwester ist jetzt 80 Jahre alt – sie geht mit dem Jahrhundert, wie sie zu sagen pflegte, als das Jahrhundert noch etwas jünger war –, und von ihrem Witwensitz im Weserbergland, einem auf ihre Bedürfnisse und Besitztümer hin komfortabel um- und ausgebauten ehemaligen Bauernhof, den sie fast nur noch zu unaufschiebbaren Klinik- oder Sanatoriumsaufenthalten verläßt, hält sie mit farbigen, ausführlichen Briefen Kontakt zu den Menschen ihrer Welt, vor allem zu ihrem Sohn Fritz, dessen mangelnde unternehmerischen Fähigkeiten sie durch bis ins einzelne durchdachte Ratschläge und Anweisungen zum Wohle der Firma Janus & Varena auszugleichen bemüht ist, daneben aber auch zu Verwandten aller Grade – selbst den Urenkeln von Hoffmanns in Farwitz ist sie mit pünktlichen Geburtstagskartengrüßen eine gute Tante.

Auch ich höre mit einer gewissen Regelmäßigkeit von ihr, von ihren meistens nicht sehr erfreulichen Erlebnissen und Erfahrungen: Schon wieder muß sie sich eine neue Putzfrau suchen, die Leute sind heute alle undankbar und unzuverlässig, der Gärtner hat die Rosen viel zu stark zurückgeschnitten, im Vorderzimmer links löst sich die Tapete zwischen den Fenstern, die Außenmauern müssen ganz und gar neu isoliert werden, und auch ihre grüblerischen Gedanken zum unaufhaltsamen Lauf der Zeiten vertraut sie mir gelegentlich an, hin und wieder sogar ihre Bedenken und Sorgen wegen der Zukunft des Handelshauses Janus & Varena – die Sozialisten machten eben alles kaputt, und die Liberalen seien keinen Deut besser.

Die Verspätung von Wünschen und Blumen zu meinem Umzug entschuldigte Victoria damit, daß sie, von Schlaflosigkeit und starken Schmerzen gepeinigt, die nur durch übermäßige Dosen von gefährlichen Medikamenten zu ertragen seien, jetzt erst ihre Aufzeichnungen habe abschließen können, in denen sie für Kinder und Enkel und eben auch für mich, ihren lieben Bruder, festgehalten habe, was sonst für immer mit ihr ins Grab gesunken wäre: Erinnerungen an unsere Mutter, die niemand so wie sie

gekannt habe. Einen Durchschlag dieser Aufzeichnungen hatte sie beigelegt, geschrieben in der nervösen Schreibmaschinenschrift, die seit jeher bezeichnend für die Briefe meiner Schwester war: immer wieder vertippte und übertippte Buchstaben, die Wörter oft auseinandergerissen durch halbe oder ganze Lücken, und die Kapitalbuchstaben verschwinden häufig nach oben ins weiße Nichts.

Victoria ist mir immer sehr fremd gewesen, und gleichzeitig war sie mir, ist sie mir vertraut. Wahrscheinlich lernen wir in unserem Leben niemanden so kennen wie unsere Geschwister: Menschen der gleichen Generation, beinahe gleichen Alters, jahrelang unter den gleichen Umständen miteinander lebend, und wir erfahren sehr früh – und wissen das lange, bevor wir es denken können –, daß sie ganz anders sind als wir selbst. Die Schwester, der Bruder: Das sind Konstanten, die auf die Herausforderungen des Lebens jeweils auf ihre eigene Weise antworten, und unter Geschwistern weiß jeder vom anderen zu sagen, wie die Antwort ausfallen wird. Geschwister sind meistens nüchtern miteinander. Ihre gewachsenen Vorurteile lassen falsche Erwartungen gar nicht erst aufkommen, und wenn einer doch darauf aus sein sollte, eine Rolle zu spielen, die seine Fähigkeiten übersteigt – wie mein Bruder Hugo, der allerdings nie über bescheidene Nebenrollen hinauskam: ein bißchen Verkleidung, ein hübsches Kostüm genügte ihm, das Stück selbst interessierte ihn kaum –, dann wird er von seinen Geschwistern bestenfalls Verständnis und höflichen Beifall erwarten dürfen: Sie wissen eben, wer er ist, wer nicht. Vielleicht ist es dies, was Geschwisterkinder lebensstüchtiger macht als Einzelkinder: die schlichte Erfahrung – spielend und leidend gewonnen an und mit Bruder und Schwester –, daß jeder Mensch der ist, der er ist – und nur der sein kann, der er ist. Das schützt vor Enttäuschungen.

Natürlich las ich Victorias Aufzeichnungen mit besonderer Aufmerksamkeit und Anteilnahme, zumal da mir mit jedem Absatz deutlicher bewußt wurde, wie unterschiedlich ihr Blick in die Vergangenheit von dem meinen war und sein mußte. Nicht nur die Tatsache, daß sie acht Jahre vor mir geboren worden war, ließ sie die Welt – ihre Welt – mit ganz anderen Augen sehen: Sie hatte acht Jahre lang als das einzige Kind ihrer Eltern

gelebt, von Vater und Mutter und Dienstboten geliebt, bewundert, verwöhnt, und offenbar hatte sie sich dann nur widerstrebend und unter beständigem Zwang an jene Art von liebevoller Rücksichtnahme gewöhnen können, die ihre Eltern von ihr erwarteten, als endlich das zweite Kind – ein Sohn! – und drei Jahre später noch ein Bruder geboren worden war.

Vor allem aber war Victorias Kindheit bestimmt von ihrem Vater, der für sie ein ganz konkreter, körperlicher, lebendiger Mann gewesen war, während für mich mein Vater schon früh zu einer schwarz gerahmten Photographie erstarrte, ein Held, ein Vorbild, ein Schemen ohne Atem, ohne Wärme. Victoria war der große, lebensvolle, lebensspendende Vater-Mann genommen worden, als sie kaum 14 Jahre alt war – ein Verlust, den sie nie ganz hatte verwinden können; ihre trockene Ehe mit Ernst-Otto Meier, Prokurist bei Janus & Varena, dank dessen erfahrener Vorsicht die Firma die 20er Jahre überstand und der mit allerlei Finten und Finessen auch die schwierigen 30er Jahre bewältigte, bis eine frühzeitige Arteriosklerose ihm erst das Zahlengedächtnis, dann die Sprache nahm, hatte sie mit kühler Vernunft ausgehalten, und was ihr noch an Herzlichkeit und Hingabefähigkeit geblieben war, das hatte sie ihren beiden Kindern zugewendet, vor allem ihrem Sohn, der allerdings – sie sah das wohl, wollte es aber nicht sehen – sehr wenig von der Kraft, der Entschiedenheit und Entschlußfreudigkeit seines Großvaters, auch nicht die unauffällige Wendigkeit seines Vaters geerbt hatte, und die nüchtern abschätzende Intelligenz seiner Mutter war in ihm eingetrocknet zu Kalkulationsreihen von Haben und Soll, die von ihm ständig ängstlich kontrolliert wurden.

Victorias Aufzeichnungen über unsere Mutter erwiesen sich im übrigen vornehmlich als Erinnerungen an unseren Vater, ja, als eine Auseinandersetzung mit ihm, der im Frühjahr 1914 aus Victorias Leben verschwunden war: ein eleganter Herr im Ulster mit Reisemütze, der, einen ledernen Aktenkoffer mit Geschäftspapieren in der linken Hand, vom Promenadendeck des Doppelschraubendampfers »Seydlitz« winkte, während die Schiffskapelle »Muß i denn, muß i denn« schmetterte und Mutter blind in ihr Taschentuch schluchzte.

Ich weiß nicht, ob Victoria unsere Mutter jemals wirklich ver-

standen hat. Natürlich hat jedes Bild seine Richtigkeit und seine Berechtigung, jede Perspektive hat ihre eigene Wahrheit, und deshalb ist Mutter sicher auch so gewesen, wie Victoria sie sah und sieht. Aber die beiden Frauen waren wahrscheinlich doch allzu verschieden, als daß eine die andere in ihrem Wesen hätte begreifen können, und für Victoria stand stets ihr Vater im Vordergrund: In ihm und durch ihn erfuhr sie die Welt, erfuhr sie vor allem sich selbst.

Mich macht es immer wieder betroffen, wenn ich sehe – auch an mir selbst –, wie schwer es ist, anderen Menschen wirklich gerecht zu werden, und seien es Menschen, die man so gut zu kennen meint wie die Mutter, deren Stimme noch nach Jahrzehnten in unsere Träume spricht. Wir begnügen uns nur zu leicht mit Formeln und Abkürzungen, oberflächlich beides und unzureichend, ungerecht, und wir wundern uns, wenn die gestanzten Bilder sich plötzlich als unzutreffend erweisen. So ging es mir auch mit Victorias Jugenderinnerungen. Ich hatte mir nicht vorstellen können, daß meine Schwester so schreiben könnte, zumal da sie in den letzten Jahren mehr und mehr die scharfe Konsequenz des Denkens verloren hat, die sie früher auszeichnete – offenbar leidet sie jetzt an derselben Krankheit, die ihren Mann frühzeitig vergreiselt ließ. Doch wenn sie auch manches vergißt, und manchmal verliert sie sich in langen, langweiligen Wiederholungen, so ist sie doch fähig – und offenbar gerade jetzt –, wesentliche Erfahrungen zu beschreiben:

»Wie wenig wissen wir im Grunde von unseren Eltern. Man war verschwiegen damals, man sprach nicht über sich, und es kann sein, daß auch die Eltern den Raum zwischen sich mit Worten nicht überbrücken konnten. Das war so damals, wir lebten damit und konnten so leben. Man muß sehr alt werden, um mit seinen Eltern befreundet sein zu können, und wenn man wirklich alt genug ist, dann sind die Eltern schon lange gestorben. Was gäbe ich heute darum, könnte ich bei meinem Vater sitzen und mit ihm sprechen aus den Erfahrungen meiner alten Jahre heraus! Mit niemandem würde ich mich besser verstehen als mit ihm.«

Damals hatte Victoria die Welt allerdings vornehmlich kritisch betrachtet, auch Fräulein Grimme, Vaters Sekretärin, die auf dem Hauptdeck an der Reling stand; Janus & Varena war ein bedeutendes Handelshaus, Vater wollte unterwegs auf die gewohnte Hilfe und Betreuung nicht verzichten. Auch sonst gab es für mich manche Entdeckungen in Victorias Niederschrift, die Einzelheiten einer Welt nachzeichnete, von der mir außer einigen Namen kaum mehr als die Umrisse bekannt waren. Das lag sicher auch daran, daß Victoria ihre Kindheit durchgängig in Berlin verbracht hatte. Die weitläufigen Wohnräume über den Firmen-Kontoren in der Königgrätzer Straße, deren wuchernde Stuckdecken mir noch jahrelang in meinen Träumen zu schaffen machten, hatte sie ganz selbstverständlich genommen als angemessene Manifestation von Würde, Reichtum und Bedeutung der Familie, und das geschäftige Handelshaus Janus & Varena, dem zahllose beflissene Herren mit halbhohen Stehkragen und grauen Ärmelschonern dienten, war für sie eins mit ihrem Vater, der von seinem mächtigen Schreibtisch aus über alle und alles gebot, sogar bis nach Amerika hin, nach Buenos Aires, nach Asuncion und nach Valparaiso, wo in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg eine neue Niederlassung der Firma gegründet worden war.

Die kleinstädtische Enge, in die wir uns nach Vaters Tod im Frühjahr 1915 flüchteten, die rot-weiße Villa mit dem zu schmalen Vorgarten, die bescheidenen Häuser der Innenstadt, die sich ergeben unter den Kirchturm duckten: Das alles war Victoria vom ersten Tage an zuwider, ja, beinahe verhaßt gewesen, und weil sie keine Wahl hatte und das einzige Gymnasium der Stadt besuchen mußte, das sogar noch stolz war auf seinen Titel als Realgymnasium, das einzige Mädchen in ihrer Klasse zudem, hatte sie zwar mit ihrem analysierenden Verstand bald die Aufmerksamkeit ihrer Lehrer erregt, war aber für ihre Mitschüler mehr und mehr zum baren Schrecken geworden: Der Abstand zwischen ihr und den eher durchschnittlich begabten Bürger- und Landwirtschaftsöhnen erwies sich rasch als unüberbrückbar.

Es kam hinzu, daß Victoria auch in jenen Jahren, da Mädchen ihre Altersgenossen durch zunehmend rundliche Formen erfreuen, sehr schlank, sehr schmal, ja, hager blieb, und sie weigerte

sich entschieden, Steiners »Orientalische Kraft-Pillen« zu schlucken, die Meta für sie – auf eigene Kosten – per Postversand bestellt hatte: preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplomen, garantiert unschädlich, Blut und Nerven stärkend, blühendes Aussehen und volle Körperformen bewirkend, für Damen prachtvolle Büste, weltbekannt, zahlreiche Dankschreiben. Als unsere Hausschneiderin, Frau Overhues, Victoria mit ein paar Rüschen und geschickten Abnähern behilflich sein wollte, wehrte sie sich geradezu hysterisch, bestand dagegen auf streng gerafften Kleidern aus grobem Leinen und Wollflanell in spätherbstlichen Farbtönen.

So erfuhr meine Schwester zwar überall Achtung und Anerkennung; Freundschaft aber oder gar Liebe wurden ihr nicht zuteil. Vielleicht erklärt sich daraus, daß sie bald einen etwas befremdlichen Hang zu den ärmlichen Katen und Hütten am Rande der Stadt mit ihren wenig gepflegten Bewohnern entwickelte. So sehr Victoria nämlich darauf bedacht war, Werte für sich zu sammeln und zu erhalten – und bis heute hin findet sie nichts dabei, ihre Interessen mit allem Nachdruck und scharfsinnigen Argumenten zu wahren –, so fürsorglich zeigte sie sich, wenn es darum ging, Menschen in Armut und Not beizustehen. Dabei entwickelte sie etwas von jener huldvollen Geneigtheit, mit der erlauchte Damen im ersten Weltkrieg Lazarette besuchten, eine milde Freundlichkeit, die den Bedachten selbst eine geringe Gabe, ja, schon die freundliche Zuwendung als köstlich erscheinen ließ. Daß sie im übrigen bei ihren verschiedenartigen Hilfsaktionen, die sie auch gegen familiäre Widerstände durchzusetzen wußte, mehr als Organisatorin denn durch eigene Spenden oder Opfer wirkte, ergab sich meistens eher zufällig, entsprach aber ihrer besonderen Veranlagung. Die Dankbarkeit derjenigen, denen sie ihre Hilfe hatte angedeihen lassen, nahm Victoria jedenfalls mit angemessener Bescheidenheit entgegen: Bitte, das sei doch ganz selbstverständlich gewesen, kein Wort darüber, bitte, da nicht für. Allerdings war für sie die beschämte Dankbarkeit, die sich in Blumen und kleinen Gaben, manchmal auch nur in blumigen Worten bewies, so etwas wie das natürliche Pendant zu dem von ihr verkörperten Bilde einer selbstlosen Wohltäterin, und sie setzte die Einhaltung der Regeln in diesen ungeschriebenen und unausgesprochenen

Verträgen auf Gegenseitigkeit voraus, bei Strafe des Entzugs künftiger Zuwendungen. »Aufmerksamkeiten« hatten für Victoria von früh an erhebliche Bedeutung.

Das Wechselspiel zwischen Leistung und Gegenleistung, zwischen Rechten und Pflichten, Nehmen und Geben bestimmte für Victoria auch das Miteinander in unserer Familie, und weil sie als einzige die Regeln dafür zu interpretieren wußte – Regeln, die sie selbst aufgestellt hatte –, stand ihre Autorität bei uns niemals in Frage. Als Vater sie an Bord der »Seydlitz« in den Arm nahm und meinte, sie sei doch jetzt ein großes Mädchen, und deshalb solle sie während seiner langen Reise gut auf Mutter aufpassen – obwohl ich ganz und gar mit den Wundern des Schiffs beschäftigt war, den schimmernden Mahagonihölzern, den golden glänzenden Messingbeschlägen, und durch den Boden lief schon das erregende Zittern der Schiffsmaschinen, verstand ich jedes Wort –, da hatte sie auch diese Aufgabe übernommen, und fortan entließ sie ihre Mutter nie mehr aus ihrer Fürsorge: So entschieden wie verantwortungsbewußt, vernünftig und geschickt überwachte sie Mutters Leben. Ich sehe noch ihr verstörtes Gesicht, als sie ihren Verdacht bestätigt fand, unsere Mutter denke an die Verbindung mit einem anderen Mann.

Das war im Frühjahr 1923, Vater war schon länger als acht Jahre tot. Herr Leverenz, ein freundlicher Schreibwarenhändler, der nebenher Schulbücher und Kinderspielzeug verkaufte, auch er verwitwet, hatte meine Mutter auf dem Wintervergnügen der »Harmonie« kennengelernt, und schon am nächsten Sonntagvormittag stand er mit einem viel zu großen Rosenbukett, im dunkel gestreiften Anzug, vor unserer Tür, um seinen Besuch zu machen. Victoria reagierte so rasch wie unmißverständlich, zumal da sie kurz vor der Verlobung mit Ernst-Otto Meier stand – das sei ja schließlich auch kein reines Vergnügen, meinte sie, man dürfe aber doch nicht nur an sich selber denken –, und Herr Leverenz mußte einsehen, daß eine Verbindung mit unserer Mutter nicht nur unerwünscht, sondern ganz einfach unmöglich war. In diesem besonderen Falle erwartete Victoria nicht einmal Dank, obwohl sie mehrfach betonte, sie habe nur an Mutter gedacht, an Mutter und Mutters Glück – ein Händler mit Radiergummis, Griffelkästen und Briefumschlägen!

Die Caritas meiner Schwester wuchs jedenfalls nicht aus dem ergiebigen Boden bewußter Religiosität. In unserem Hause herrschte, wie in der Verwandtschaft und in den meisten Bürgerhäusern der Stadt, ein nüchternes, formales Christentum, das sich mit dem unregelmäßigen Besuch von Gottesdiensten in bedeckter Kleidung, mit Tischgebet und Sonntagsheiligung auswies, gelegentlich wohl auch mit milden Spenden und Stiftungen für die Armen der Gemeinde, wobei nach Möglichkeit das Finanzamt beteiligt wurde; im übrigen begnügte man sich mit der gewissenhaften Erfüllung bürgerlicher Pflichten – jedermann wußte, was darunter zu verstehen war, vom kurzen Haarschnitt über verschämte Wangenküsse bis hin zur Wahl des deutschnationalen Kandidaten –, und bei Sünden fleischlicher Natur rief die Religion ein schlechtes Gewissen hervor, was Victoria allerdings kaum betroffen haben dürfte – ich glaube, sie war nicht so.

Von Herrn Leverenz ist in Victorias Aufzeichnungen nirgendwo die Rede; tatsächlich wird diese Begegnung für unsere Mutter nur eine sehr kurze Episode gewesen sein, die sie rasch zu vergessen hatte, und Mutter wußte sich zu fügen. Was ihr geschah in ihrem Leben, das schrieb sie Gottes unerforschlichem Ratschluß zu, das Gute wie das weniger Erfreuliche – dem Bösen begegnete sie nie, zumal da sie auch für ausgesprochen häßliche Verhaltensweisen anderer Menschen immer eine entschuldigende Erklärung fand. Auch das Zusammentreffen mit dem jungen Herrn Janus auf der Wiesbadener Promenade im Frühling des Jahres 1899 – sie hatte ihren Vater zu einer Kur begleitet und sah mit großen Augen in die fremde, reiche, verschwenderisch bunte Welt – war für sie nicht irgendein Zufall, sondern eine wunderbare Fügung; daß sie bei einer Mitgift von 500 000 Gold-Pesos vielleicht nicht nur als anmutige Erscheinung begehrenswert gewesen sein könnte, wollte sie nicht wissen. Auch die unterschiedlichen Charaktere ihrer Kinder, unsere Eigenheiten und Widersprüche nahm sie als Gaben Gottes hin, als Geschenke, über deren Wert oder Unwert sie nicht zu befinden hatte; sie versuchte deshalb auch gar nicht erst, uns nach ihren Vorstellungen zu formen. Dabei muß für sie die ständig rechnende und oft berechnende Nüchternheit ihrer Tochter besonders be-

fremdlich gewesen sein, im Grunde wohl ganz und gar unbegreiflich; denn sie selbst war warmherzig, großzügig, selbstlos, gelegentlich sogar ausgesprochen leichtsinnig im Geben und Schenken, was von Victoria immer dann kritisch vermerkt wurde, wenn nicht sie selbst die Beschenkte war.

In Victorias Kindheitserinnerungen erscheint unsere Mutter als eine schöne junge Frau, die in kostbaren Gewändern durch die weiten Zimmerfluchten unserer Berliner Beletage schwebt, den Dienstboten freundlich Anweisungen erteilt, mit den Kindern bunte Bilder malt und kleine Lieder singt, auch andächtig das Gutenachtgebet spricht, im übrigen aber vor allem auf den einen Augenblick wartet, da ihr Mann in die Tür tritt – er, unser Vater, der Victorias Kindheitspanoramen beherrscht und überstrahlt.

Diese Frauenrolle, zugeschnitten nach dem bewährten Muster der Romane für das christliche Heim, wurde von Victoria allerdings zwiespältig gesehen. Einmal war ihre Mutter für sie die unermüdliche, treue Gehilfin des vorbehaltlos anerkannten Herrn des Hauses, und das war selbstverständlich so richtig. Gleichzeitig berührte es Victoria aber schmerzhaft in ihrem weiblichen Selbstverständnis, ja, es empörte sie, ohne daß sie sich das eingestehen konnte, daß ihre Mutter nicht mehr sein sollte und offenbar auch nicht mehr sein wollte als eben dies, eine gefällige, elegant drapierte Randfigur, die gütig und ergeben duldet, was ihr geschah, ohne auch nur zu versuchen, mit eigenen Überlegungen und Entscheidungen den Lauf der Dinge zu bestimmen. Daß unsere Mutter auf ihre Weise – still nämlich, behutsam und unauffällig – die Welt stets ein wenig zum Besseren, Menschlicheren zu verändern suchte – und gewiß nicht ganz ohne Erfolg –, das vermochte Victoria nicht zu sehen, und wenn sie es doch bemerkt haben sollte, dann konnte für sie etwas derart Geringes nicht zählen, wie es für sie auch wenig bedeutete, daß unsere Mutter in ihrem so eingeschränkt gelebten Leben offenbar glücklich war, so lange jedenfalls, wie sie auf Vaters Rückkehr hoffen konnte.

Gerade diese besondere Veranlagung ihrer Mutter fehlte

Victoria ganz und gar: Es war ihr nicht gegeben – wenn das denn wirklich eine lebenswürdige Mitgift der Natur sein sollte, wie ich vermute –, glücklich zu sein. Im Gegenteil: Stets schienen sich Unheil, Mißgeschick und Leid an sie zu heften, dazu noch ganz gewöhnliches Pech – selbst von einer sommerlichen Urlaubsreise an die Costa del Sol schickte Victoria Ansichtspostkarten, deren intensives Himmelsblau nur wie bitterer Hohn wirken konnte, weil sie auf der Rückseite von trüben, grauen, regnerischen Tagen schrieb, wie sie Marbella seit Jahrzehnten, ja, seit Menschengedenken nicht gesehen habe.

Früh schon war sie deshalb zu dem Schluß gekommen, daß Glück nichts als ein Wunschtraum sei, eine ärgerliche Schimäre, mit der Tölpel und Narren sich selbst zu betrügen versuchten. Solche Täuschung aber konnte Victoria nicht billigen, sie wollte nicht teilhaben an Betrug und Selbstbetrug, und deshalb hielt sie sich streng an kontrollierbare Tatbestände, an klare Erkenntnisse, beweisbare Fakten. Auf diese Weise waren ihre Abrechnungen immer unangreifbar, jedes Komma stimmte, jede Null. In ihrem Urteil über Menschen allerdings, das sie nach den gleichen Prinzipien wie eine Handelsbilanz ermittelte, blieb Victoria zeitlebens unsicher und unschlüssig, und dies um so mehr, als sie sich ihre Unsicherheit selbst nicht eingestehen konnte. Menschen fügen sich aber nicht unter einen Doppelstrich, Bosheit und Güte ergeben keine Zahlenwerte, ihr Saldo ist nicht berechenbar, sie lassen sich auch nicht abhaken wie Posten und Summen, und ein Urteil über das Glück oder Unglück anderer Menschen steht uns schon gar nicht zu. Wahrscheinlich würde Victoria das noch heute nicht anerkennen – es hat keinen Sinn, mit ihr auch nur darüber zu reden. Für sie war es von jeher ganz selbstverständlich, die Welt in all ihren Erscheinungen kritisch zu betrachten, jede Substanz im einzelnen sorgfältig zu untersuchen und zu prüfen, von allen Menschen Rechenschaft zu fordern und dann über sie zu befinden, sie schuldig oder frei zu sprechen.

Mit wachem Mißtrauen beobachtete sie deshalb schon in jungen Jahren die Ehe ihrer Eltern. Es fiel bei uns kein hartes und kein böses Wort. Aber Victoria lauschte auf die Töne hinter den höflichen Tischgesprächen, sie wußte verbindliche Redensarten auf ihre Weise zu deuten, auch auf das Ungesagte bei Abschied

und Begrüßung achtete sie genau, und als unser Vater gegen Ende des Jahres 1913 seine große Südamerika-Reise vorzubereiten begann – er hatte sich mit den Erben seines Partners auseinanderzusetzen, wollte bei dieser Gelegenheit auch die Niederlassungen von Janus & Varena in Paraguay und Chile besuchen und neue Geschäftsverbindungen nach Montevideo und La Paz knüpfen –, da ahnte sie, daß mit dieser Reise etwas zu Ende gehen würde. Natürlich konnte Victoria nicht wissen – auch unsere Eltern dachten nicht im Traum an eine solche Möglichkeit –, daß ein großer Krieg alle Pläne stören und zerstören, zudem auch meinem Vater die Passage nach Hause abschneiden könnte. Aber sie meinte zu spüren – und sie wunderte sich, daß ihre Mutter ahnungslos war und blieb –, daß Vater einen großen Abschied inszenierte.

Unsere Mutter war bis zu ihrer letzten Stunde davon überzeugt, daß sie eine glückliche Ehe geführt hatte, und ich meine: Im Grunde hatte sie recht. Was sie in ihrem eher puritanischen Zuhause gelernt hatte an Liebe, Achtung und Gehorsam, was sie wußte von Hingabe, Helfen und Geduld – und dieses Wissen war bei ihr nicht angelernt, zumal da ihre Mutter sehr früh gestorben war –, das hatte sie in ihrer Ehe gelebt. Vor allem hatte sie mit ihrer schlichten Art, ganz ohne Vorbehalte zu lieben, in das unstete Leben unseres Vaters so etwas wie Halt und Ruhe und Wärme gebracht. Einige problematische Züge im Wesen ihres Mannes wird sie dabei gewiß nicht übersehen haben. Die eigentlich fragwürdigen Charaktereigenschaften meines Vaters allerdings, die ich, überrascht und erschrocken, entdeckte, als ich alte Briefe an meine Großeltern las, in denen Vater ziemlich offen von durchaus zweifelhaften Geschäften berichtete und sich sogar zynisch über Menschen ausließ, die er seine Freunde nannte, auch über seine Heiratspläne, 500 000 Gold-Pesos, mit denen er seinen Besitz absichern wollte: Unsere Mutter wußte nichts davon, oder sie wollte das nicht wissen. Glück bedeutete für sie die ungeteilte Hinwendung zu einem Menschen, der sie brauchte, und solches Glück fand sie in ihrer Ehe mit Wilhelm Janus. Hinweise auf bedenkliche Eigenarten ihres Mannes, Andeutungen von beunruhigenden Gewohnheiten, ja, Enthüllungen unwürdiger Taten: Das alles wäre an ihrer Zuversicht abgeglitten, daß

über ihn – wie über jeden Lebenden – das letzte Wort noch nicht gesprochen sei, und sie liebte ihn. Weil das aber so war, fanden sich auch die eifrigen Zuträger und die guten Freunde nicht, die sie hätten belehren und aufklären können, und selbst Victoria behielt ihre kritischen Beobachtungen für sich.

Ich glaube allerdings nicht, daß die Vermutungen und Befürchtungen meiner Schwester wirklich begründet waren. Wahrscheinlich drückten sich darin vor allem Victorias eigene Ängste und Unsicherheiten aus, gewiß auch ihre eifersüchtige Liebe. Die Notwendigkeit einer Reise zu den südamerikanischen Niederlassungen der Firma lag offen zutage, nachdem Herr Varena plötzlich gestorben war, und daß Vater seine Sekretärin mit auf die Reise nahm, war so ungewöhnlich nicht, obwohl ich nicht ausschließen kann, daß nicht nur geschäftliches Denken und Tun ihn mit Fräulein Grimme verband.

Gegen die Annahme, er habe seine Familie verlassen wollen, spricht allein schon die Tatsache, daß er nach dem Ausbruch des Krieges offenbar alles versuchte, einen Weg nach Hause zu finden, und dabei ließ er schließlich auch Fräulein Grimme zurück. In seinem letzten Brief aus Valparaiso von Anfang November 1914, der erst im späten Frühjahr 1915 bei uns eintraf, Monate nach der Todesnachricht, schrieb Vater voller Hoffnung, daß es ihm tatsächlich gelungen sei, vom Kreuzergeschwader des Grafen Spee als Hilfszahlmeister eingestellt zu werden. Das Auftauchen der deutschen Panzerschiffe zwei Tage nach der siegreichen Seeschlacht vor Coronel in der Hafengebucht von Valparaiso war meinem Vater wie ein Fingerzeig erschienen, einer der vielen großen Glückszufälle, die sein ganzes Leben märchenhaft bestimmt hatten. Er glaubte immer fest an sein Glück und griff beherzt zu, wo er es zu fassen meinte, so auch in diesem Falle, und selbst das wäre ihm noch nicht zum Verhängnis geworden – daß das Kreuzergeschwader unversehrt nach Deutschland zurückkehren könnte, erschien allerdings schon damals wenig wahrscheinlich –, hätte er nicht sein Glück dann noch einmal versucht.

Im Grunde war mein Vater wohl hinter der unauffälligen Maske des gediegenen Handelsherrn ein Spieler, der ständig

gespannt auf seine Glückssekunde wartete – ein Spieler allerdings, der auch das Große Einmaleins von Wirtschaft und Finanzen im Traum beherrschte. Stets reizte ihn das Unmögliche. Offenbar zählte nur der Triumph wirklich für ihn, den er gegen alle Regeln der Wahrscheinlichkeit errungen hatte, und deshalb setzte er in seinem Leben immer wieder auf eine einzige Zahl, wagte die eine Möglichkeit, wettete gegen jede Erfahrung und gegen die Ängstlichkeit der Vielen, die erst bei 90 Prozent Sicherheit ihr Spiel mit kleinem Einsatz beginnen. Ich kann mir kaum vorstellen, daß er bei seinen manchmal verwegenen Unternehmungen nicht mindestens so oft draufzahlte wie er gewann, und sicher wird er manchmal auch völlig gescheitert sein. Er sprach aber nie von seinen Verlusten und Fehlschlägen, so daß ihn stets eine Aura strahlender Erfolge umgab – meine Mutter hat mir oft davon erzählt, sie lächelte dabei, und auch mein Schwager Ernst-Otto Meier, der gewiß nicht zu Übertreibungen neigte, hat mir das bestätigt, so verdächtig ein solcher Lebensstil ihm gewesen sein muß.

Mein Vater wartete geradezu auf »Gelegenheiten«, ja, er setzte voraus, daß irgendwo irgendwelche Schätze gerade durch ihn gehoben werden wollten, und er verstand es dann wirklich, die jeweils gegebenen Konjunkturen und Konstellationen optimal zu nutzen: Aus dem Sparkassenlehrling in einer abgelegenen holsteinischen Kleinstadt war ein wohlhabender Berliner Kaufmann geworden, dem schon in jungen Jahren der Titel eines Kommerzienrats sicher war, ein soignierter Herr, dem ebenso selbstverständlich die beste Kabine auf dem Promenadendeck reserviert wie ein Kredit in beliebiger Höhe – noch dazu mit verbindlichstem Dank – gewährt wurde.

Daß der Admiral Graf Spee mit seinem siegreichen Kreuzergeschwader gerade in den Hafen von Valparaiso einlief, als mein Vater dort verzweifelt – und bis dahin ohne jede Aussicht auf Erfolg – nach einer Möglichkeit suchte, mit einem neutralen Schiff nach Europa zu gelangen, das erschien ihm – so auch sein letzter Brief – als eine wunderbare Fügung seines Schicksals, und er setzte alles daran – sogar die Fürsprache des deutschen Generalkonsuls Gumprecht wußte er sich zu verschaffen –, auf einem der Schiffe unterzukommen, so schwierig, ja, für ihn ei-

gentlich aussichtslos das gewesen sein dürfte: Hunderte von deutschen Freiwilligen drängten während der 24stündigen Liegezeit der Kreuzer auf die Schiffe, überwiegend erfahrene Seeleute, und nur eine sehr begrenzte Zahl konnte ausgewählt und eingestellt werden.

Mein Vater, der damals schon 44 Jahre alt war und nicht bei der Kaiserlichen Marine gedient hatte, wurde schließlich für einen der Troßdampfer des Geschwaders angeheuert, und das war ausgerechnet jenes Passagierschiff »Seydlitz«, mit dem er im Frühjahr seine große Reise angetreten hatte. Die »Seydlitz« war bei Kriegsausbruch von Australien nach Valparaiso gekommen, hatte den Hafen allerdings schon am 20. Oktober mit Vorräten an Kohlen, Wasser, Proviant und Materialien wieder verlassen, um im Süden Chiles, in der St.-Quentin-Bucht, das Eintreffen des Kreuzergeschwaders abzuwarten. Von Valparaiso bis zur St.-Quentin-Bucht scheint mein Vater an Bord eines der Kriegsschiffe gefahren zu sein, ein Umstand, der es verständlich macht, daß er fast sein ganzes Gepäck in Valparaiso zurückließ. Was ihn dann allerdings bewogen hat, wenige Wochen später – das Geschwader lag vor der Insel Picton im Beagle-Kanal und übernahm Kohlen von dem englischen Segler »Drummuir«, der bei Kap Hoorn aufgebracht worden war – sich bei dem 1. Offizier der »Gneisenau« zu melden und ihn so lange zu bedrängen, bis er tatsächlich auf den Panzerkreuzer umsteigen durfte, das habe ich nicht erfahren können. Vielleicht hat mein Vater nur versucht, noch eine Möglichkeit mehr zu spielen und auszuspielen, das Wagnis mag ihn gelockt haben, und außerdem wird er überzeugt gewesen sein, daß sein Glück ihn mit der schnellen, kampfstarken »Gneisenau« weiterbringen werde als mit dem trägen Passagierdampfer »Seydlitz«, dessen Tage als Troßdampfer des Geschwaders in jedem Fall gezählt schienen. Das wurde dann sein letztes Spiel, sein letzter Einsatz: Vier Tage später sank die zerschossene »Gneisenau« bei den Falklandinseln, während die unbewaffnete »Seydlitz« entkommen konnte und später in Argentinien interniert wurde.

Ich kannte meinen Vater nur aus dem schmalen Blickwinkel meiner ersten Kinderjahre, und dieses Bild gerann dann bald zu der Pose jener Photographie über der Herrenkommode: ein gro-

ßer, ferner, toter Mann, dem nachzueifern als ein braver, fleißiger, tapferer Junge ich von früh an angehalten wurde. Es dauerte ein halbes Leben, bis sich aus jenem photographischen Denkmal für mich ein Mensch entwickelte, kein Standbild und kein Vorbild mehr, sondern ein Mann mit seinen Spannungen und Widersprüchen, ein Mensch wie ich selbst mit seinen Hoffnungen, seinen Ansprüchen, seinem Versagen.

Erst als ich das Alter meines Vaters erreichte – seit 28 Jahren bin ich jetzt schon älter als er –, kam er mir näher: Ich kam ihm näher, verlor meine Scheu, begann ihn zu fragen, und er antwortete mir in den Spuren, die er hinterlassen hatte, in Briefen vor allem, Aufzeichnungen, Notizen, aber auch in den Erinnerungen von Menschen, die ihn besser gekannt hatten als ich, so unterschiedlich und manchmal gegensätzlich ihre Erinnerungsbilder auch waren. So wurde er mir beinahe vertraut. Das hatte natürlich vor allem mit mir selbst zu tun: Je deutlicher ich meine eigenen Unstimmigkeiten und Mängel erkannte, die Diskrepanz zwischen der Harmonie, nach der ich mich sehnte, und dem kaum beherrschten Chaos in mir, desto besser verstand ich ihn, dessen Photo – es war im Geschmack jener Zeit auf freundliche, sanfte Glätte hin retuschiert – keine Fragen erlaubte, dessen Handschrift mit kalligraphischen Bögen jede Neugier zurückwies, dessen leicht verwundbares, verwundetes Ich aber hinter den verschiedenen Masken und Verkleidungen für mich spürbar, erkennbar wurde.

Bis zu solcher Erkenntnis war für mich ein langer, beschwerlicher Weg. Wir entwickeln uns, werden erwachsen, werden wir selbst ja nicht in der schönen Folge und Folgerichtigkeit des klassischen Bildungsromans; Erfahrung wächst uns vielmehr in unterschiedlichen Schüben zu, oft unvermutet: Plötzlich sind Einsichten da, Verständnis für andere Menschen, das Selbstverständliche erschüttert uns, auf einmal wissen wir mehr, wir wundern uns, schämen uns.

So weiß ich noch heute den Tag im regnerischen August, drei Jahre nach dem Kriege, als der Rohrplattenkoffer bei uns abgeliefert wurde, mit dem mein Vater 1914 auf seine große Reise gegangen war. Das damals riesenhafte Behältnis – ich hatte dabei gestanden, als Mutter packte – war plötzlich zusammenge-

schrumpft auf ein fast bescheidenes Maß, und meine Enttäuschung nahm noch zu, als der Deckel aufgebrochen wurde: Die kostbaren, geheimnisvollen Dinge, die Mutter in den Koffer gelegt hatte, waren verkommen zu muffig riechenden, fleckigen Kleidungsstücken, schäbig und überflüssig fast alle, Lumpen, gerade Mennigmann konnte man sie noch schenken. Ich erinnerte mich noch, wie Mutter sich damals vorsichtig in die Koffelhöhle hineingebückt hatte, um die verwirrende Vielfalt von dunklen Anzügen und gestärkten Hemden, auch das helle Dinnerjackett und leichte Sportsakkos aus Leinen unterzubringen, dazu die für mich ungewohnten Flanellschlafanzüge – in heißen Nächten, hatte Mutter gewußt, schliefen die Herren der Ersten Klasse gern an Deck und waren dann mit solchen Pyjamas ausreichend angezogen, um nach dem Morgenbade auf und ab promenieren zu können. Aus Mutters sauberer, zweckmäßiger Ordnung war ein liederliches Durcheinander geworden, und als ich die spakige Ledertasche öffnete, in der Vater seine Reiseapotheke aufbewahrt hatte, fand ich zerbrochene Glasröhren, Fläschchen mit eingetrockneten Tinkturen und – erschrocken, beschämt – mehrere Packungen mit Präservativen. Alles war anders geworden. Der Koffer war nicht mehr die Wundertruhe von damals, ich war kein Kind mehr, und mein Vater war tot, endgültig.

Vielleicht sollte ich hier erst einmal etwas von meinem Bruder Hugo erzählen, der, 1911 geboren, kaum noch Erinnerungen an unseren Vater hatte, der ihm aber sehr ähnlich war, im Aussehen – beide waren ziemlich klein, schlank, beweglich, und auch Augen und Haare deuteten auf einen eher mittelmehrigen Typ hin – wie in manchen Veranlagungen und Eigenarten, bis hin zu beinahe komischen Äußerlichkeiten. In die hinterlassenen Anzüge unseres Vaters wuchs Hugo hinein, als wären sie für ihn geschneidert worden; wie Vater schlenkerte er die Arme auf eine besondere Weise beim Spazierengehen, so daß er schon von weitem und noch in der Dämmerung erkennbar war; im Bett legte er sich genau so, wie Mutter das von Vater kannte, stets auf die rechte Seite, halb auf den Bauch, zog dabei die Knie fast bis ans Kinn hoch und wußte noch den rechten Arm unter dem Körper hindurchzuschieben, bevor er einschlief.

Allerdings, diese und manche anderen Übereinstimmungen – wie Vater pflegte Hugo beim Lesen gern die linke Hand in den Nacken zu legen – erwiesen sich bei näherer Betrachtung doch als nur äußerlich, wenngleich sie gerade deshalb so auffielen; selbst unsere Mutter bestand darauf, daß Hugo nahezu das Ebenbild seines Vaters sei. Tatsächlich aber war mein Bruder ein von Grund auf anderer Mensch.

Er lebte nicht aus Spannungen und Widersprüchen, wie sie unseren Vater angetrieben hatten. Oft machte er vielmehr den Eindruck, als fehlten ihm Antriebe überhaupt: Gern begnügte er sich mit leichten Erfolgen, wo und wie sie sich gerade fanden, lebte, offenbar durchaus mit sich zufrieden, in die Tage und Jahre hinein und wußte sich meistens die angenehmsten – und das bedeutete für ihn: die am wenigsten anstrengenden – Rollen und Positionen zu sichern. Das Dunkle, das Zwiespältige, ja, Chaotische, das unser Vater unter seiner bürgerlich korrekten Erscheinung verborgen hatte, es lag Hugo so fern – oder er hielt es so fern von sich –, daß er nicht einmal Fragen danach verstand. In unseren Kinderjahren konnten wir zusammen spielen und springen und lachen, gelegentlich auch Streiche verüben, die fast immer mein Bruder ausgeheckt hatte. Nie aber konnte ich mit Hugo wie mit einem Freunde reden, schon damals nicht, konnte mich nie wirklich mit ihm auseinandersetzen: Er wußte einfach nicht, wovon ich sprach oder sprechen wollte, und wenn er Meinungsverschiedenheiten vermutete, dann deckte er sie sogleich mit seinem strahlenden Lächeln zu: »Wir werden uns doch nicht streiten, unter Brüdern!«

Frühzeitig hatte er in sich eine Eigenschaft ausgebildet, die die Welt – wie er sie sah und verstand – verlangte: die Fähigkeit, sich rasch und unauffällig einzuordnen. Auch von mir selbst habe ich schon berichtet, daß ich mich den ererbten Formen und Formeln früh angepaßt und die Werte und Tugenden meiner Umwelt fraglos übernommen hatte, und ich will mich nicht damit entschuldigen, wir seien eben so erzogen worden. Bei Hugo aber – das glaube ich sagen zu dürfen, ohne ihm Unrecht zu tun – war Anpassung ein ganz bewußter Akt, der immer von neuem vollzogen werden mußte, und ich vermute sogar, daß ihm daraus eine gewisse Befriedigung, wenn nicht ein Lustgewinn erwuchs.

Deshalb war er auch stets ein beredter Fürsprecher von Ordnung und Normalität, so gern er selbst hin und wieder Grenzen übertrat, wenn das nicht weiter auffiel. Regel und Standard waren für ihn wichtig, Rangordnungen, Gleichschritt, Disziplin. Gegen Störungen und Störer der Ordnung wußte er bewährte Mittel: Gehorsam und Befehl, und beide waren für ihn untrennbar eins. Daß die wirren Zeitläufte auch ihn gelegentlich in Situationen brachten, bei denen solche schlichten Hausmittel versagten und die ihm deshalb ausgesprochen unangenehm waren – etwa die Einweisung von Uneinsichtigen in die sogenannte Schutzhaft im Jahre 1933, die auch in unserer Stadt zuweilen als unumgänglich angesehen wurde, und es ließ sich nicht immer vermeiden, daß Hugo daran in der flotten Uniform der Motor-SA teilnahm, schwarzer Sturzhelm, blanker Schulterriemen, Dienst ist Dienst –, das nahm Hugo hin als Symptom einer großen Zeit, die ihre endgültigen Gesetze erst noch finden mußte, aus der sich aber zweifellos eine noch größere Zukunft, eine noch bessere Ordnung entwickeln würde, und er wußte schließlich – und meinte, jeder habe das wie er schon in der Grundschule lernen können –, daß Späne fallen, wo gehobelt wird.

Zu Hause wurde Hugo von allen »Bübchen« gerufen, und dieser Kosenamen haftete sein Leben lang an ihm; selbst Nichten und Neffen nannten ihn meistens »Onkel Bübchen«, obwohl Sieglinde dagegen immer wieder entschieden Einspruch erhob – sie als einzige rief Hugo bei seinem Taufnamen, und wenn ihr etwas besonders wichtig erschien, fügte sie sogar noch seinen zweiten Vornamen hinzu: »Hugo Hinrich!« Dann gab es für ihn keine Ausrede und kein Ausweichen mehr.

Für Victoria war »das Bübchen« zuerst Puppe und Spielzeug; später wurde aus ihm das erste Objekt ihrer pädagogischen Bemühungen, und schließlich gehörte Hugo zu ihren sozialen Betreuungsfällen, jedenfalls bis zu seiner Heirat, die Victoria – nach zwei gescheiterten Verlobungen und einer Unzahl von Liebschaften, auch einer für alle Beteiligten sehr unangenehmen und außerdem kostspieligen Abtreibung – mit Entschiedenheit gefördert hatte, um die Familie Janus von dem Makel der Immoralität zu reinigen. Sieglinde nahm Victoria fortan die Verantwortung für Hugo ab – und durchaus mit einigem Erfolg –, wenn sie da-

für auch wenig Dank erntete: Das Verhältnis der beiden Schwägerinnen blieb zeitlebens frostig. Bei der Erbaueinandersetzung nach Hugos Tod kam es schließlich zu dem lange vermiedenen offenen Bruch, der nie ganz geheilt werden konnte, zumal da Victoria – mangels eines gültigen Testaments – auf ihren gesetzlichen Erbansprüchen als Schwester bestand. Ein wertvolles Landschaftsbild aus dem 17. Jahrhundert, das Hugo von Mutter vermacht worden war, hatte Victoria sich schon vorher unauffällig gesichert: Zur Überraschung der anderen Erbberechtigten – für mich verzichtete ich gern auf alle Ansprüche – konnte sie einen notariell beglaubigten Erbverzichtsvertrag zu ihren Gunsten vorweisen, den Hugo mit ihr abgeschlossen hatte, möglicherweise wegen seiner Kinderlosigkeit. Victoria dürfte ihrem Bruder den Anspruch der Familie, das überkommene Vermögen beisammenzuhalten, hinreichend deutlich gemacht haben.

Eigentlich hatte ich niemals Schwierigkeiten mit Hugo, und auch mit Sieglinde gab es keine ernsthaften Auseinandersetzungen, bei einem allerdings stets etwas distanzierteren Verhältnis, das sicher auch dadurch begründet war, daß meine Schwägerin im Laufe der Jahre einige Ähnlichkeiten mit Victoria entwickelte. Allerdings erreichte sie nie die Intensität meiner Schwester; sie fühlte sich offenbar an der Oberfläche der Dinge wohl, blieb dabei vornehmlich auf sich selbst bezogen, und außerdem war ihre geistige Beweglichkeit nicht eben übermäßig groß.

In Hugo hatte ich von früh an seine Eigenart und damit seine Andersartigkeit erkannt und anerkannt, und ähnlich dürfte sein Verhältnis zu mir gewesen sein: Wir hatten beide dem anderen gegenüber ein freundschaftliches Gefühl der Überlegenheit und damit auch der Verantwortung füreinander. Dabei war ich keineswegs einverstanden mit der Lebenshaltung und der Lebensweise meines Bruders. Wie Hugo mit Frauen – auch Ehefrauen – und Mädchen anbändelte, um sich jeweils nach kurzer Zeit wieder davonzumachen, das war mir ganz und gar nicht recht. Mit nie erlahmender Energie – und immer wieder von seinen raschen Erfolgen angestachelt – spielte er die Tingeltangel-Rolle des Bonvivants und Herzensbrechers, wohin er auch kam, und obwohl ich Victorias enge Moralvorstellungen und ihre strengen Urteile gewiß nicht teile, so taten mir Hugos Opfer doch mei-

stens einfach leid; außerdem schien mir, daß auch er selbst eigentlich Mitleid verdiente, wenn ihm solch eine Reihung billiger Erlebnisse wirklich so viel bedeutete.

Auch wie er seinen Beruf wählte und begriff, das sagte mir sehr wenig zu. Die Schule verließ er schon mit 16, erhielt dann, durch Victorias Vermittlung, eine solide Mechaniker-Ausbildung in Berlin, kehrte aber schon bald nach Mutters Tod in unsere kleine Stadt zurück, um sich hier, nachdem er sich die Hälfte seines ererbten Anteils an Janus & Varena hatte auszahlen lassen, als Vertreter einer Motorradfabrik eine eigene Existenz aufzubauen, wobei er sich ohne eine andere Perspektive durch die wechselhaften Zeiten brachte als die des leichten und möglichst reichen Gewinns. Sehr bald avancierte er zum Generalvertreter, gab allerdings die eigene Werkstatt rasch wieder auf – den ständigen Ärger mit den von ihm wortreich empfohlenen hochgezüchteten Sportmaschinen überließ er gern anderen –, und als gegen Ende der 50er Jahre das Motorradfahren aus der Mode kam, handelte er plötzlich mit Spielautomaten en gros und verkaufte nebenher Geschirrspülmaschinen einer damals schon überholten Entwicklungsstufe, denen eine Abflußpumpe fehlte, so daß sie nur mit einem einzigen Spülwasser arbeiteten; das mitgelieferte wissenschaftliche Gutachten einer Spülmittelfabrik beruhigte die Käufer: Ein Dauerversuch mit Schweinen habe ergeben, daß auch bei höherer Spülmittelkonzentration nur geringe Veränderungen der Leberfunktion zu erwarten seien, im übrigen eine meist doch nur erwünschte geringfügige Gewichtsabnahme.

Noch weniger konnte ich die allzu wendige Art und Weise billigen, mit der Hugo sich den politischen Entwicklungen und Wandlungen anzupassen und einzufügen wußte, obwohl ich meine eigene Gleichgültigkeit gegenüber dem Tagesgeschehen keineswegs als vorbildlich hinstellen möchte. Vor allem in den 30er Jahren war Hugo, dank dem planmäßigen Ausbau seiner Berliner Beziehungen und Freundschaften bis hin zur Reichsmotorsportschule in Döberitz, geschäftlich sehr erfolgreich, und er machte sich gar kein Gewissen daraus, sondern nahm gern und großzügig mit, was am Rande der nationalen Erneuerungsbewegung an Wohltat und Gewinn für ihn abfiel. Bei alledem

war er, blieb er mein Bruder, das pffiffig strahlende Bübchen, dem niemand böse sein konnte, und so mochte auch ich ihn nie ganz und gar verurteilen.

Meinem Unverständnis für seinen Lebensstil stand außerdem gegenüber, daß Hugo mich ebensowenig verstehen konnte, vielleicht noch weniger: Wir dachten einfach in unterschiedlichen Kategorien, von völlig verschiedenen Voraussetzungen aus. Dabei war er stets fürsorglich und brüderlich – Familiensinn bedeutete ihm viel –, und er half mir, wo er irgend konnte, zumal da er den Dank für seine Hilfe mindestens ebenso genoß wie den Erfolg – vor allem nach dem Tode unserer Mutter, vor der er sich bis dahin immer hatte beweisen können, hatte so ein Echo große Bedeutung für ihn.

Er nahm sogar hin, daß meine Begeisterung für seine Frau sich in Grenzen hielt, so sehr er darauf angewiesen war, daß auch seine Ehe ihm selbst und anderen als ein Erfolg erschien. Beim Aufräumen von Sieglindes Hinterlassenschaft habe ich Briefe gefunden, die Hugo seiner Frau in einem Alter und zu einer Zeit geschrieben hat, als die völlige Entfremdung der Eheleute für niemanden mehr und gewiß nicht für sie selbst ein Geheimnis sein konnte; auch damals benutzte Hugo noch die vollklingenden Floskeln seiner erfolgreich durchliebten Jugendjahre, vielleicht um vor sich selbst zu verbergen, daß Sieglinde eben doch nur zweite oder dritte Wahl gewesen war, kaufmännisch gesprochen. Meine Frau wiederum sah Hugo mit gutmütigem Kopfschütteln an, so galant er ihr auch – wie allen Frauen – die Hand zu küssen wußte: Er konnte nicht begreifen, was Luise und mich in unserer Art von Glück und Zufriedenheit miteinander verband. Birgit, meine zweite Frau, die Hugo nicht mehr kennenlernte, hätte ihm sicher weit mehr zugesagt, und auch sie wäre wahrscheinlich auf sein breites Strahlemann-Lächeln hereingefallen, obwohl es mit den Jahren doch einiges an Glanz und Frische eingebüßt hatte.

Als Kind war Hugo, »unser Bübchen«, in unserem Hause stets der Liebling aller, abgesehen vielleicht von den kritischen Bemühungen seiner Schwester, die ihn unbedingt zu einem so würdigen wie verantwortungsbewußten Janus erziehen wollte, wobei auch sie ganz selbstverständlich davon ausging, daß der hübsche Junge besondere Anlagen und Begabungen in sich trage.

Victoria scheiterte allerdings, und zwar ebenso an ihren unzureichenden pädagogischen Fähigkeiten – vor allem mangelte es ihr an Einfühlungsvermögen: stets übertrug sie ihr eigenes Bild auf jeden anderen – wie an Hugos sonnigem Selbstbewußtsein, das durch die liebevollen Zuwendungen seiner Umgebung jeden Tag neu und zusätzlich genährt wurde. Er wußte sich immer, bezaubernd lächelnd, mit seinen Bitten und Wünschen durchzusetzen. Wenn ich etwas erreichen wollte, was mir die Vernunft oder die Strenge meiner Mutter abgeschlagen hatte, dann brauchte ich mich nur hinter Hugo zu stecken, und plötzlich war dann alles möglich und erlaubt.

Bübchen half mir immer gern; vor allem aber wußte er sich selbst zu helfen. So erreichte er es auch, daß er Matrosenanzüge tragen durfte, eine zu Kaisers Zeiten sehr beliebte gutbürgerliche Kinderkleidung, dunkelblaues Tuch wie bei der Kaiserlichen Marine, offene Kragen mit weißen Nelson-Streifen, das Mützenband bestickt mit dem Namen eines unserer mächtigen Kriegsschiffe. Meinen Anzug hatte Mutter an Heini Overhues verschenkt, nachdem die Nachricht von Vaters Tod in der Seeschlacht bei den Falklandinseln eingetroffen war. Hugo aber meldete seine Ansprüche auf diese schmucke Uniform an, als er fünf Jahre alt wurde, und wirklich erhielt er das Gewünschte, das Mützenband sogar mit den goldenen Buchstaben »Gneisenau«, so daß er künftig bei Kindergeburtstagen, Schulfesten und Sonntagsausflügen als Sohn eines gefallenen deutschen Seehelden ausgewiesen und gleichsam geadelt war.

Auch für mich war mein Vater lange vornehmlich der kühne Held und Kämpfer, der sein Leben freiwillig für Kaiser und Reich hingegeben hatte. Ich sammelte alle Nachrichten über die Seeschlacht bei den Falklandinseln, bastelte mir später aus Sperrholz, Nadeln und Nägeln die Schiffe des Grafen Spee und ebenso die graue Flotte des Vizeadmirals Sturdee mit ihren übermächtigen Geschützen, zeichnete auf dem Fußboden meines Zimmers die Schiffsbewegungen vom frühen Morgen jenes unglücklichen Tages bis zum verhängnisvollen Nachmittag und Abend auf, und als im Herbst 1917 ein Überlebender der »Gneisenau« – er war, krank

und dienstunfähig, über die Schweiz ausgetauscht worden – zu uns kam, bemühte ich mich, mir jedes Wort seines Berichts einzuprägen. Zum erstenmal hörten wir von einem Zeugen und Mitkämpfer Einzelheiten über die ruhmreichen Fahrten des Kreuzergeschwaders und über die letzte Schlacht im eisigen Südatlantik, ohne allerdings in Erfahrung bringen zu können, was Vater veranlaßt hatte, von dem Dampfer »Seydlitz« mit seinen Bequemlichkeiten auf die »Gneisenau« umzusteigen, und im Grunde wollte ich gerade das wissen, wollte hinter das Geheimnis kommen, weshalb mein Vater dort hatte sterben müssen.

Unser Gewährsmann hatte Vater, der ja nur wenige Tage auf dem Panzerkreuzer gefahren war, kaum gekannt; er vermutete allerdings, daß Vater seiner Sprachkenntnisse wegen zu der Besatzung jener armierten Kutter gehören sollte, die für die Landung in Port Stanley und die Gefangennahme des britischen Gouverneurs bestimmt gewesen waren – am Morgen habe er die Leute noch im Landungsanzug mit Gamaschen an Deck herumstehen sehen, doch sei es ja bekanntlich zu dem geplanten Handstreich dann nicht mehr gekommen. Der Anteil meines Vaters an der Schlacht blieb jedenfalls ungeklärt; zweifelsfrei stand nur fest, daß er mit dem zerschossenen Schiff gesunken war.

Für mich ist dieser Nachmittag im Oktober 1917 im übrigen mit einer schmerzhaften Erfahrung verbunden, einem Einschnitt in mein Bewußtsein, dessen Narbe für mich bis heute spürbar geblieben ist. Wir saßen mit unserem Besucher im Salon und tranken Kräutertee aus durchsichtigen chinesischen Tassen; es war ein milder, sonniger Tag, die Gartenbäume leuchteten, der Herbst atmete kaum. Der Mann berichtete mit militärischer Trockenheit. Er war auf der »Gneisenau« Stückmeister gewesen, ein Rang oder eine Aufgabe, die mit dem Funktionieren der Geschütze zu tun hatte, und weil er nicht zu den wenigen gehörte, deren Dienst an Deck sie zu Augenzeugen des Geschehens machte, schon gar nicht zu den Offizieren des Stabes, die für den Verlauf des Kampfes mitverantwortlich waren, hatte seine Erzählung, die er eher stockend und etwas unwirsch hervorbrachte, nicht die Farbigkeit wie etwa die patriotisch aufgeladenen Berichte und Betrachtungen in dem Buch des Admirals Dick über das Kreuzergeschwader, das ich gerade zum Geburtstag bekom-

men und in wenigen Tagen verschlungen hatte: »Kreuzergeschwader! Wunderbarer, vielsagender Klang! Das Brausen des Weltmeeres tönt uns ins Ohr. In offener Seeschlacht an ferner Küste schlägt der deutsche Aar das sieggewohnte neidische Albion nieder. Weit unten im kalten Südmeer schlafen deutsche Schiffe und Helden nach ruhmvollem, ungleichem Kampf den ewigen Schlaf. Überall echter Seemannsgeist und Pflichterfüllung bis zum Tod!«

Unser Gast war eher zurückhaltend, fast einsilbig, und die begeisterten Hurras auf Seine Majestät den Kaiser beim Sinken des Schiffs hatte er nicht gehört, hatte wohl auch das Flaggenlied selbst nicht mitgesungen. Auch auf unsere Fragen – vor allem Victoria wurde nicht müde, Einzelheiten zu erörtern, die in irgendeinem Zusammenhang mit Vaters Tod stehen konnten – erhielten wir meistens nur kärgliche und manchmal gar keine Antworten, jedenfalls die nicht, die wir eigentlich erwartet hätten. Die knappen Auskünfte des Mannes ließen aber erkennen – und eben das schmerzte mich –, daß er die Führerschaft und die Führungskunst des Admirals Graf Spee eher zurückhaltend, wenn nicht gar kritisch beurteilte, obwohl er das nicht ausdrücklich sagte.

Für mich – einen Jungen von neun Jahren – war der Admiral mit dem väterlichen Blick auch in der Niederlage gegen einen an Waffen, Panzer und Geschwindigkeit weit überlegenen Gegner noch ein erhabener Held gewesen. So weit der Abstand zwischen einem Stückmeister in irgendeinem Geschützturm und dem verantwortlichen Führer auf der Brücke des Flaggschiffs auch sein mochte: Allein der Verdacht, der deutsche Admiral könnte vielleicht wirklich nicht immer richtig entschieden haben, die Vorstellung, andere Überlegungen und Befehle hätten die Katastrophe verhindern, das Kreuzergeschwader – und damit auch meinen Vater – retten können, traf mich tief in meinem bis dahin unerschütterlichen Glauben an die Tüchtigkeit, den Mut, die selbstverständliche Überlegenheit deutscher Soldaten, deutscher Offiziere. An diesem leuchtenden Herbstnachmittag bekam mein heroisches Weltbild die ersten Sprünge und Risse. Heldensagen wurden mir seitdem mehr und mehr fragwürdig, Heldentaten zweifelhaft. Ich begann zu fragen, warum einer etwas getan hat-

te, warum nicht, und vor allem fragte ich künftig immer wieder: was wirklich, tatsächlich geschehen war.

Doch ich bin weit abgekommen – ich weiß: ein Zeichen altern der, alter Menschen; ich mache mir selbst nichts vor. Von längst vergangenen Tagen meint man viel zu wissen, während Gestern und Vorgestern schon verschwunden sind wie nie gelebt – manchmal muß ich im Programmheft zurückblättern, um zu erfahren, womit ich den letzten Abend vor dem Fernseher verbracht habe. Auch jener Oktobertag mit seinem stillen Leuchten vor den Fenstern des Salons ist mir ganz nah, ganz gegenwärtig, und ich weiß noch den Augenblick, als unser Gast gegangen war – meine Mutter strich mir über den Kopf und sagte nur: »Ach, mein Jungel!«

Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob solche Erinnerungen – überdeutlich in den Einzelheiten wie ein Gewebe unter der Fadenupe – tatsächlich stimmen, und wenn sie auch nachweisbar zutreffend und zuverlässig sein sollten: Gerade die Überdeutlichkeit der Bilder hebt sie aus ihrem Zusammenhang heraus, aus einer Verwobenheit, die wir Zeit und Vergänglichkeit und Leben nennen; nur darin aber wären sie richtig zu sehen und zu werten.

Gegen diese Ungewißheit versuchte ich meine Notizen zu stellen, und das waren durchaus nicht nur flüchtige Impressionen und rasche Skizzen: Oft verbrachte ich Stunden damit, das genau passende, das treffende und bannende Wort zu suchen. Heute erscheint mir allerdings sehr zweifelhaft – meine Zweifel haben mit der Zahl der gelebten Jahre immer mehr zugenommen –, ob ich jemals in der Lage gewesen bin oder je die Kraft haben werde, schreibend tatsächlich das zu benennen, was ich gesehen, erfahren, erlebt habe. Die scheinbar so einfache Wirklichkeit weicht aus, wenn man sie zu fassen sucht, flüchtet sich hinter Möglichkeiten und Vermutungen, und selbst das zweifelsfrei Sichtbare hat seinen Grund möglicherweise in einer anderen, mächtigeren Wirklichkeit, der des Übersinnlichen.

Es kommt hinzu, daß wir gewohnt sind, in Kürzeln zu sprechen und zu denken, über deren Bedeutung wir uns im Laufe der Zeit einigermmaßen verständigt haben – verständigt jedenfalls in

einer Generation: Schon die Kinder verstehen uns nicht mehr ganz, haben andere Wörter und Denkverbindungen, und die Enkel – sofern sie überhaupt noch auf uns achten – schütteln häufig den Kopf über uns, nehmen uns kaum noch wahr. Allerdings: Müßten wir selber hören, was wir sprechen und was wir alles gesprochen haben in unserem Leben, wir könnten ihre Reaktion sicher verstehen: Wer erschrickt nicht, wenn eine Tonbandaufnahme ihm seine fremde Stimme und darin sein Stottern und sein Gestammel, sein Versagen vorführt? Nur eingeübte glatte Rhetorik kann dem entgehen, meistens allerdings auf Kosten dessen, was mitgeteilt werden sollte. Und müßten wir Wort für Wort lesen, was wir im Laufe unseres Lebens geschrieben haben: Wer könnte wohl gelassen bleiben angesichts der geballten Unzulänglichkeit, die da Zeile für Zeile vor ihm erscheint? Noch nicht einmal zu sprechen von den großen Rhythmen unseres Lebens, die wir erfahren, ohne von ihnen zu wissen, ohne sie zu begreifen: Gerade sie müßten wir doch darstellen, wenn der Film unseres Daseins auch nur annähernd mit dem übereinstimmen soll, was uns geschehen ist, was wir getan und was wir versäumt haben.

Ich weiß, daß ich gescheitert bin, damals und immer wieder, weiß inzwischen aber auch, daß dieses Scheitern zum Schreiben gehört, wahrscheinlich zum Leben überhaupt. Wenn wirklich alles gesagt, erklärt, definiert werden könnte, dann wäre mindestens in der Sprache selbst doch das Scheitern vorgegeben; es ist sicher kein Zufall, daß die Verfasser der Bibel sich auf Gottes Wort berufen.

Das alles ist mir nie so klargeworden wie vor meinen alten Aufzeichnungen, den wenigen Resten, die ich noch bergen konnte. Heute bin ich froh, daß nicht mehr übriggeblieben ist; sonst müßte ich jetzt vieles – nein: beinahe alles aussondern, was ich geschrieben habe, weil ich nicht mehr die Kraft hätte, alles das im einzelnen richtigzustellen und neu, besser zu formulieren, was mir heute ungenügend und unzutreffend, ja, unwahr erscheint.

Vielleicht wäre es überhaupt besser – das ist mir jetzt eingefallen –, wie in alten Zeiten nur zu erzählen und gar nichts aufzuschreiben. Vielleicht ist Erzähltes am Ende sogar verlässlicher, ja, wahrhaftiger als Geschriebenes, weil es nicht für immer fest-

gelegt, festgeschrieben ist, sondern als Erinnertes sich mit uns wandelt, mit uns älter und damit nicht alt, sondern immer wieder neu wird, solange wir leben. Wenn wir aber unsere Geschichten wirklich vergessen haben, dann sind sie auch entbehrlich geworden, überflüssig, belanglos.

Manchmal denke ich an ein Märchen, das unser Vater uns erzählt hat. Er hatte kaum einmal Zeit für uns, die Firma Janus & Varena nahm ihn ganz und gar in Anspruch, und sogar am Sonntagnachmittag pflegte er oft noch einmal für einige Stunden in das Firmen-Parterre hinabzusteigen, um an seinem Schreibtisch zuende zu bringen oder zu überdenken, was an den gedrängten Wochentagen unerledigt geblieben war. Wenn er dann aber in die Wohnung zurückkehrte – meistens gegen Abend, ich sehe noch die Dämmerung in unserem Spielzimmer, und im Winter rauschte leise das Gaslicht –, dann setzte er sich gern zu uns, und manchmal erzählte er dann, vor allem aus seinem eigenen Leben: wie er als drittes von fünf Kindern zwischen den Reetdächern von Giskow aufgewachsen war, behütet und umhegt von der Enge des Dorfes, aber von früh an hinausstrebend in die Weite; wie er fleißig lernte und las, und im Rechnen war er der Beste, und eines Tages war er dann wirklich wie Hans im Glück hinausgewandert in die Welt, allerdings ohne den dicken Klumpen Märchengold, nur auf sich selbst und seine großen Wünsche gestellt. Und weil er auf allen Wegen seine Träume und Hoffnungen nicht vergessen und niemals den Mut verloren hatte, war das Glück immer bei ihm geblieben, sogar goldene Taler hatte es ihm gespendet, und so war schließlich aus dem Giskower Dorfjungen unser Vater geworden.

Victoria und ich hörten diese Geschichten immer wieder gern, ebenso, wenn Vater von seinen Eltern erzählte, die streng mit sich und mit den Kindern gewesen waren und sparsam vom frühen Morgen bis in die Nacht, aber dem Nis Puk hatten sie stets seine Grütze auf den Dachboden gestellt und sogar noch ein Stück Butter hineingetan, so daß das Vieh gedieh und das Korn auf dem Feld und in den Scheunen, und am Ende war der Großvater ein wohlhabender Mann gewesen mit einer goldenen Uhrkette über dem Bauch und hatte vier Häuser hinterlassen, eines für uns und eines für Onkel Karl, der es zum Rektor gebracht

hatte, wenn es in seiner Schule auch nur drei Klassen gab, eines für Tante Minne und eines für Tante Mute, die ihr Lebtag nicht weiter herumgekommen war als zwei Stunden Fußwegs von Giskow. Und ab und zu erzählte Vater auch Sagen und Märchen, die in keinem unserer Bücher zu finden waren, wie die grausame Geschichte vom edlen Fürsten Pritzlaw und seinen sieben Söhnen, von den Töchtern des Wassermanns und von der Mittagsfrau, oder das Märchen vom Königsschloß an der Schlei und von der Wunderblume.

Auch Tante Mute, die alles wußte vom Dorf und vom Land und von den längst vergangenen Zeiten, als es noch Riesen und Geister gab, die Unterirdischen und die Spökenkieker, kannte dieses Märchen, allerdings ganz anders als Vater, und als Kind schwankte ich, wem ich glauben sollte, weil ich noch nicht wußte, daß es bei Märchen kein Richtig und kein Falsch gibt – sie verwandeln sich bei jedem Erzähler und in jedem, der zuhört, ein Wunder, und so hatten sie eben beide recht. Vater aber erzählte das Märchen so:

Es war einmal ein stolzer König, der hieß Abel, und in Schleswig an der Schlei stand sein Königsschloß, das groß war und mächtig und voll von Kostbarkeiten und Gold. Doch Abel hatte keine Kinder und keine Erben, und so fielen nach seinem Tode die wilden Dänen ins Land ein und plünderten das feste Schloß und brannten es nieder. Auf der Möweninsel in der Schlei finden sich heute noch alte Steine und verfallene Mauern, da stand einmal König Abels Schloß, und jedermann weiß in Schleswig, daß der König dort auch seine kostbarsten Schätze vergraben hat. Nachts kann man manchmal wehende Lichter und blaue Flämmchen auf der Möweninsel sehen, und deshalb haben schon viele Schatzgräber dort ihr Glück versucht. Aber bisher hat nur ein einziger die Schätze gefunden, das war ein armer Schäfer, der nachts am Ufer der Schlei entlangging, um ein verlorenes Lamm zu suchen: Der sah plötzlich drüben auf der Möweninsel ein seltsam helles Leuchten. Neugierig folgte er dem Schein, ging weiter und weiter, und dabei merkte er gar nicht, daß er das feste Land schon verlassen hatte und über das Wasser der Schlei ging, das hielt wie Eis unter seinen Füßen. Das Leuchten vor ihm aber wurde immer strahlender, bis er endlich vor einem prächtigen

Schloß stand, das er noch niemals gesehen hatte. Doch alle Türen waren verschlossen, dreimal ging der Schäfer rund um das Schloß, kein Eingang war zu finden, und er wollte schon wieder umkehren, als er auf dem Schloßhof eine kleine gelbe Blume entdeckte, die strahlte fast wie die Sonne. Verwundert bückte der Schäfer sich nieder und pflückte die Blume, und plötzlich brachen da die schweren Tore des Schlosses auf. Auch in den hohen Hallen öffneten sich die Türen vor der Wunderblume, so daß der Schäfer durch alle Gemächer gehen konnte, und eines erschien ihm immer noch herrlicher als das andere. Im allerletzten Saal fand er auf einer langen Tafel ein üppiges Mahl angerichtet, und weil er niemanden von den Fürsten und Herren sehen konnte, für die hier gedeckt war, setzte er sich an den Tisch, sagte »Ich bin so frei!«, und dann aß und trank er nach Herzenslust wie noch niemals in seinem Leben. Als er satt war und trunken und müde, erhob er sich und wollte wieder gehen. Doch als er eben noch überlegte, ob er nicht etwas von der reichen Mahlzeit mitnehmen sollte für den anderen Tag, da rief plötzlich eine dunkle Stimme: »Vergiß das Beste nicht!« Verwundert sah er sich um, erblickte aber niemanden in dem Saal. Einen Augenblick zögerte er, dann nahm er rasch einen goldenen Becher von der Tafel, der ihm das Schönste von all den Kostbarkeiten erschien, und er wandte sich zum Gehen. Da rief die Stimme abermals: »Vergiß das Beste nicht!« Wieder blickte er sich um: Niemand war zu sehen, und er schalt sich selbst einen Narren, weil er so viel von dem schweren Wein getrunken hatte. Doch den Becher behielt er, fand auch nichts Schöneres mehr, beeilte sich aber nun, das Schloß zu verlassen. Da warnte die Stimme zum dritten Male: »Vergiß das Beste nicht!« Dem Schäfer wurde ganz wunderbar zumute und unheimlich: Hastig verbarg er den Becher unter seinem Kittel und eilte hinaus, gerade noch rechtzeitig, ehe die schweren Türen sich krachend hinter ihm schlossen. Im Hof atmete er tief auf und dachte, er sei aus einer großen Gefahr gerettet worden, und er lief eilig davon, um wieder zu seiner Herde zu kommen – das Wasser der Schlei trug ihn sicher wie vorher, und den goldenen Becher hielt er fest in der Hand. Doch als er sich dann am Ufer umwandte, da war das Schloß verschwunden mit all seinem Glanz, und als er den Becher her-

vorzog, da hatte das Gold sich verwandelt in graues, stumpfes Zinn. Diese Geschichte erzählte der Schäfer in der Stadt Schleswig und zeigte den zinnernen Becher vor, und alle Leute rästelten mit ihm, was wohl die Stimme gemeint haben könnte. Aber niemandem fiel eine Lösung ein, und so warten die Schleswiger seitdem darauf, daß die gelbe Wunderblume auf der Möweninsel eines Nachts wieder aufblüht und ein Glücklicher das Schloß erreichen und öffnen kann. Aber das soll erst in tausend Jahren sein.

Wenn wir unseren Vater fragten, was denn wohl wirklich das Beste gewesen sein könnte, ließ er uns raten, und natürlich wußte Victoria am besten in den königlichen Kostbarkeiten Bescheid: die Krone des Königs oder der goldene Thron, der purpurne Mantel, das blitzende Zepter, die schwere Schatztruhe voll glitzernder Edelsteine. Aber die Lösung des Rätsels verriet unser Vater uns nie, sosehr wir ihn auch drängten – ich glaube, er wußte sie selber nicht. Erst viele Jahre später, da war ich längst über das Märchenalter hinaus, meinte meine Mutter einmal, das Beste sei sicher die Blume gewesen, die der Schäfer im Schloß vergessen habe, die strahlende Blume, die alle Türen öffnen konnte, und wenn sie das Märchen richtig verstanden habe, dann sei die Blume die Liebe, das Beste in unserem Leben, das alle Türen öffne, mehr wert als alle Schätze und alles Gold der Welt.

Tante Mute erzählte das Märchen ganz anders, wie sie es von ihrer Großmutter gehört hatte, und die Großmutter hatte es wieder von ihrer Großmutter gehört und weiter, bis zu der Zeit, als in unserem Lande noch die Riesen die mächtigen Steine schleuderten und die Unterirdischen noch nicht vor den Kirchenglocken geflohen waren, und es war eine grausame Geschichte von König Abels Glück und Verrat, von Neid und Heimtücke seines Bruders Erich, von Gier und Geiz und Mord, und als der Schäfer entsetzt geflohen war aus dem Gespensterschloß auf der Möweninsel, verfolgte die Stimme ihn mit heiserem Lachen bis hin an seinen Schäferwagen, daß die Hunde aufheulten und nicht wieder still wurden die ganze Nacht lang, und der Schäfer konnte fortan nie wieder froh werden, so daß er zuletzt seinen goldenen Becher auf dem Schloß Gottorf abgab, um endlich Frieden zu finden. Die bösen Dänen brachen aber die Gottorfer Schatzkam-

mer auf und raubten den Becher, und sie brachten ihn ihrem König als Beute nach Kopenhagen. Aber dem König hat der Becher auch kein Glück gebracht, und die gelbe Blume wird nie mehr blühen, die Schätze des Königs Abel bleiben vergraben bis an den Jüngsten Tag, wenn der vierköpfige Svantevit wiederkommt und Triglaw und Prove, dann werden alle Untaten gerächt.

III.

Noch immer bin ich in der neuen Wohnung nicht zuhause, nicht wirklich. Es ist nicht nur die Enge, die mir manchmal noch den Atem nimmt: Das Unvertraute hemmt mich, mir fehlt die lebenslang gewohnte Ordnung, und auch die alte Unordnung hat sich bis jetzt nicht wieder eingestellt – ich finde manches einfach nicht mehr wieder, finde mich selber kaum. Die vertrauten Dinge haben ihren Ort verloren, und in dem fremden Licht aus den niedrigen Mansardenfenstern haben sie sich verwandelt: sind immer noch da, zählbar vorhanden, begreifbar, aber sie sind für mich nicht mehr so selbstverständlich verfügbar, gehören mir nicht mehr ganz so wie früher.

Es stören mich dabei, denke ich, nicht eigentlich diese geringen, kaum faßbaren Einbußen; ich habe in meinem Leben mehr verloren und überlebt als ein paar läppische Gewohnheiten und angejahrte Perspektiven, habe auch vieles gewonnen, oft sogar ohne eigenen Einsatz, und im Grunde hänge ich nicht an den Dingen, bin darauf nicht angewiesen – Menschen haben mir immer mehr bedeutet. Allerdings, die meisten Menschen meiner Welt sind schon nicht mehr da, sie sind gestorben, begraben, oder sie sind fortgezogen, haben sich weit von mir entfernt. Von den Dingen dagegen konnte ich mich nie ganz befreien, obwohl ich gewiß Tante Mutes Spruch niemals vergessen habe (sie selbst lebte danach, und sie war es zufrieden): »Wer nix hett, de kann ok nix verleern«. Vielleicht ist das so etwas wie mein Ausgleichszoll für die Fülle des Geschenkten, Ererbten. Jedenfalls stehen mir meine Sachen jetzt häufig im Wege, sie bedrängen mich, fremdartig plötzlich, mit ihrer Gegenwart: Sie ärgern mich, weil sie so sperrig sind und so mächtig, sie stören mich, und trotzdem kann ich mich nicht entschließen, sie einfach fortzugeben. Ich weiß, ich werde nie mehr so zuhause sein wie früher.

Daß nur ein Teil meiner Habe in der Dachwohnung Platz finden würde, war mir von vornherein klar, und gern habe ich verschenkt, was ich ohnehin nicht mehr brauchen konnte, den viel zu großen Eßtisch, die ausladenden Polsterstühle aus dem Salon, Vitrinen und Vertikos, auch Spiegel, Borde, das geschnitzte

Eichenbufett, die unbequeme Chaiselongue – den ganzen überflüssigen Überfluß einer Wohnungseinrichtung, die für den aufwendigen Lebensstil einer anderen Zeit erdacht und angeschafft worden war, und hier und dort hatte ich sie noch nach meinen Vorstellungen und Bedürfnissen ergänzt. Das war schon längst zu viel gewesen, und ich wußte das selbst, gab deshalb mit leichter Hand fort, was anderen vielleicht noch nützlich sein konnte, dachte auch nicht an Einwendungen, als Victoria über ihren Rechtsanwalt Ansprüche auf den Dielenschrank geltend machte: Wie seine Mandantin mit einem handgeschriebenen Brief vom 26. Oktober 1928 beweisen könne, sei der wertvolle Schrank ihr von ihrer Mutter zugedacht gewesen (unterstrichen: »für Dich, meine Große, weil Du so daran hängst«), und wenn Frau Meier bisher auf die Erfüllung dieses zweifellos rechtsgültigen Vermächtnisses verzichtet habe, so seien doch die tatsächlichen Eigentumsverhältnisse eindeutig und unanfechtbar; seine Mandantin setze deshalb voraus, daß ich das ihr gehörende Möbel (norddeutsch, um 1780, Mahagoni furniert auf Eiche; Körper mit zwei Türen und Seiten mit vertieften Füllungen, abgeschrägte Ecken mit Lisenen, ausladendes Profilgesims – Wert schätzungsweise 6500 DM) ihr anläßlich meines bevorstehenden Umzuges ausliefern werde.

Victoria hatte mir ein paar Tage später selbst geschrieben und sich für den allzu geschäftsmäßigen Ton ihres Rechtsanwalts entschuldigt; sie rechne aber auf mein Verständnis, zumal da ich ja künftig den Schrank sowieso nicht mehr stellen könne, und ich wisse ja, welche unersetzlichen Verluste sie durch die Beschlagnahme und Plünderung sowie durch den übereilten Verkauf ihres Berliner Hauses erlitten habe.

Tatsächlich hatte Victoria im letzten Kriegsjahr nur einen kleinen Teil der Schätze retten können, die im Laufe der 30er Jahre von ihr zusammengetragen worden waren. In den Wirren der ersten Nachkriegszeit hatten in ihrer Dahlemer Villa wechselnde russische Bewohner, anschließend Angehörige der amerikanischen Besatzungsmacht gehaust, im doppelten Wortsinn: Als Victoria sich im Herbst 1947 zum erstenmal selbst wieder nach Berlin traute, war von der kostbaren Einrichtung nur noch ein Bruchteil vorhanden, und diese Überbleibsel waren mehr oder

weniger beschädigt oder zerstört gewesen. Entrüstet und verbittert hatte Victoria das Haus bei erster Gelegenheit – noch während der Blockade – weit unter Wert verkauft, zumal da sie damals jede Hoffnung aufgegeben hatte, Berlin könnte einmal wieder ein Ort werden, in dem zu leben sich lohnen würde. Außerdem fürchtete sie wohl, es könnten eines Tages die Vorbesitzer zurückkommen und Ansprüche geltend machen, weil der Kaufpreis im Jahre 1937 unter dem Druck der Verhältnisse außergewöhnlich niedrig angesetzt worden war; sie ahnte nicht – und als sie davon hörte, war es längst zu spät, was ihren Ärger noch vertiefte –, daß die Familie der Verkäufer schon im Jahre 1944 ausgelöscht worden war, und Erben hatten sich nie gemeldet.

Bei der Einrichtung meiner neuen Wohnung – drei Zimmer unterschiedlicher Größe, dazu ein kleines Duschbad mit Velux-Fenster und, gleich neben der Eingangstür, die schmale Küche – gab es Schwierigkeiten eigentlich nur mit meinem Schreibtisch, der seinen Platz in dem ruhigen Südwestzimmer zum Garten hin haben sollte, gleich unter dem Fenster rechts. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Dachschräge hier so tief herabgezogen war, daß der kunstvolle Aufbau über der Schreibplatte – eine wahre Architektur aus Fächern, Balustraden, kleinen Schränken, reich verziert mit Karyatiden, Festons und geschnitzten Vasen – nicht genügend Raum hatte, es sei denn, der Schreibtisch wäre, sehr hinderlich, fast in der Zimmermitte aufgestellt worden.

Tischler Bock wollte am liebsten den ganzen Aufbau abbrechen, diese Art Schnörkelei habe man heute doch längst nicht mehr, alles nur Staubfänger. Aber ich mochte mich nicht von der Schubladenreihe unter der durchgehenden Balustrade trennen, wo ich seit jeher Briefmarken, Quittungen, Prospekte, auch allerlei Formulare und dazu meine alten Taschenkalender aufzubewahren pflegte, und deshalb löste Herr Bock nur vorsichtig den hohen Mittelschrank heraus, der am meisten störte. Das Ding sei aber asig schwer, meinte er, als er den Schrank in den Keller tragen wollte, massives Kernholz, erste Qualität, und dann entdeckte er unter dem Boden ein Fach, ein Geheimfach, von dem ich bis dahin nichts geahnt hatte, fand auch gleich den einfachen

Mechanismus zum Öffnen: Vergilbte Papiere lagen darin und ein fleckiger, spakiger Lederbeutel, der prall war und schwer von Münzen.

Ohne die ausführlichen Aufzeichnungen und Abrechnungen meines Großvaters hätte ich die alte Geschichte bestimmt nicht mehr zusammengebracht. Zwar erinnerte ich mich noch daran, daß Tante Mute gelegentlich von Onkel Friedrichs Streit mit dem Großherzog von Oldenburg erzählt hatte. Aber schon damals hatte das wie eine Sage aus uralten Zeiten geklungen, ein Märchen vom trotzigem Bäuerlein und seinem mächtigen Landesherrn, und wenn sie nicht gestorben sind –. Aber sie waren natürlich längst tot, der Streit begraben, vergessen, und Onkel Friedrichs Nachlaß war aufgeteilt worden unter fast zwei Dutzend Neffen und Nichten – die Erbeserben kennen sich schon nicht mehr.

Es war aber so, daß der Stammparcellist und Hufner Friedrich Janus in Ahrensbök gelebt hatte, einem nicht sehr bedeutenden holsteinischen Flecken unweit von Lübeck, der früher einmal ein Teil des zerstreuten Herzogtums Plön gewesen war und 1867 anläßlich der Abtretung Schleswig-Holsteins an Preußen ungefragt – ein wohlüberlegter Bismarckscher Federstrich – dem Fürstentum Lübeck zugeschlagen worden war, das zum Großherzogtum Oldenburg gehörte. Ahrensbök und die Dörfer rundum waren zum Austauschobjekt geworden für Erbansprüche des Oldenburger Hauses auf die Herrschaft in Holstein, und diese Ansprüche wurden von Preußen recht großzügig ausgeglichen – zusätzlich noch mit einer runden Million Taler –, weil damit zugleich das Wohlwollen des den Oldenburgern verwandten russischen Zarenhauses gewonnen werden sollte.

Der Onkel meines Vaters jedenfalls hatte sich und Ahrensbök als Opfer fragwürdiger dynastischer Besitzansprüche gesehen. Jahrelang und bis zu seinem Lebensende vergeblich hatte er mit Briefen und Eingaben, später sogar mit selbst verlegten Druckschriften gegen das unrechtmäßige Regiment der Oldenburger gekämpft, in der Form zuerst höflich, ja, »unterthänigst«, in der Sache aber hart und unnachgiebig, schließlich auch bitter und schroff, zumal da inzwischen ruchbar geworden war, daß der neue

Landesfürst den von ihm übernommenen Barbestand der öffentlichen Kassen – fast 20000 Taler – nicht zum Besten von Ahrensböck und seiner Steuerzahler verwendet, sondern das ganze Geld kurzerhand für den Bau einer Dorfkirche im alten Terrain des Fürstentums bestimmt hatte.

So fand sich denn in Onkel Friedrichs Testament die Bestimmung, sein Hof solle sofort nach seinem Tode verkauft werden, und jeder Erbe – da Onkel Friedrich keine Kinder hatte und seine Frau vor ihm verstorben war, waren seine Geschwister sowie die Neffen und Nichten gemeint –, auch jeder Nacherbe hatte vor dem Notar eine Erklärung des Inhalts abzugeben, daß er weder jetzt noch künftig seinen Wohnsitz in Ahrensböck nehmen und niemals die Oldenburgische Herrschaft anerkennen werde, andernfalls er seines Erbteils verlustig gehen sollte.

Bei der umständlichen Teilung des Verkaufserlöses waren auf meinen Großvater etwas mehr als 500 Mark gefallen, auch damals eine nicht sehr beträchtliche Summe, die er – aus welchen Erwägungen auch immer – nicht anrührte, sondern mitsamt einigen Notizen über die seltsamen Umstände dieser Erbschaft in dem Geheimfach des gerade neu erworbenen Schreibtisches verwahrte.

Jetzt fand ich hier den Lederbeutel mit 51 Zehnmarkstücken in Gold, ein blanker Schatz, dessen wahrer Wert sich allerdings erst herausstellte, als ich eine der Münzen einem Händler zum Kauf anbot. Mein Großvater nämlich hatte für die Anlage seines Erbteils nicht die gängigen Goldmünzen mit dem Porträt Kaiser Wilhelm II. gewählt, sondern – vielleicht in einer Art von Schalk – Goldstücke des Großherzogtums Oldenburg, jedes geprägt und glänzend mit dem erhabenen Profil des Großherzogs Nicolaus Friedrich Peter, Kopfbild nach links. Auf diese Weise vermehrte sich mein Wohlstand noch einmal ganz unerwartet so beträchtlich, daß ich praktisch unabhängig wurde von dem künftigen Geschäftsgang der Firma Janus & Varena. Für 51 Zehnmarkstücke mit dem Kaiserbildnis hätte ich heute vielleicht 10000 DM oder 15000 DM Erlösen können. Die seltene Oldenburger Prägung bringt mir aber Stück für Stück 6000 oder 7000 DM, manchmal ein bißchen weniger, manchmal sogar noch mehr, bei erstklassiger Erhaltung: Ich habe ausgesorgt, wie man so sagt,

auch dann, wenn die Firma Janus &- Varena weiter rote Zahlen schreiben sollte, was nach Victorias letzten Briefen nicht auszuschließen ist.

Von meinem unverhofften Schatzfund habe ich niemandem etwas erzählt. Der Lederbeutel mit den kostbaren Münzen ist in einem Schließfach des Tresors der Stadtparkasse wohl verwahrt. Inzwischen enthält er allerdings nicht mehr das ganze Erbe: Acht Goldstücke habe ich bereits verkauft oder versteigern lassen und den Gegenwert, umgewechselt in australische Dollar, nach Canberra überwiesen. Meine Nichte Lisa wird das Geld gebrauchen können. Im Grunde gehörte sie ja auch zu Onkel Friedrichs Erben, und einen Teil meiner Hinterlassenschaft soll sie ohnehin einmal erhalten.

Meinen Neffen Fritz habe ich schon hin und wieder erwähnt, ohne besondere Sympathie, wie ich zugeben muß, nicht aber seine Schwester, die seit 1948 in Australien lebt und sich meistens nur einmal jährlich, zu Weihnachten, mit grellbunten Kartengrüßen meldet.

Lisa war für mich stets, ich gestehe das gern, so etwas wie ein Wunder: anmutig, freundlich, zart, ein Mädchen mit traumschönen Augen von einem eigenartigen Blau und den feinen Zügen einer Märchenprinzessin – ich weiß, das klingt nach Schwärmerei und Kitsch, ein bißchen lächerlich für einen älteren Herrn an der Grenze zum Greisenalter, und doch ist es wahr: Lisa war für mich einfach schön, als Kind schon, als junges Mädchen dann, eine unwissende, unschuldige Schönheit, die ich nicht einmal mit Worten zu berühren wagte aus Angst, das Wunder würde dann vergehen. Natürlich wußte ich damals längst – ich bin 18 Jahre älter als meine Nichte –, daß aus liebebreizenden Kindern nur selten Schönheiten werden: Das frühe Ebenmaß verwächst sich meistens, die Anmut wird bewußt und blüht nicht mehr, und die stolze Bewunderung kleinwüchsiger Eltern besorgt dann meistens den Rest – der Zauber geht verloren. Doch Lisa bewahrte sich ihre Anmut über die Jahre hin, weil eigentlich niemand sie richtig wahrnahm. Victoria hatte kein Gespür für die Grazie und den besonderen Charme ihrer Tochter, die sie

vor allem nach den oft nur mäßigen Zeugniszensuren beurteilte, und ihr Vater war vom Wesen her so nüchtern und trocken, außerdem so ausgefüllt von den Zahlen und Daten und Werten der Firma Janus & Varena, daß alles Ästhetische ihm lebenslang fremd blieb wie die abgewandte Seite des Mondes: Schönheit nahm er einfach nicht wahr, in keiner Form.

Lisa war für ihre Eltern so etwas wie ein Pflichtkind gewesen, geboren exakt neun Monate nach der Hochzeit, und ich vermutete, daß sie ein Einzelkind geblieben wäre, hätte nicht die Firma nach einem männlichen Erben verlangt, jedenfalls in der Vorstellung meiner Schwester, die wahrscheinlich befürchtete, einer ihrer Brüder würde einmal einen echten Janus und damit den künftigen Inhaber von Janus & Varena zeugen. Als Fritz dann geboren war, zwei Jahre später, zog der »Stammhalter«, wie Ernst-Otto Meier seinen Sohn zu nennen pflegte, alle Aufmerksamkeit seiner Eltern auf sich. Lisa war fortan nichts anderes als die ältere Schwester, mitverantwortlich für das Wachsen und Wohlergehen ihres Bruders, aber von nur beschränktem Eigenwert – vielleicht nicht gerade lästig, aber eigentlich doch ziemlich überflüssig, brauchbar vor allem als Hilfe in Haus und Garten, eine niedliche Puppenmutter, eine hübsche Spielbraut; schon mit der Beaufsichtigung von Fritz' Schularbeiten wäre sie nach Meinung ihrer Mutter überfordert gewesen, die jeden Tag selbst stundenlang neben ihrem Sohn saß und dafür sorgte, daß Fritz keine Fehler machte.

Wahrscheinlich bewahrte gerade ihr Dasein im Nebenher Lisa ihren unschuldigen Zauber, dem auch der exakte Trippelschritt der nationalsozialistischen Mädchenbünde nichts anhaben konnte, nicht einmal das grobe Uniformtuch des weiblichen Reichsarbeitsdienstes, in den sie 1944 einberufen wurde, gleich nach der Reifeprüfung an einer Oberschule für Mädchen im hauswirtschaftlichen Zweig – das »Pudding-Abitur« sei für Lisa mehr als genug, meinten die Eltern, die ihren ganzen Ehrgeiz auf die Bildung und Ausbildung des künftigen Firmenlenkers konzentrierten. Auch jugendliche Bindungen wurden bei Lisa eher beiläufig zur Kenntnis genommen, selbst eine große Schülerliebe, obwohl der Freund aus kleinbürgerlichem Milieu stammte, die Leute wohnten tatsächlich im Wedding – das Problem, sofern es denn

eines gewesen sein sollte, löste sich ohne Victorias Eingreifen durch den Heldentod des jungen Mannes bei Brest-Litowsk.

Ich sah meine Nichte in diesen Jahren selten, erfuhr nur von Victoria im Herbst 1944, daß Lisa als Nachrichtenhelferin zur Wehrmacht einberufen worden sei, bei einem Korps-Stabe, der am Ende in die Strudel der letzten großen russischen Winteroffensive geriet; später erzählte mir Lisa davon und auch, daß sie kurz vor dem Waffenstillstand in einem Dorf bei Bautzen vergewaltigt worden war, von einer Gruppe versprengter deutscher Soldaten, die alle Hoffnung aufgegeben hatten und diese eine Nacht noch leben wollten, vor dem Ende. Sie sagte: »Und ich wußte doch gar nichts, bis dahin!«

Die Schwangerschaft wurde im Sommer 1945 abgetrieben, dann kehrte Lisa nach Hause zurück, allerdings nicht in das zerstörte Berlin, sondern in ein stilles Heidedorf südlich von Hamburg – dorthin hatte Victoria Firma und Haushalt in der letzten Kriegsphase verlegt, nachdem das Geschäftshaus in der Berliner Hermann-Göring-Straße – früher Budapester, noch früher Königgrätzer Straße – abgebrannt und Ernst-Otto bei den Löscharbeiten erstickt war. Während Victoria mit äußerster Anstrengung bemüht war, die Firma Janus & Varena wenigstens in bescheidenem Rahmen zu erhalten – tatsächlich hatte sie Erfolg, und nach dem Kriege wurde Janus & Varena in Hamburg eine gute Adresse –, besorgte Lisa den Haushalt, die Küche, den Gemüsegarten, und selbstverständlich hatte sie sich auch um die Beschaffung von zusätzlichen Lebensmitteln zu kümmern, was gelegentliche Besuche auf dem Schwarzen Markt am Hamburger Hauptbahnhof unvermeidlich machte, zumal da Victoria beinahe alles entbehren konnte, nicht aber ihren Kaffee – heftige Entzugserscheinungen konnten nur durch eine starke Tasse echten Bohnenkaffees behoben werden. Dabei geriet Lisa einmal zufällig in eine große Razzia der Militärpolizei, sie wurde gefaßt, verhaftet, abtransportiert, später angeklagt und verurteilt. Drei Monate dauerte ihr Gefängnisaufenthalt. In jene Zeit fiel die endgültige Trennung zwischen Mutter und Tochter.

Victoria war entsetzt, empört, verzweifelt. Vor allem konnte sie es nicht verwinden, daß ihre Tochter – die Tochter einer geborenen Janus! – künftig als vorbestraft zu gelten hatte, und das

nur wegen ihrer Unaufmerksamkeit: Fritz habe sich schließlich auch nie erwischen lassen, klagte sie mal für mal, aber Lisa, sie habe eben schon immer geträumt statt aufzupassen, sonst wäre ihr auch die Schwangerschaft nicht passiert. Als Lisa sich dann einem englischen Besatzungssoldaten zuwandte – und nicht einmal einem Offizier! –, zerriß die letzte Bindung. Victoria begann zu schweigen, nur noch das Notwendigste sprach sie mit ihrer Tochter, und sie hielt das durch, monatelang, kam auch nicht mit an das Schiff, als Lisa – gerade getraut – mit Mr. Donaldson nach Australien aufbrach, wo sie ihr Glück oder doch wenigstens ein eigenes Leben zu finden hoffte.

Damals sah ich Lisa noch einmal. Sie war schon gezeichnet, lachte nicht mehr wie früher, und ihr Lächeln war beinahe zugedeckt von Puder und Lippenstift. Trotzdem aber war sie noch sie selbst, und sie hatte noch Hoffnung. Wir sahen uns an, und ich war traurig. Wir wußten beide, daß wir einander auf besondere Weise zugetan waren – nie hatten wir darüber gesprochen, hatten uns nicht einmal Zeichen gegeben –, und wir wußten, daß dies ein Abschied für lange Zeit war, vielleicht für immer.

Lisa teilte mir später die Geburt der Kinder mit, 1955 und 1960. Ich gratulierte und schickte silberne Kinderbestecke, wie es dem alten Onkel zukam. Durch Victoria hörte ich dann von Lisas Scheidung, 1965. Sonst wechselten wir nur freundliche Glückwunschkarten zu Weihnachten, glitzernder Santa Claus gegen traulichen Kerzenschnee; Briefe schrieben wir nie.

Als ich 1974 meine große Reise vorbereitete, die mich auch nach Australien führen sollte – vielleicht Lisas wegen, ich will das nicht ausschließen –, nahm ich die Adresse in Canberra mit, und ich meldete mich an. In Sidney blieb ich nur zwei Tage, hörte im Telefon die vertraute Stimme mit leichtem englischen Akzent, fuhr dann mit dem Bus in die Hauptstadt, wo ich, durchgerüttelt von schlechten Straßen, pünktlich gegen Abend eintraf. Mit schmerzenden Gliedern stieg ich aus dem Bus, taumelte – die unbarmherzige Glut eines australischen Dezembertages empfang mich, schlug mich –, und ich sah mich um. Lisa war nicht gekommen. Ich stellte meinen Koffer ab und setzte mich darauf. Mein Herz schlug heftig, ich war erschöpft, müde, enttäuscht. Dann stand eine ältere Frau vor mir, eine Fremde, die »Will-

kommen!« sagte. Ich blickte in ein rotes, faltiges, etwas gedunses Gesicht, wollte nicht glauben, was ich sah: »Lisa –?«

Eine ganze Woche lang blieb ich in Canberra, in einem weißen Fertighaus mit dünnen Wänden, die unter der Hitze knackten. Erst spät am Abend gingen wir aus dem trockenen Garten, wo ich tagsüber Stunden unter einem gelben Sonnensegel verdöste, wieder hinein, tranken uns mit herbem Whisky in den Schlaf. Ich wußte, wie alt ich war, schon 66, der Spiegel schwindelte nicht, und ich wußte, daß Lisa seit damals die gleiche Spanne Zeit gelebt hatte wie ich – sie war beinahe 50. Doch es waren nicht die Jahre allein, die Jahre zuerst, die sie so verändert hatten, daß ich sie nicht wiedererkennen konnte. Ich sah sie aufmerksam an, Tag für Tag; aber ich fand beinahe nichts von dem Bild wieder, das ich mir bewahrt hatte. In den Augen war vielleicht manchmal noch etwas von dem Schimmer, der mich früher bezaubert hatte. Doch wenn ich Lisa nüchtern betrachtete, so, wie sie vor mir saß, dann war ihr Blick kühl und matt, fast teilnahmslos – der Märchenzauber war eingedörnt zu Skepsis, Trotz, Enttäuschung. Nur wenn Lisa ihre Tochter ansah – Lilli, ein Kind von beinahe 14 Jahren mit den Bewegungen junger Tiere –, trat manchmal so etwas wie Freude in ihr Gesicht.

Sie war allein geblieben nach der Scheidung, wußte nichts mehr von dem Vater ihrer Kinder, verdiente das Lebensnotwendige in einem Supermarkt, den Whisky bekam sie mit 30 Prozent discount. Abends kam sie erschöpft nach Hause, abgespant und verschwitzt ließ sie sich in den Liegestuhl fallen, sie war rundlich geworden, massig, matronenhaft, die Minimode zeigte mehr von ihrem Körper als angenehm war. Ich fürchtete, sie sei krank, wollte ihr helfen mit Arzt und Medizin. Aber sie wehrte entschieden ab, sie habe genug für sich und die Kinder, es gehe ihr gut, soweit, sie sei eben so, wie sie sei, ich sollte mir keine Sorgen machen und keine Illusionen – such is life!

So war das in Canberra. Am Sonntagnachmittag zeigte mir Ben – er war schon 19, besuchte ein College, verstand kaum einen Satz Deutsch – stolz die Hauptstadt, eine großzügig angelegte Autofahrerstadt mit lang geschwungenen Straßen, von stän-

dig gewässertem Grün freundlich eingefaßt: sauberer Wohlstand von Beamtenhäusern, keine Brandmauern, keine Schloten, keine Hinterhöfe, ein weißes Parlament, eine schnurgerade Paradedstraße, und wir machten halt vor dem mächtigen War Memorial – das müsse ich unbedingt gesehen haben, meinte Ben – mit hohen Bruchsteinmauern, einer byzantinischen Kuppel, würdigen Säulen, und drinnen dann pathetischer Nationalstolz in riesigen Bronzen und Mosaiken und bunten Fenstern, dazu in den Ausstellungshallen die farbigen Schrecken aller glorreich bestandenen Kriege und Feldzüge Australiens, Reliquien von Schlachtfeldern und pastose Ölgemälde, vaterländischer Edelkitsch, wie ihn ähnlich wahrscheinlich ein siegreicher deutscher Führer seiner Nation im Jahre 1950 verschrieben haben würde.

»Isn't it marvellous?!« Ben sah mich Bestätigung fordernd an. Ich zögerte, sagte dann – was konnte ich schon sagen: »May be, Ben, for you.« Ben schrieb meine offensichtliche Skepsis dem Umstand zu, daß die Deutschen eben alle Kriege mit Australien verloren hätten. Ich konnte ihm nicht erklären – wahrscheinlich wäre mir das nicht einmal in fließendem Englisch gelungen –, daß für mich jeder Krieg und damit auch jeder Sieg schrecklich und grausam und sinnlos war und ist und daß ich mich vor diesen schwungvoll gepinselten Kampfbildern auch dann unbehaglich, ja, übel fühlen würde, wenn die Leichen nicht mit deutschen Uniformen bekleidet wären. Aber was hieß »übel« auf Englisch, »speiübel«?

Ben lächelte großzügig: »O.k. – never mind!« Er war als Australier geboren, sprach das breite australische Englisch, dachte und lebte australisch, wußte nichts von europäischen Ängsten und Träumen und Traumata, und daß seine Mutter aus dem fernen Deutschland gekommen war, bekümmerte ihn nicht, berührte ihn nicht einmal. Vielleicht würde er mich mal besuchen, meinte er – »Must be awfully interesting, the Rhine, the Beer, the old Nazis – o.k.?«

Ich nickte: »O.k.!«

Lisa wußte noch alles von damals, Brand und Alarm und Bomben, die fröhlichen Lieder auch, die Uniformen, das Ende, die Scham. Wir sprachen einmal spätabends davon, als wir allein waren, und da waren wir plötzlich beide gleich alt mit dem Wis-

sen, daß wir unseren Kindern das nicht weitergeben konnten, was wir erfahren, was wir erlebt, was wir erkannt hatten. Wie denn auch, meinte Lisa, wenn wir nicht einmal selbst aus unserem Versagen lernten. Ich wollte ihr widersprechen, aber es war schon spät, und ich war dann doch wieder achtzehn Jahre älter als sie, wollte vergeben, vergessen und wünschte mir, daß irgend jemand mir vergeben könnte, ohne zu wissen, was.

Wir tranken wieder, Lisa warf Eiswürfel in die Gläser und schenkte nach. Ich versuchte ihr zu erklären, daß wir alle in unserer Generation leben, eingebunden in unsere Generation, noch längst nicht frei von den Irrtümern und Vorurteilen unserer Eltern und Lehrer und schon wieder gefesselt von neuen Dogmen und Doktrinen, das, was man denkt und sagt in unseren Jahren und Jahrgängen, und dabei werden wir von den Haltungen unserer Umwelt ebenso bestimmt wie von den Ereignissen, mit denen wir leben – und nichts von alledem hätten wir frei gewählt, gar nichts. Wir könnten eigentlich nur ja sagen oder nein, und meistens sagten wir eben ja, weil das bequemer sei, ein Nein koste Kraft und manchmal das Leben, und so verkämen unsere Hoffnungen zuletzt zu Talmischmuckstücken unserer Erinnerungen.

Ich weiß nicht, wie ich darauf kam: Ich erzählte Lisa von meiner Großmutter, ihrer Urgroßmutter, die in ihrer Jugend – das war die Zeit des zweiten deutsch-dänischen Krieges, 1864, vor 110 Jahren – einen königlich sächsischen Leutnant angeschwärmt, vielleicht sogar wirklich geliebt hatte, der damals in ihrem Elternhaus einquartiert war. Das war ein junger Herr von Adel gewesen, groß und schlank in der hellblauen Uniform der Schweren Reiter, golden die Epauletten, weiß das Bandelier, der Pallasch eingehängt – nichts hatte meine Großmutter vergessen, jede Litze, jede Patte, jeden Aufschlag erinnerte sie genau, und auch den unbeschreiblichen Geruch des ledernen Kasketts, des Raupenhelms. Aber was war das damals schon, Liebe, und sie war erst 13 gewesen, ein Kind mit großen roten Zopfschleifen, so alt wie Lilli, ein Kind noch, und doch hatte sie ihn nie vergessen und hütete einen Brief, den er ihr später geschrieben hatte, bis an ihren letzten Tag.

Von Onkel Karl erzählte ich – ja, sie erinnerte sich an seine schwungvollen Reden, natürlich! –, Onkel Karl, der in seiner

Schulzeit noch alle Schlachten und Gefechte des deutsch-französischen Kriegs auswendig gelernt hatte, Weissenburg und Wörth und Spicherer Höhen, hurra, Vionville und Gravelotte und Sedan, und seine Schüler mußten ihm später die deutschen Siege von 70/71 genau so herunterbeten, Daten, Tote, Verwundete, Gefangene, erbeutete Geschütze, Heil dir im Siegerkranz, und dann kam noch Tannenberg hinzu und die Seeschlacht am Skagerrak und Verdun, zuletzt der feige Dolchstoß in den Rücken der tapferen Front – pfui der Schande!

Das war Onkel Karls Welt, sicher gegründet auf Pflicht, Gehorsam und Treue, und für ihn hatte es sogar noch seine Ordnung gehabt – denn das war wirklich seine eigene Ordnung, an der es für ihn kein Komma zu deuteln oder zu zweifeln gab –, daß seine beiden Söhne im zweiten Weltkrieg gestorben waren: der Ältere erfroren in Stalingrad, der zweite, ein schwächlicher Tanzlehrer, den die deutsche Wehrmacht wegen seiner tuberkulösen Lunge nicht brauchen konnte, umgekommen in Kiel, als er den Hund seiner Zimmerwirtin aus dem brennenden Haus retten wollte. Der Zusammenbruch 1945 erschütterte Onkel Karl so sehr, daß er zwei Jahre lang nicht zu Festansprachen bewogen werden konnte. Später aber erarbeitete er sich als Schriftführer beim Ortsvorstand der CDU, zuverlässig, fleißig und allseits beliebt, einen neuen Glauben an die guten alten Ideale, und ehrenamtlich verwaltete er das Heimatmuseum.

Und ich erzählte von meinem Ausflug auf die Falklandinseln, Wind, Wolken, Wind, der weite Blick über das teilnahmslose Meer, wo irgendwo mein Vater gestorben war, sinnlos – und als ich das sagte: sinnlos, da überfiel mich die Frage und überwältigte mich mit einem Wirbel von unbegriffenen Begriffen, ob Tod jemals sinnvoll gewesen sein könnte, dieser Tod für das Vaterland oder ein anderer, an diesem Tage oder irgendwann, und ob Leben Sinn haben könnte: wofür, wohin, wo überhaupt – vielleicht war Sterben am Ende der einzige Sinn unseres Daseins?

»Wer weiß das? Weißt du das? Ich weiß es nicht, will es auch nicht mehr wissen«, und ich erzählte Lisa von meinen beständigen, immer wiederholten und immer wieder gescheiterten Versuchen – verrückt, ja! –, mir die Seeschlacht bei den Falklandinseln vorzustellen in allen Einzelheiten, die ich nur irgend erfah-

ren konnte, die letzten Stunden des deutschen Kreuzergeschwaders, und am Ende war niemals mehr herausgekommen dabei als ein dürres, kümmerliches Gerüst von Daten, Befehlen, Uhrzeiten, Signalen, versetzt mit kargen Erinnerungen von Überlebenden, die meistens gefärbt waren von der selbstverständlichen Verpflichtung zu Heldentum und Heldentod, obwohl am 8. Dezember 1914 vor den Falklandinseln zwischen 12.55 Uhr und der Abenddämmerung wenig mehr stattgefunden hatte als Schießübungen weit überlegener britischer Schiffe mit scharfer Munition auf bewegliche Ziele, bei dem es für die angeblich stolzen deutschen Kreuzer von vornherein keine Hoffnung gegeben hatte, sondern nur Pflichterfüllung und Treue und dumpfe Taubheit nach dem Irrsinnslärm der Einschläge, der stinkende glühende Stahl, zerfetzte Uniformen, verbranntes Fleisch, Schreie, Blut, platzende Haut, die wehende Flagge, keine Kapitulation, sondern Kampf bis zur letzten Granate, und vielleicht war es gerade dieser letzte ziellose, sinnlose Schuß aus dem letzten Geschütz der »Gneisenau« gewesen, der meinen Vater das Leben gekostet hatte, weil daraufhin die mächtigen Breitseiten des Schlachtkreuzers »Inflexible« noch einmal zu hämmern begonnen hatten, schwere Einschläge auf dem gerade noch schwimmenden Trümmerhaufen aus aufgerissenem Stahl, verbogenen Drähten, brennenden, zerbrochenen, zersplitterten Überresten eines Wracks, und Schreie, Schreie, und Blut, und drei Hurras auf den Kaiser. Und ich trank mein Glas in einem Zug leer, hörte mich sagen: »Das macht keinen Sinn, du – no sense, du – Nonsens!«

Lisa wollte mehr von ihrem Großvater wissen, und ich bemühte mich, ihr ein Bild meines Vaters zu zeichnen, das mehr war als ein freundlich getöntes Erinnerungsphoto, mehr vor allem und anders als das makellos polierte Denkmal, das Victoria ihren Kindern hingestellt hatte: der gute, gerechte Vater, der lautere, würdige Herrscher, der kühne Vaterlandsverteidiger, getreu bis in den Tod. Dieses Idol sei für Victoria tatsächlich Realität gewesen, versuchte ich zu erklären, ein Mensch, den ihre Liebe – wahrscheinlich die erste und vielleicht die einzige Liebe ihres Lebens – mit allen Attributen der Vollkommenheit ausgestattet hatte, ein Wunschbild, das niemals anders auf die Probe gestellt worden war als durch Erinnerungen und Träume. Es sei

aber ungerecht, meinte ich, und unerlaubt, Menschen am Maßstab von Göttern zu messen. Mein Vater, ihr Großvater – ja, er sei ein Mensch gewesen mit seinen ungelösten Fragen, seinen Zweifeln, seinen Verweigerungen und seinen Widersprüchen – ein Mensch eben, ja, ein Mensch.

In dieser Nacht konnte ich lange nicht schlafen. Obwohl ich kaum etwas von mir selbst gesagt hatte, fühlte ich mich bloßgestellt von mir, und dabei war mir trotzdem wohl. Ich hatte Lisa erzählt, ja, gestanden, was ich bis dahin noch nie jemandem verraten hatte: alles das, was ich von meinem Vater wußte oder vermutete, vermuten mußte. Damit hatte ich eine Grenze überschritten, und ich wußte, daß eine Rückkehr ins Schweigen und Verschweigen jetzt nie mehr möglich sein würde, auch dann nicht, wenn ich Lisa niemals wieder begegnen sollte.

Wir hatten viel getrunken an diesem Abend, zu viel wahrscheinlich, und ich bin mir gar nicht sicher, ob Lisa mich immer richtig verstanden hat. Aber sie hörte mir zu bis tief in die Nacht hinein, vieles war ihr neu oder sie hatte es längst vergessen gehabt, und einmal lachte sie auf: »Aber das gibt es doch nicht – das hast du dir ausgedacht!« Sie ließ dann ihr Lachen, schüttelte nur ungläubig den Kopf – »So was!« –, fragte noch einmal nach.

Ich hatte erzählt, was ich aus Tagebuchnotizen meines Vaters wußte: Meine Großmutter war unehelich geboren worden, 1851, das Kind eines österreichischen Feldgendarmen, der nach dem ersten deutsch-dänischen Kriege mit dem Stabe der Pazifizierungs-Kommission ins Land gekommen war; erst später hatte der Bauer Hoffmann dem Kind seinen Namen gegeben. Mein Vater, drittes Kind und ältester Sohn meiner Großeltern, hatte das erst erfahren, als er konfirmiert werden sollte, und er hatte ganz absonderlich darauf reagiert: Er weigerte sich schlicht, den österreichischen Soldaten – dessen Spuren sich, nach seiner Entlassung aus dem Dienst, irgendwo in den Weiten Galiziens verloren hatten – als seinen Großvater anzuerkennen, steigerte sich statt dessen, ohne daß eigentlich ein Anlaß dafür zu erkennen gewesen wäre, mehr und mehr in die Vorstellung hinein, der namenlose Vater seiner Mutter sei irgendein Marketender ge-

wesen, ein fliegender Händler im Gefolge der österreichischen Truppen, und es stand für ihn außer Zweifel, daß dieser Händler ein Jude gewesen war.

Der fremdartige Habitus seiner Mutter ebenso wie sein eigenes Spiegelbild mag ihn zu dieser Annahme gebracht haben, obwohl er sich hätte sagen können, daß gerade die österreichische Armee damals ein sehr bunt gemischtes und dabei durchweg recht dunkel getöntes Völker-Konglomerat dargestellt hatte, Kroaten und Italiener, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Polen, auch Serben und Rumänen.

Unsicherheit wegen seiner Herkunft war aber in meinem Vater schon lange vorher aufgebrochen, ein bohrender Zweifel, der dem Knaben schon seit Jahren zu schaffen gemacht hatte. Sein Dorfschullehrer nämlich, der die besonderen Begabungen des Jungen früh erkannte und ihn nach Kräften förderte, hatte ihm schon in der zweiten Klasse erklärt – und das mit der jeden Irrtum ausschließenden Wissensmacht seines Amtes –, daß der Familienname Janus keineswegs von deutschem Sprachstamme sei und schon gar nicht lateinischer Herkunft, wie man vielleicht mit Blick auf jenen doppelgesichtigen Gott vermuten könnte: eindeutig verweise dieser Janus auf slawische Abstammung, wahrscheinlich sogar auf wendische Vorfahren, ein vermutlich zwangsgetaufter Jan oder Johannes, der auf diese Weise der Ausrottung der wagrischen Stämme entgangen sei – »Na, un dat freut mi ok, min Jung!«

Die vermeintliche Fragwürdigkeit seiner Familie hatte in meinem Vater jedenfalls eine seltsame psychische Entwicklung ausgelöst: Immer deutlicher und immer stärker hatte er in sich das gefunden, was er – aufgewachsen in einem abgelegenen Dorfe, wo selten einmal ein Fremder sich blicken ließ – nach den märchenhaft ausgesponnenen Geschichten und Erinnerungen von Tanten und Gevattern für wendisch und für jüdisch hielt. Er mußte deshalb in seinem Verständnis anders sein als die blonden Strohköpfe, die neben ihm auf den Schulbänken hockten und von ihm abschrieben, er mußte einfach besser rechnen können als sie, mußte Erfolg haben, reich werden, brauchte andererseits auch schlaue Winkelzüge nicht zu scheuen, die man vielleicht Bauernfängerei, vielleicht sogar hin und wieder Betrug hätte nen-

nen können, und selbst in seiner Unstetheit und in der ihn bedrängenden Sinnlichkeit erkannte er in sich den Artfremden.

Was er sich einbildete, wurde so für ihn Wirklichkeit: Er lebte, dachte, handelte gerade so, wie er nach seiner vorgegebenen Hypothese leben, denken, handeln mußte, und dabei schonte er sich nie, folgte seinen Antrieben ohne Rücksicht auf sich oder andere, so daß er wirklich schon in jungen Jahren mehr erreicht hatte – und das ohne irgendeine andere Grundlage als seinen Verstand, seinen Willen, seinen Ehrgeiz –, als andere in ihrem ganzen Leben sich erträumen.

Eigentlich wollte ich auf der Rückfahrt von Melbourne noch einmal in Canberra aussteigen, hatte das Lisa und ihren Kindern sogar versprechen müssen. Doch unterwegs änderte ich meine Reisepläne, fuhr weiter nach Adelaide, irgendwohin, es hielt mich nichts, es trieb mich nichts, und schließlich flog ich nach Sidney zurück. Im Grunde wußte ich aber schon an dem Tage, als ich endlich in dem ratternden, rumpelnden, polternden Expreßzug nach Melbourne saß – fast eine Stunde hatte der Zubringerbus von Canberra zur Bahnstation Yass gebraucht, ein paar verlorene Häuser und Hütten in einer glühenden, ausgeglühten Einöde –, daß mein Besuch ein Ende gewesen war, ein Abschluß, der keine Fortsetzung und keine Wiederholung duldete. Draußen glitt die leblose Landschaft vorüber, sonnenverbrannte Weiden, dürres Buschland, Steppen, tote Baumsilhouetten, Wüsten, und ich dachte zurück an das bescheidene Haus in Canberra, lower middle class, das immer noch nicht bezahlt war, an Lilli und Ben und an ihre Mutter, die ich dann auch nur noch Liz genannt hatte, wie ihre Kinder – längst war sie nicht mehr Lisa gewesen –, und einmal hatte ich sie in den Arm genommen, der Whisky mit 30 Prozent discount, und ich hatte sie geküßt, obwohl mir das schwer fiel, ihre Haut war kühl und feucht und fremd – sie hatte »Laß nur!« gesagt und sich über den Mund gewischt.

In den Aufzeichnungen, die ich wiedergefunden habe, ist nirgendwo von Lisa Meier die Rede, und ich bin sicher, daß auch in den verlorenen Bänden ihr Name nur selten von mir erwähnt worden ist. Sie war in der Welt, von der ich schrieb, eine Figur

weit am Rande, ein Kind zuerst, ein Zopfmädchen, zuletzt eine junge Frau, die ich wahrscheinlich genauso mit ein paar Daten und Fakten registriert habe wie die meisten anderen Menschen meiner Umgebung auch – geboren, zur Schule gegangen, vielleicht ein blauer Schürzenfleck, ein bunt gestreiftes Halstuch, strahlende Augen, dann Arbeitsdienst und Wehrmacht, traurige Augen, Haushalt, Haft, eine Verlobung, eine Hochzeit, ein Abschied, Briefumschläge mit australischen Marken, zwei Geburten, eine Scheidung, wenig mehr.

Von meinen Träumen habe ich kaum jemals etwas aufgeschrieben, schon gar nicht von Mädchen und Frauen, die mir nahe waren, bestimmt nichts von meiner Nichte Lisa. Ich scheute mich immer, hatte vielleicht sogar Angst vor der sentimental Gefühligkeit, die ich von der Generation meiner Eltern und Lehrer kannte: das holde Erröten, die süße Scham, unendliche Rosenseligkeiten, Tenöre, alle die ausgeformten Apotheosen bürgerlichen Glücks, und zum entzückenden Ende hin überschlug sich die Operette fortissimo in strahlenden Harmonien. Das eben wollte ich auf keinen Fall, obwohl auch ich mich nach Harmonie und Glückseligkeit sehnte – diese Sehnsucht führte zu meiner zweiten, gescheiterten Ehe –, und ich hütete mich, meine Gefühle auszusprechen.

Eigentlich wollte ich gar nicht heiraten. Mädchen waren für mich zunächst wie Victoria, und es erschien mir wenig verlockend, mein Leben mit einem solchen Wesen gemeinsam zu verbringen. Ich suchte Ruhe, wollte allein sein, konzentriert und ungestört, und weil Sexualität für mich selbst in den unruhigen Jahren des Heranwachsens nicht so drängend und nicht so wichtig war wie für andere meines Alters – Bedürfnisse, die ich zudem lange Zeit befriedigen konnte, ohne daß ich mich deshalb emotional hätte engagieren oder gar binden müssen –, entwickelte ich eine Haltung zum anderen Geschlecht, die ebenso freundliche Nüchternheit wie respektvolle Gleichgültigkeit genannt werden könnte.

Mädchen und Frauen waren für mich zuweilen angenehm, gelegentlich wichtig, in gewissem Maße sogar unentbehrlich, wie etwa Meta, die schon als junges Ding in unseren Berliner Haushalt gekommen und immer für mich dagewesen war, manchmal

auch wichtig wie Luise, die mir jahrelang bei den vielen, oft ärgerlich komplizierten Fragen half, die der ererbte Besitz mit sich brachte, ohne daß ich sie eigentlich als Person wahrgenommen hätte: Sie überwies für mich pünktlich die fälligen Steuern und Beiträge, erinnerte an unerledigte Briefe, entwarf sogar selbst Antworten, die ich nur zu unterschreiben brauchte, wußte stets zwischen Wichtigem und Nebensächlichem zu unterscheiden, eine zuverlässige, unauffällige Privatsekretärin, die in zwei oder drei Abendstunden – über Tag arbeitete sie in der Kanzlei von Justizrat Berkemeyer – alle meine Angelegenheiten in Ordnung brachte und gewissenhaft in Ordnung hielt. Daß es im Laufe der Zeit gelegentlich auch zu körperlichen Kontakten zwischen uns kam, ergab sich eher beiläufig, ohne den Druck und die Beschwerlichkeiten großer Gefühle – und so war auch Luises Schwangerschaft und unsere dadurch verursachte Eheschließung von mir aus eigentlich gar nicht vorgesehen. Ich fügte mich aber dem Zufall, hatte auch grundsätzlich nichts gegen diese Verbindung, wenn mir im Rückblick auch nicht ganz ausgeschlossen zu sein scheint, daß Luise den Zufall vielleicht ein wenig gesteuert haben könnte.

Victoria sprach sich damals ganz entschieden gegen unsere Heirat aus, obwohl sie sich der Risiken bewußt war, die eine etwaige Abtreibung mit sich gebracht hätte; sogar einer kostspieligen Alimenten-Verpflichtung hätte sie zugestimmt, wenn dadurch unsere Ehe hätte verhindert werden können. Zwar schätzte sie Luise als meine Sekretärin sehr, ja, sie korrespondierte sogar gelegentlich selbst mit ihr, wenn ich nicht schnell genug auf ihre Briefe eingegangen war. Aber das sei nun doch wirklich keine Frau für einen Janus, meinte sie, diese freundliche graue Maus, und dann aus dieser Umgebung – Luise wohnte mit ihrer Mutter zusammen, die nach dem frühen Tod ihres Mannes seine Hausmeisterstelle in der Propstei übernommen hatte und im übrigen ihre bescheidenen Bezüge durch Botengänge für das Kirchenbüro aufbesserte –, so jemand passe doch wirklich nicht in die Familie, Großmutter hätte das nie erlaubt, von unserem Vater gar nicht zu reden.

Es muß nicht einmal sein – ein Verdacht, den ich damals nicht ganz unterdrücken konnte –, daß Victoria bei ihrer Argumenta-

tion auch ihre und ihrer Kinder Ansprüche auf mein Erbe im Sinn hatte; sie waren von meiner Mutter, auf Anraten von Justizrat Berkemeyer, als Nacherben für den Fall bestimmt worden, daß ich ohne eheliche Nachkommen sterben würde. Wahrscheinlich war Victoria wirklich davon überzeugt, daß meine Verbindung mit Luise eine wenig glückliche Mesalliance sei, und nach ihrer Meinung durfte man Mesalliancen nur dann eingehen, wenn schwerwiegende, ja, unabweisbare Umstände das geboten – so wie sie selbst Ernst-Otto Meier geheiratet hatte, um den Fortbestand der Firma Janus & Varena zu sichern.

Ein ungewolltes Kind hatte aber für Victoria nicht eine solche Bedeutung, daß darüber die offensichtlichen Klassenunterschiede und -gegensätze hätten vergessen werden können – »Wie sie das Fischmesser hält – also bitte!« Bis zu Luises Tod war Victoria überzeugt, daß ich die falsche Frau geheiratet hätte, zumal da sie in der ungewöhnlichen und nach bürgerlichen Begriffen gewiß nicht eben wünschenswerten Entwicklung unseres Sohnes ständig neue Argumente fand, die ihre Kritik an unserer Verbindung zu bestätigen schienen: Bernhards frühe und endgültige Trennung von seinem Elternhaus, seine entschiedene Wendung gegen Vater, Familie, Traditionen, dazu sein unstetes, offenbar völlig planloses Herumtreiben in der Welt, nachdem er mit verschiedenen Versuchen, einen Beruf zu finden, jeweils sehr rasch gescheitert war, nicht zuletzt auch die Menschen, die Bernhard seine Freunde nannte, zu schweigen von den meist wirren Utopien, denen er sich im schnellen Wechsel der Zeitmoden verschrieb. Daß Luise und ich so etwas wie eine glückliche Ehe führten – gewiß auf unsere Weise, die anderen Menschen absonderlich erscheinen mochte, jedenfalls aber in einem letztlich doch harmonischen Zusammenklang –, das zählte für Victoria nicht viel: Man könne sich anscheinend an alles und jedes gewöhnen, meinte sie, wenn man seine Ansprüche nur weit genug herunterschraube, und ihretwegen dürfe man den daraus resultierenden Zustand dann auch Glück nennen, bitte sehr!

Ganz mit mir ausgesöhnt war meine Schwester erst, als Birgit und ich unsere Hochzeit feierten, ein ausladendes Fest im Hause

von Birgits Eltern, angenehmstes Blankenese, mit dem Abendblick über die Elbe, wo die Sonne in mildem Glühen versank, die Damen in kostbaren Garderoben, Diademe, Ketten, Colliers, Boutons, die Herren in makellosem Schwarz, ein Großes Bundesverdienstkreuz am Halsband, dazu französischer Sekt und ein fürstliches Kaltes Bufett, in der Mitte das abgestufte Rot eines Riesenhummers, im Park flackernde Lichter und Fackeln, barocke Tafelmusik, und immer wieder und überall das helle Lachen von Birgit, die zart und mädchenhaft wirkte, beinahe fragil, obwohl sie schon fast 38 Jahre alt war, und ich war glücklich – die große Liebe war doch noch zu mir gekommen.

Selbst in Victorias strengen Zügen lag Freude an diesem Festtag. Allerdings hatte sie doch wieder einiges zu bemängeln, und sie zögerte nicht, mir das zu sagen. Zunächst versicherte sie mich zwar ihrer Liebe, und sie werde immer mit ihrem Rat für mich da sein, meinte dann allerdings, im Grunde sei ich eben doch ein Träumer und ein Tor. Gegen meine Heirat habe sie gar nichts einzuwenden – im Gegenteil, sie sei mit meiner Wahl vollkommen einverstanden, erklärte sie, und auch der Altersunterschied von nahezu 27 Jahren erschiene ihr nicht belastend, ja, kaum erwähnenswert, zumal da das, was man Dummheiten zu nennen pflege, in meinem Alter ja wohl endgültig ausgestanden sei, und insofern sei ihre Hoffnung sicher nicht unbegründet, daß ich jetzt – endlich! lernen würde, vernünftig zu leben. Dabei verstand Victoria unter Vernunft offenbar jene kühle, distanzierte Weise des Zusammenlebens, die sie selbst in ihrer Ehe mit Ernst-Otto Meier erlebt oder besser: als unabänderlich erfahren hatte.

Was sie allerdings völlig unbegreiflich fand, im Grunde kindisch, wenn nicht schon senil – und hier setzte ihre Kritik ein –, das war die fraglose, bedingungslose Liebe, die Birgit und mich verband: Das könne doch unmöglich gutgehen, urteilte meine Schwester, und in diesem Falle war ihre Prognose ja nicht einmal falsch. Eine derartige Bindung mußte für Victoria einfach töricht erscheinen, etwas Bizarres – in meinen Jahren! –, wenn nicht schon Krankhaftes, und sie nahm deshalb auch an, daß für Birgit bei ihrer Entscheidung ganz andere Gründe gezählt hätten als jene reine Empfindung, von der ich immer wieder sprach – schließlich sei eine Frau von beinahe 40 doch kein schwärmeri-

scher Backfisch mehr, und wenn sie auch nicht sagen wolle, daß ich mit meinen 64 Jahren wie ein abgearbeiteter Sozialrentner wirkte – kein Wunder, da ich mein Leben ja vornehmlich mit gepflegtem Nichtstun verbracht hätte! –, so seien die Spuren der Jahre doch auch bei mir unverkennbar – bitte, ich möge doch selbst in den Spiegel sehen und mich dann fragen, ob es für eine Frau wie Birgit nicht auch andere Partner gegeben hätte.

Ich wollte keinen Streit mit meiner Schwester, schon gar nicht an diesem glücklichen Tage, ich kannte ja auch ihre tiefe Abneigung gegen unberechenbare Gefühle; deshalb widersprach ich ihr nicht, bemühte mich auch gar nicht, sie umzustimmen oder sogar zu überzeugen, zumal da ich zufrieden war, daß sie meine neue Ehe grundsätzlich billigte. Es hatte sich außerdem zwischen den beiderseitigen Familien sehr rasch jener sachliche Ton gelassenen Einverständnisses hergestellt, den ähnliche Wertvorstellungen und Interessenlagen zu induzieren pflegen, nicht zuletzt auch die tiefe Skepsis gegenüber allen Reformen und Experimenten in Wirtschaft und Gesellschaft, die – darüber waren sich offenbar alle Anwesenden grundsätzlich einig – zu bösen Fehlentwicklungen und Verlusten, ja, am Ende zu einem allgemeinen Chaos führen mußten.

Gerade unter diesen Umständen fand Victoria es völlig unverständlich – und das war ein Kernpunkt ihrer kritischen Bedenken –, daß Birgit und ich nicht vor der Eheschließung die Gütertrennung vereinbart hatten. Nach menschlichem Ermessen und nach allen bekannten Sterbetafeln sei bei dem gegebenen Altersunterschied doch ohne jeden Zweifel davon auszugehen, daß ich vor meiner Frau hinscheiden würde; mit Wundern könne man schließlich nicht rechnen. Da Birgit aus einem erfreulich wohlhabenden Elternhaus komme – ihr Vater war ein angesehener und erfolgreicher Rechtsanwalt –, sei es doch einfach Unsinn, ihr noch zusätzlich Vermögen unserer Familie zukommen zu lassen, auch wenn das vielleicht nur der ihr gesetzlich zustehende Erbanteil von 50 Prozent sein sollte, zumal da der Firma Janus & Varena schwierige Jahre bevorstünden, die den Einsatz aller irgendwie verfügbaren Mittel der Familie für die notwendige Konsolidierung und die ebenso unumgängliche Expansion erfordern würden.

In diesem Zusammenhang gestand mir Victoria, sie habe über eine seriöse Auskunftlei nachhaltige Erkundigungen über Birgits Familie eingezogen, und sie zeigte sich sehr beruhigt, daß die verschiedenen Vermögensanlagen durchweg als erstklassig, die Bankauskünfte als makellos befunden worden waren. Daß Birgits jüngerer Bruder – er war nicht zur Hochzeit erschienen, segelte irgendwo unerreichbar in der Karibik oder vor Acapulco – einmal wegen einer nie ganz aufgeklärten Betrugsangelegenheit zu einer Haftstrafe von sechs Monaten verurteilt und erst in der Berufungsverhandlung wegen Mangels an Beweisen freigesprochen worden sei, könne man ja doch weder Birgit noch ihren bedauernswerten Eltern anlasten. Victoria zog ihre schmalen Lippen so weit ein, daß nur noch ein bitterer Mundstrich zurückblieb, und ich wußte, daß sie an Lisas Verurteilung dachte, vielleicht auch an Tante Melanie, Vaters jüngere Schwester, die die Familie Janus vor sechs Jahrzehnten beinahe in Verruf gebracht hätte; ich werde davon später erzählen – sie lebte damals noch, uralt und sehr vermögend, als Witwe eines Häusermaklers in Boston/Massachusetts.

Ich ließ Victoria reden, ließ sie schließlich stehen, und wir schieden an diesem Abend in einer etwas frostigen Verstimmung. In den folgenden Monaten hörte ich wenig von meiner Schwester, entbehrte ihre Briefe allerdings auch nicht, da ich selbst mit dem neuen Leben sehr intensiv befaßt war, das mit Birgit begonnen hatte.

Nach unserer Hochzeitsreise – eine Erster-Klasse-Kreuzfahrt durch das östliche Mittelmeer – waren wir zunächst vollauf damit beschäftigt, uns einzurichten. Das erwies sich als nicht gerade einfach, weil Birgit den ganzen ersten Stock des Hauses für sich benötigte. Sie hatte einige Semester Kunstwissenschaft und Archäologie studiert und gelegentlich für ein kleines Auktionshaus Gutachten und Kataloge angefertigt, eine Beschäftigung, die sie auch künftig nicht aufgeben wollte, und ich bestärkte sie in diesem Vorsatz, weil ich befürchtete, andernfalls würde die kleinstädtische Langeweile bald unser ständiger Gast sein. Auch eine allzu starke Konzentration auf unsere Zweisamkeit schien mir nicht empfehlenswert, zumal da ich damals noch davon ausging – der Verlust meiner Aufzeichnungen lag erst kurz zurück,

ich wollte ihn immer noch nicht als endgültig annehmen, und ich hatte die tiefen Auswirkungen meines Schocks noch nicht begriffen –, daß ich selbst wieder und weiter schreiben würde, und das war nach meinen Erfahrungen nur möglich in einer gewissen Isolation.

So wurde denn für Birgit im ehemaligen Elternschlafzimmer ein Studio eingerichtet, das Raum genug für alle ihre Bücher bot; in Victorias Zimmer fanden die technischen Vorrichtungen wie Fotokopierapparat und Laborgeräte Platz, mein Zimmer diente als Archiv, und Hugos Zimmer wurde Birgits Schlafraum, während ich mir unten im Herrenzimmer eine Liege aufstellen ließ. Ich war in dieser unruhigen Zeit zusätzlich mit langwierigen, mühsamen, ärgerlichen Nachforschungen beschäftigt, um das Verschwinden und möglichst auch den Verbleib meiner Aufzeichnungen zu klären – eine ganz und gar vergebliche Mühe, wie ich schon früher berichtet habe. Schließlich kündigte in diesen Tagen auch noch – für mich völlig unerwartet – unsere Meta.

Sie sei nun doch zu alt geworden, meinte sie, und nach so vielen Jahren dürfe sie jetzt wohl auch einmal an sich selber denken; die junge Frau verstehe ja sowieso alles besser als sie. Ich bat Meta, beschwor sie, uns nicht so plötzlich und nicht ganz zu verlassen – lebenslänglich könne sie frei im Hause wohnen. Doch Meta hatte ihren Entschluß bedacht und gefaßt, und sie hatte auch schon ihre Vorbereitungen getroffen. Zwei Tage lang lief sie noch mit rot geweinten Augen durch das Haus – nein, nein, sie habe gar nichts, ihr fehle nichts – und packte ihre Habe zusammen. Dann bestellte sie sich eine Taxe – Birgits Anerbieten, sie zum Bahnhof zu fahren, lehnte sie wortlos ab –, umarmte mich heftig und verließ das Haus; bei einer Nichte im Rheinland, in Kevelaer, wartete eine eigene kleine Wohnung auf sie und damit, wie sie meinte, ihre wohlverdiente Ruhe.

Meta fehlte mir mehr, als ich mir das eingestehen mochte, während Birgit eher erleichtert schien: Für sie war Meta ein Relikt aus alten Zeiten gewesen, dunkle Vergangenheiten, von denen sie fast gar nichts und Meta alles wußte, vielleicht sogar so etwas wie ein Gespenst, das immer gerade dann erschien, wenn keiner mehr damit gerechnet hatte.

Ich muß zugeben, daß ich Birgit wenig mehr als ein paar Da-

ten und Kleinigkeiten von Meta erzählt hatte, als sie zum erstenmal zu mir gekommen war, kaum mehr als Formeln: die langjährige Haushälterin, treu, zuverlässig, ergeben, stets unermüdlich sorgend und immer bereit, das Notwendige und auch viel mehr zu tun, und gerade so hatte Meta wohl auch auf Birgit gewirkt, als sie in schwarzem Trauerkleid – Luise war vor einem halben Jahr gestorben – die Haustür öffnete und einen altmodischen Knicks andeutete. Vielleicht hatte Birgit sie deshalb allzu schnell übersehen, hatte schlicht als gegeben und selbstverständlich genommen, was bei Meta die Frucht von langen Jahrzehnten war, verständlich nur aus einer bedingungslosen Bindung an die Familie Janus, an die Verstorbenen ebenso wie an mich und auch an Bernhard, dem Meta kopfschüttelnd sein Anderssein nachsah, obwohl sie ihn überhaupt nicht verstehen konnte – wenigstens seine Hemden könnte Bernhard doch bügeln lassen, meinte sie seufzend, und die Schuhe seien auch schon wieder seit Wochen nicht geputzt.

Meta war ein Teil der Familie geworden, ohne Bedingungen, ohne Vorbehalte, und deshalb wollte sie auch durchaus keinen Dank, schon gar keinen besonderen Lohn: Als Birgit ihr einen Pelzmantel schenken wollte, dessen Schnitt zwar nicht mehr ganz modern, der sonst aber fast neuwertig war, brauchte ich meine ganze Überzeugungskraft, bis Meta zögernd anerkannte, daß in Birgits Absicht nichts weniger als ihre Herabsetzung gelegen hatte. Wahrscheinlich war auch ein wenig Eifersucht im Spiel.

Meta war als ein Mädchen von gerade 14 Jahren in unser Haus gekommen, damals noch in Berlin, ein schmales, hageres Kind mit harten Händen, aufmerksamen Augen, das jeden Tag Hugo auszufahren hatte; die Handgriffe der großrädri gen Sportkarre preßte sie mit den Oberarmen an sich, an der rechten Hand hielt sie mich, in der linken einen Korb mit zarten Löffelbiscuits, mit denen Bübchens gelegentliches Gebrüll zu besänftigen war. Es hatte nicht in Frage gestanden, daß Meta bei uns blieb, als wir aus Berlin fortzogen; ihre Eltern, die aus Ostpreußen zugewandert waren, suchten mühsam ihr Auskommen mit einer viel zu großen Kinderschar in einer viel zu kleinen Wohnung und lobten deshalb das gütige Schicksal, das Meta in die Familie Janus geführt hatte.

Als meine Mutter gestorben war, hatte Meta den Haushalt allein in die Hand genommen, darüber brauchte kein Wort verloren zu werden, und Jahr für Jahr war sie dann bei mir geblieben, inzwischen schon weit über das Rentenalter hinaus: Sie diente bei Janus, das war es.

Wahrscheinlich ist Dienen wirklich das einzige Wort, unter dem sich Metas Arbeit in diesen Jahrzehnten begreifen läßt, wenn es auch für Menschen unseres ausgehenden Jahrhunderts in diesem umfassenden und beide Seiten verpflichtenden Sinn kaum noch verständlich ist.

Auch Luise hatte Meta ohne ein Wort angenommen als meine Frau, obwohl sie meine Ehe – darin mit Victoria einig – für mich nicht als ganz angemessen ansah.

Gegen Birgit aber betonte sie vom ersten Tage an einen deutlichen Abstand, reagierte oft gereizt auf freundliche Fragen, war über Tag plötzlich verschwunden – ich fand sie, zitternd, in ihrer Kammer, und sie war nicht zu bewegen, mir ihren Kummer zu erzählen –, und mir fiel auf, daß sie in diesen Wochen mehrfach Post aus Kevelaer am Niederrhein erhielt. Äußerlich schien zwar alles seinen gewohnten Gang zu gehen, zumal da Birgit gar nicht daran dachte, selbst in den Haushalt einzugreifen – nur gelegentlich gab sie kurze Anweisungen und Korrekturen. Aber ich spürte, wie Meta sich mehr und mehr zurückzog und verschloß, auch vor mir, wie sie schließlich sogar jede kleine Berührung vermied, und so war denn der Bruch nicht mehr aufzuhalten.

Manchmal habe ich gedacht, der Diebstahl meiner Aufzeichnungen gerade in diesem Augenblick meines Lebens sei nicht zufällig gekommen. Es hatte sich von allen Seiten ein Gewitter zusammengezogen, eine Katastrophe hatte sich vorbereitet: Der Schlag kam nicht aus heiterem Himmel, obwohl er mich dann – an dieser empfindlichen Stelle – doch ganz unvermutet traf. Stärker als ich schien nur Meta betroffen. Sie war kaum wiederzuerkennen, wie sie da bleich und elend vor dem leeren Schrank stand und immer wieder murmelte: »Alles ist weg, alles. Alles ist weg.« Das werde sich schon wiederfinden, meinte Birgit – ob sonst

noch etwas fehle, etwas von Wert? Dann müsse man der Versicherung Bescheid geben. Meta sah sie an, als wolle sie sie erwürgen. »Sonst ist alles da!«, sagte sie. »Alles!«

So sinnlos mir damals der Diebstahl vorkam: Heute, aus dem Abstand der Jahre, erscheint mir die Vernichtung meines Arbeitsertrages von Jahrzehnten nicht als ein bloßer Zufall. Tatsächlich war das für mich ein Abschluß, ein endgültig gesetzter Punkt. Danach erst war ich abgelöst und frei von all dem, was ich als selbstverständlich angenommen und übernommen hatte. Erst danach konnte ich neu anfangen, und ich mußte dabei scheitern, um spät in meinem Leben – sehr spät, ich weiß – noch zu einigen Erkenntnissen zu kommen, die mir sonst wahrscheinlich verschlossen geblieben wären.

Meine zweite Ehe dauerte übrigens kaum ein Jahr lang; wenige Wochen nach Metas Fortgang verließ mich auch Birgit, und die Scheidung war dann nur noch eine Frage des Termins. Mich hat es sehr verletzt, damals, daß Birgit mich kurzerhand allein ließ. Doch wenn ich mich heute frage, ob nicht auch eine andere Lösung möglich gewesen wäre, irgendeine freundlich-vernünftige Übereinkunft, die ein nüchternes Nebeneinander erlaubt hätte, dann komme ich zu dem Schluß, daß die Trennung unausweichlich war, für Birgit ebenso wie für mich, und jeder Tag war vertan und überbezahlt, um den wir unsere Quälerei verlängerten.

Wir hatten beide aneinander vorbeigeträumt, so wenig Birgit eigentlich zum Träumen neigte und so viel ich mir auf meine Fähigkeit zugute halte, Menschen und Verhältnisse klar zu erfassen. Wir hatten beide zu hoch gespielt. Offenbar waren wir nicht gut füreinander, und das vor allem deshalb, weil jeder von uns im anderen einen anderen Menschen sah und suchte – das Erschrecken vor der Realität, das Erwachen neben einem Fremden war für uns beide schlimm.

Dabei wage ich nicht zu sagen, wen die Enttäuschung tiefer getroffen hat. Ich jedenfalls hätte wissen müssen, in meinem Alter, daß die romantische große Liebe für schmale Groschenromane und bunte Unterhaltungsfilme taugt – und auch da vornehmlich für den seligen Schluß –, daß sie sich aber kaum für einen unter tausend Menschen realisiert – und dann gewiß so gut wie nie für einen älteren, einen alten Mann, der eher Geduld braucht, Ver-

ständnis und Nachsicht als verzehrende Leidenschaft, der auf freundliche Wärme angewiesen ist und nicht auf Glut. Tatsächlich hatte ich das alles aber in dem Augenblick vergessen, als Birgit mir zum erstenmal auf meinen Blick antwortete, und ich konnte und wollte dann nichts mehr davon hören, solange wir zusammenwaren. Wider besseres Wissen hielt ich meine Hoffnung aufrecht bis zu dem Augenblick, als ich Birgits Brief auf der Konsole in der Diele entdeckte; da allerdings war mir klar – und schon, bevor ich den Umschlag aufgerissen hatte –, daß alles zuende war, für immer.

Wir hatten uns in Hamburg kennengelernt, auf dem großen Empfang, den Victoria ihren Geschäftsfreunden im »Weinhaus Jacob« gab, bevor sie die Firma Janus & Varena endgültig ihrem Sohn anvertraute und sich in ihre Weserbergland-Einsamkeit zurückzog: gedämpfte Stunden in Liebermannschen Farbtönen, mildes Grün vor den Terrassenfenstern, der graue Strom, und die weißen Handschuhe der Kellner hantierten mit gestärkten Servietten von gleich strahlendem Weiß, aus denen die goldprunkenden Hälse der Sektflaschen hervorragten.

Ich stand ein wenig abseits, kannte kaum jemanden von den Gästen, aus deren geröteten Gesichtern ebenso wie aus ihrem gemessenen Auftreten ein solides Selbstbewußtsein sprach, eine besondere Mischung von lange tradierter Umgangskultur und dem sicheren Bewußtsein gut gefüllter Konten und zuverlässig gedeckter Schecks. Victoria in grauer Seide bewegte sich gewandt zwischen den gesprächigen Gruppen hin und her, liebenswürdige Bemerkungen tauschend, Kontakte vermittelnd, dabei ganz offensichtlich Glanz und Bedeutung des Tages genießend, und als sie mich bemerkte, zog sie mich mit sich und fügte mich einem Kreise ein – »Frau Doktor, Herr Doktor, Herr Doktor, Herr Präsident, Herr Direktor, Frau Doktor« –, für den ich ihr passend erschien.

Birgit sah mich an, ich sah sie an, und alles andere ergab sich fast wie von selbst: ein tastendes Gespräch, ungläubiges Zögern, klingende Sektkelche, ein Händedruck, und nach drei Tagen schon sahen wir uns wieder, die Kunsthalle, Menzel und Renoir, ein festlicher Opernabend, trafen uns bald noch einmal – »Wann immer du willst!« –, dann holte Birgit mich mit dem Auto ab, das

sommerliche Hügelgrün, die stillen Seen, die beherrschte Anmut eines abgelegenen Herrenhauses: Schönheit band uns zusammen.

Ich wagte noch immer nicht zu glauben, was ich doch schon zu wissen meinte. Dann aber war ich endgültig sicher – »Ja, du, ja!« –, zweifelte nicht mehr gegen mich selbst und ließ die letzten Aber und Wenn hinter mir, weil Birgit wirklich mich, gerade mich wollte – ja, mich, sogar in meinem Alter: »Was sagt das denn, du bist doch nicht alt, ich kenne Greise von 30, aber du – und ich – und wir –.«

Birgit war wunderbar für mich, damals, in dieser ersten Zeit, und ich vergaß alles, was ich wußte und hätte wissen müssen, gab ihr nur zu gern nach, wollte wirklich jünger sein für sie, so alt, wie sie mich haben wollte. Ich dachte nicht mehr an meine Jahre und nicht an ihre Jahre in diesen glücklichen Wochen, die ein Rausch waren für mich, wie ich ihn bis dahin nie gekannt, nie für möglich gehalten hatte, taumelnd wie im Roman – ja, im Groschenroman –, glühend wie im Zarah-Leander-Film: Ich war außer mir. Meta machte sich Sorgen, sie wollte schon den Arzt bestellen, so habe sie mich noch nie gesehen, wahrscheinlich Fieber, das müsse was Ernstes sein, und vielleicht wäre das gar nicht einmal falsch gewesen: ein Arzt, der mir sagen konnte, wie alt ich war, was ich noch zu erwarten, was ich noch zu geben hatte, was nicht.

Aber ich wollte nichts hören, von niemandem, und ich war überzeugt, daß ich nichts weniger brauchte als einen Arzt. Als ich dann Victoria von Birgit und mir erzählte, zögernd zuerst, fand ich bei ihr nicht nur ein unerwartetes Verstehen sondern sogar Zuspruch, Ermutigung: »Aber natürlich – warum denn nicht?! Wenn Birgit selbst –.« Und vor allem sei die Familie ja wirklich ausgezeichnet. So kam es zu der Blankeneser Hochzeitsfeier, und so kam Birgit zu mir in mein Haus. Dazwischen lagen allerdings noch die beiden Wochen unserer Hochzeitsreise, und eigentlich hätten wir da schon wissen müssen, beide, daß es für uns keine Dauer geben konnte.

Was Birgit in mir suchte und sah, das habe ich nie herausgefunden – vielleicht ihren Vater und dazu dann alles das, was ihr Vater ihr nicht geben konnte, weil er ihr Vater war. Ich fand in Birgit vor allem Jugend – meine eigene, längst vergessene Ju-

gend, die ich nie richtig gelebt hatte –, und ich fand Schönheit und Schönheitssinn: Das faszinierte mich, verzauberte mich, obwohl ich hätte wissen können, wissen müssen, daß nichts so fragwürdig ist wie die Jugend – nur der Tod kann sie retten – und nichts so vergänglich wie das Schöne.

Ich will versuchen, eine Skizze von Birgit zu entwerfen – gezeichnet mit meinen Mitteln, aus meiner begrenzten Perspektive, die ihr gewiß nicht gerecht werden kann –, damit vielleicht verständlich wird, was mir mit ihr und ihr mit mir geschah. Sie war das ziemlich späte erste Kind ihrer Eltern; vor allem aber war sie die späte Liebe ihres Vaters, der nur wenige Jahre älter war als ich. So wohnte sie auch dann noch, als sie längst ihr eigenes Leben hätte verantworten sollen, in Haus und Park ihrer Eltern. Dabei hatte sie sich zu einem Frauentyp entwickelt – und hatte diesen Typ offenbar bewußt bewahrt –, der dem Ideal ihres Vaters entsprach: das Mädchenbild der 20er Jahre, das auch meine Träume von Anmut und Schönheit bestimmte – eine schlanke, biegsame Gestalt, ein sicherer Gang, ein selbstbewußtes Gesicht unter sportlich kurzen Haaren, ein offener Blick. In jedem besseren Stummfilm jener Jahre hätte Birgit eine Rolle spielen können, und ihre helle, klingende, klare Stimme ergänzte das Bild ganz selbstverständlich. Dabei wirkte sie nicht eigentlich wie ein Mädchen, so mädchenhaft – und auch ein wenig pagenhaft – sie sich zu geben wußte. Sie war ein Girl, insofern vielleicht schon ein bißchen altmodisch, Dos Passos und Hemingway, auf jeden Fall aber sehr eigenartig, eigenwillig und eben anders als andere Frauen ihres Alters.

Wie sie ihrem Vater gefiel, so gefiel sie mir auf den ersten Blick: Ein Traum schien für mich plötzlich Wirklichkeit geworden zu sein, und das eigentlich Wunderbare dabei war, daß Birgit meine Zuneigung sogleich und offenbar ohne Vorbehalt erwiderte.

Früher habe ich gelegentlich schon erwähnt, daß der körperliche Eros für mich von jeher nicht so bestimmend und beherrschend war wie für andere Männer, und ich muß hinzufügen, daß meine erste Frau mich auch darin verstand: Sie forderte nichts

von mir, was ich ihr nicht von mir aus hätte geben wollen. Birgit war ganz anders, auch darin, und deshalb wurde schon unsere Hochzeitsreise eine Kette von quälenden Nächten, quälenden Tagen: Wir konnten uns nicht lieben. Mit jedem Tag, jeder Nacht unserer Reise nahm unsere gespannte Erschöpfung zu. Der Schiffsarzt gab uns Sedative und Stimulantien. Mit meinen mehrfach wiederholten Beschwerden über die unzureichende Klimaanlage unserer Kabine drang ich bis zum 1. Offizier vor und erreichte schließlich, daß wir auf das Promenadendeck umziehen konnten. Doch als wir in Venedig wieder an Land gingen, waren wir nur noch müde, zerschlagen, gleichgültig. Mit dem Schlafwagen fuhren wir nach Norden, und in dem engen stickigen Abteil kamen wir zusammen, nur dieses eine Mal und niemals wieder.

Wir konnten darüber nicht sprechen, lebten nebeneinander her, bemüht höflich, freundlich, kultiviert, bis die Fremdheit zwischen uns übermächtig wurde – Kälte kam auf, Mißmut, Geiztheit, manchmal beinahe schon Feindseligkeit; die Schönheit gefror, die Jahre zeigten ihre Klauen – wir wurden einander fremd, fremder als Fremde.

Meine Versuche, wieder zu schreiben, scheiterten. Ich mühte mich ganz konzentriert, immer wieder, den Punkt zu finden, von dem aus ich einen neuen Weg – oder den alten in anderer Richtung – gehen könnte. Aber die Leere hinter mir lähmte mich, ich fühlte mich beraubt, betrogen, mein Leben war nichtig und nutzlos geworden, und wenn ich dann wieder entmutigt aus meiner Arbeitshöhle hervorkam, trafen mich Birgits skeptische, ironische Bemerkungen, warfen mich erbarmungslos auf mich selbst zurück, und ich mußte einsehen: Da war nichts mehr – ich war nicht mehr ich.

Auch Birgits Bemühungen um Aufträge für kunstwissenschaftliche Gutachten und Expertisen hatten in diesen Monaten kaum einmal Erfolg, möglicherweise zufällig, oder es fehlte jetzt der sanfte Nachdruck, mit dem bis dahin Name und Ansehen und Einfluß ihrer Eltern, vielleicht auch ein gelegentlicher Hinweis der väterlichen Kanzlei geholfen hatten. Das wäre für Birgit kein Grund zur Beunruhigung gewesen; die Erträgnisse meines Vermögens reichten leicht für uns beide aus, und außerdem hatte ihr Vater ihr ein gut rentierendes Mietshaus übereig-

net, so daß sie unabhängig war. Doch das ständige Mißlingen in dem, was wir für unsere Berufe ansahen, erhöhte noch die Spannungen und Verkrampfungen zwischen uns.

Im Grunde lag unser Scheitern wohl daran: Wir hatten beide nie eine Liebe erlebt, die bis ans Äußerste ging, bedingungslos, bis ans Ende, und beide waren wir dafür jetzt zu alt. Das große Glück läßt sich nicht in kleiner Münze bezahlen, und für das kleine Glück waren wir nicht klug genug.

Zunächst waren wir noch wochenlang vollauf damit beschäftigt, uns in dem Haus gemeinsam einzurichten. Birgit hatte für die Zimmer im Obergeschoß ihre eigenen Möbel kommen lassen – alles Überflüssige der alten Einrichtung war in den kaum noch benutzten Kellerräumen abgestellt worden –, dazu auch einige Bilder, deren Wert mir allerdings viel zu hoch angesetzt schien, als wir über die nun notwendige Erhöhung der Hausratversicherung berieten. Doch Birgit wußte Vergleichszahlen, die meine Vorstellungen korrigierten, und als sie bei dieser Gelegenheit den Wert meiner Habe schätzte, fand sie heraus, daß ich bei weitem unterversichert gewesen war, vor allem mit kostbaren Sammlerstücken alten Porzellans und mit den Gemälden, die mein Großvater seinerzeit bei einer adeligen Haushaltsauflösung en bloc ersteigert hatte: Sein Traumhaus brauchte einige würdige Bilder, und deshalb hatte er die Landschaften in niederländischem Stil, das stark nachgedunkelte Seestück sowie das leuchtende flämische Tulpenbild erworben.

Ich war mit dieser kleinen Sammlung immer zufrieden gewesen und hatte nur, eigentlich mehr zufällig, ein einziges Bild dazugekauft, auf einer Berliner Auktion in den 30er Jahren, zu der ich Victoria begleitet hatte: ein goldgerahmtes Porträt aus dem 18. Jahrhundert, unbezeichnet, unsigniert, das mich damals vom ersten Augenblick an seltsam angezogen hatte – ein schöner Jüngling in weißem Uniformrock, goldbestickter roter Weste, ein Prinz offenbar oder ein junger Fürst, das schmale, nachdenkliche Gesicht unter einer weiß gepuderten Perücke, die Augen dunkel und träumerisch, die roten Lippen sinnlich aufgeworfen. Viel später erst ist mir bewußt geworden, daß mich in diesem Bild der Zusammenklang von Jugend, Schönheit und Anmut – verloren längst, verdorben – faszinierte, der Zauber eines schö-

nen jungen Mannes – vergebens suche ich nach einem anderen Wort als dem einfachsten: schön –, der an tief Verborgenes in mir rührte, vielleicht an Verbotenes.

Gerade dieses Bild, dessen Herkunft mir unbekannt war, von dessen Wert ich keine Vorstellung hatte – vergebens hatte Victoria damals versucht, mich zurückzuhalten: Ich hatte meine Hand so lange hochgestreckt, bis das Bild mir gehörte, mir allein, und sehr bald hatte ich dann vergessen, welchen Preis ich dafür hatte zahlen müssen – gefiel auch Birgit ausnehmend, und ich überließ es ihr gern für ihr Arbeitszimmer, weil es für mich ein Stück von mir selbst war, das nun immer bei ihr sein würde – etwas, das uns verbinden, das uns vielleicht helfen, vielleicht retten konnte.

Ich glaube nicht, daß Birgit nur den rechnerischen Wert des Bildes gesehen und gemeint hat, als sie es sich dann zum Geburtstag wünschte. Daß es kostbar war, ahnte ich wohl; doch Zahlen und Geld waren mir vollkommen gleichgültig, und hier besonders – es war das zauberische Gemälde selbst, das für mich zählte, meine Träume darin, meine Erinnerungen und eben auch die stille Hoffnung, wir könnten über dieses Bild vielleicht doch noch zusammenfinden. Daß es am Ende dann so etwas wie ein Sinnbild für unsere endgültige Trennung wurde – wenn auch gewiß nicht der Anlaß dazu: Als der Schnitt vollzogen wurde, war längst alles geschehen und nicht mehr zu ändern –, scheint mir kein Zufall zu sein.

Birgit hatte bald herausgefunden, daß der Porträtierte ein österreichischer Erzherzog war, Leopold II., Großherzog von Toskana, ein Sohn Maria Theresias, gemalt im Jahre 1769 in Rom von dem berühmten Bildnismaler Pompeo Batoni. Offenbar handelte es sich bei diesem Gemälde, schrieb Birgit in einem Gutachten, das ich mir aufbewahrt habe, um eines der beiden Porträts, die schon Hans Posse in seinem Batoni-Aufsatz in Thiene-Beckers Allgemeinem Lexikon der bildenden Künstler (3. Band, Leipzig 1909) erwähnt habe. Als nämlich 1769 Kaiser Joseph II. in Rom mit seinem Bruder Leopold zusammengetroffen sei, habe Batoni den Auftrag erhalten, dieses Ereignis in einem repräsentativen Doppelporträt zu verewigen. Batoni habe aber zunächst einmal zwei einzelne Brustbilder der Brüder angefertigt, die als Grundlage für das große Doppelbildnis dienten. Diese Einzel-

porträts habe auch Ernst Emmerling in seinem Buch »Pompeo Batoni, Sein Leben und Werk« (Darmstadt 1932) als Vorarbeiten genannt, und Emmerling ebenso wie Posse habe die Bilder als auf Burg Birlinghoven zu Stieldorf/Siegbkreis befindlich bezeichnet. Nach Auskunft des Landeskonservators Rheinland seien die fraglichen Porträts allerdings jetzt nicht mehr in der Birlinghovener Sammlung vorhanden: Das Schloß habe mehrfach den Besitzer gewechselt, und offenbar seien dabei in den 20er und 30er Jahren einige bedeutende Gemälde verkauft worden.

Birgit hatte daraus geschlossen, unser Bild müsse eines der ehemals Birlinghovener Porträts sein. Mir schien das eine recht verworrene und verwirrende Geschichte, die dadurch noch komplizierter wurde, daß Birgit darauf bestand, selbst nach Wien zu reisen, um dort die originalen Doppelporträts von Batoni zu besichtigen. Es gab davon nämlich zwei einander sehr ähnliche Fassungen. Seinerzeit hatte das Doppelbildnis ihrer Söhne bei der Kaiserin Maria Theresia soviel Beifall gefunden, daß Batoni nicht nur mit kostbaren Geschenken und der Erhebung in den Adelsstand belohnt worden war: Gleichzeitig hatte er den Auftrag erhalten, das Bild noch einmal – diesmal in ganzen Figuren – zu wiederholen.

Birgit stellte fest, daß das erste der großen Bilder sich im Kunsthistorischen Museum in Wien befinde, das zweite in Schloß Schönbrunn, Raum 15 im 1. Stock, an der Ostwand des Vieux-Laque-Zimmers. Von ihrer Wiener Reise kam sie dann aber mit der überraschenden Feststellung zurück, daß das Schönbrunner Bild – die zweite Fassung – verschwunden sei; an seiner Stelle hinge jetzt eine flauere, schlechte Kopie, die erkennbar nicht einmal nach dem Original angefertigt sein könne, was eine Photographie der österreichischen Nationalbibliothek eindeutig beweise, und offenbar sei in Wien bisher noch niemandem das Fehlen des originalen zweiten Batoni-Bildes aufgefallen.

Immer tiefer verstrickte Birgit sich in Fragen, Vermutungen, Hypothesen, und schließlich fuhr sie sogar ins Rheinland, weil sie das verschwundene Schönbrunner Doppelporträt auf Schloß Dyck bei Grevenbroich vermutete – ich weiß nicht mehr, weshalb. Das Bild meines Prinzen war für sie zum interessanten Fall geworden, der schöne Jüngling nur noch wichtig als ein kunst-

historisches Objekt in ungeklärten Beziehungen zu anderen Objekten: Ich hatte nichts mehr damit zu tun, gehörte in diese Zusammenhänge nur noch als der zufällige Käufer, wobei mir Birgit immerhin Geschmack und Gespür zugestand, alles in allem sei das Bild bestimmt eine vernünftige Investition gewesen – »Dich kann man schon mal schicken!«, meinte sie.

Ich war traurig. Ich konnte meiner Frau nicht erklären, wie wenig mich ihre Nachforschungen interessierten, wie wenig das alles mich betraf und wie gleichgültig mir war, ob das Prinzenbild am Ende dank ihrer Nachforschungen und Ermittlungen das Zweifache oder Dreifache an Wert gewonnen hatte. Ich hatte ihr ein Bild geschenkt, das mir sehr viel bedeutete, weil ich mich seinerzeit unbewußt mit dem Porträtierten identifiziert hatte, und die Identifikation war auch im langen Lauf der Jahre für mich nicht verblaßt. Birgit jedoch sah nur die historische und die kunsthistorische Figur; mich konnte sie darin nicht erkennen. Obwohl das gewiß verständlich war – inzwischen war ich schließlich einige graue Jahrzehnte älter als der Fürst –, schmerzte mich ihr Nichtverstehen. Vielleicht hätte ich lächeln sollen über meinen verlorenen Traum von Schönheit und Jugend. Aber das konnte ich nicht, und es ging jetzt auch gar nicht mehr um mich, es ging um uns.

Von ihrer Wiener Reise hatte Birgit mir eine Miniatur mitgebracht: »Für dich, mein Lieber! Hab' ich in Ansbach gekauft, gar nicht ganz billig, aber eine echte Trouvaille!« Denn wenn sie richtig sehe, sei das ein zeitgenössisches Porträt von Kaspar Hauser, der seinerzeit in Ansbach ermordet worden sei, auch er wahrscheinlich ein Prinz und irgendwie habe sein Ausdruck sie an mich erinnert.

Ich war betroffen. Die Miniatur zeigte einen Jüngling in blauem Kavaliersrock, weißer Halskrause, mit einem fast alterslosen, ausdruckslosen Gesicht unter schütterten Haaren, und er wirkte tatsächlich sprachlos, sah am Betrachter vorbei mit Augen, die nichts wußten und nichts wissen wollten – ein geschlagener, ein gebrochener Mensch. Vielleicht habe ich damals, als wir nicht mehr miteinander reden konnten, wirklich so ausgesehen für Birgit: geschlagen. Es gab keine Sprache mehr zwischen uns.

IV.

Sie haben mich nicht einmal gefragt. In der vergangenen Woche hörte ich unten noch die Handwerker, Poltern und Rufen und Klopfen und Schritte, dazu das ärgerliche Lärmen des Kofferradios, Geschäftigkeit, Stimmen. Dann war es plötzlich still, und die neue Abschlußtür zum Treppenhaus, rötlich gebeiztes Holz mit einem blinden Knopfauge in der Mitte, war geschlossen – ich habe keinen Schlüssel für das Sicherheitsschloß, natürlich, das ist nicht mehr meine Wohnung. Doch wegen der Mieter hätte Fritz mich eigentlich fragen müssen.

Vor meiner Tür stand plötzlich der junge Klitzke – »Ja, natürlich: Jochen Klitzke, Sie kennen mich doch!« –, am Mittwoch kämen die Möbel, er wolle jetzt schon mal durchheizen, und auf gute Nachbarschaft dann, wir würden uns sicher nicht stören, und wenn mal was sei, also es werde bestimmt nichts sein, und sonst könne man ja telefonieren. Er sah mich abschätzend, wenn auch nicht unfreundlich an, und inzwischen weiß ich auch, weshalb: Gleichzeitig mit dem Mietvertrag hat die Firma Janus & Varena der Familie Klitzke ein notarielles Vorkaufsrecht auf das Haus eingeräumt, das allerdings erst dann ausgeübt werden kann, wenn mein Wohnrecht erloschen ist, wenn ich nicht mehr da bin – kurz: nach meinem Tode.

Ich hätte gewiß nichts gegen den jungen Klitzke einzuwenden gehabt. Aber Fritz hätte mich fragen sollen, meine ich, oder er hätte mir wenigstens vorher sagen sollen, daß Jennys Enkel hier einziehen wird – Victoria hat es doch auch gewußt. Aber sie haben mir nichts gesagt, kein Wort, keine Andeutung, und damit haben sie mir zu verstehen gegeben – im Grunde war das für mich natürlich nichts Neues –, wie gleichgültig ich ihnen bin: ein alternder, alter Mann, der noch lebt, wie lange denn noch, der lästig ist, noch immer.

Manche Erinnerungen werden im Alter blaß, verlieren ihre Konturen, selbst Ängste trocknen zu Schatten ein – vieles war gar nicht so wichtig am Ende, ist nicht mehr wichtig jetzt. Anderes aber vergißt sich nicht, über Jahrzehnte bleiben die Farben frisch, das Böse schmerzt wie gestern, verkümmerte Hoffnun-

gen wuchern in Träume hinein: Es gibt Erinnerungen, die nicht altern – wir leben mit ihnen, leben durch sie –, und es gibt Namen, die man nicht vergißt. De Vries ist so ein Name für mich – und mehr als nur ein Name.

Die Häuser unserer Straße wurden fast alle um die Jahrhundertwende gebaut. Es waren moderne Häuser, als wir einzogen, prächtige Häuser allesamt, geräumig und würdig, die reichste Straße der Stadt, die vornehmste allemal, wo der Sänitätsrat Cornilsen wohnte, nebenan der Justizrat Berkemeyer, der Baumeister Koch und der pensionierte Amtsrichter von Gehlen, und auf der anderen Straßenseite, wo die Gärten langsam zum See hin abfallen, stand die Dienstvilla des Bürgermeisters; daneben wucherte der Garten des Oberlehrers Jemmer, der seine Baupläne erst Mitte der 30er Jahre verwirklichen konnte, und auf dem Eckgrundstück, doppelt breit, lag mächtig mit Zinnen und Türmen und einem richtigen altdeutschen Altan das ziegelrote Wohnhaus der Familie de Vries, beinahe ein Schloß.

Von Jenny de Vries hätte ich vielleicht schon früher erzählen sollen. Aber ich stehe noch immer am Anfang, ohne zu wissen, ob ich jemals ein Ende erreichen werde – mit jedem Faden, den ich aufnehme, verdichtet und erweitert sich das Netz, in dem ich mich selber einfange. Manchmal lasse ich meinen Kugelschreiber kritzeln, was er will, Striche hinauf und hinab und quer, ohne Sinn, schräge Parallelen, auch Kreise, Schnecken, Rosen, Spitzen, ein verworrenes Durcheinander von Strukturen, wie sie meiner Hand eben einfallen – weil mir sonst nichts einfällt –, und ähnlich geht es mir mit meinen Erinnerungen: Ich schreibe oft einfach dies und das zusammen – vielleicht, daß sich zuletzt doch noch ein Ganzes daraus bildet, trotz aller Fehlstellen und Fehler, trotz allem.

Manchmal allerdings zögere ich und weiß nicht mehr weiter; dann fühle ich plötzlich Widerhaken und Widerstände in mir, ich spüre Narben, die niemals ganz verwachsen sind – und wer rührt schon gern an seine Narben?

Als Kinder haben wir oft miteinander gespielt, mit Jenny de Vries und mit ihrem Bruder Jochen, manchmal in unserem Hause – im Halbdunkel unter dem Dach bauten wir uns eine Höhle und warteten stumm auf den Nis Puk –, meistens aber drüben

in dem gepflegten Garten, der fast schon ein Park war und am See einen eigenen Bootssteg hatte – gern ruderten wir hinaus auf den See und manchmal bis an das Grebiner Ufer hinüber.

Jochen war etwas älter als Victoria, ein stiller, scheuer, nachdenklicher Junge, der sich Victoria lächelnd unterordnete; Jenny war einige Jahre jünger als ihr Bruder, zu jung für meine Schwester, für mich eigentlich viel zu alt: Es lagen mehr als drei Jahre zwischen uns, wir lebten in verschiedenen Welten und Zeiten. Als Jenny verlobt wurde, Anfang 1923, sie war gerade 19 geworden, lasen wir in der Obertertia »Wilhelm Tell« mit verteilten Rollen: »Hat Euch der Burgvogt an der Ehr' geschädigt?« – »Daß er sein bös Gelüsten nicht vollbracht, Hat Gott und meine gute Axt verhütet.«

Ich kann nicht einmal sagen, daß ich für Jenny de Vries geschwärmt hätte – schon eine derartige Beziehung lag außerhalb unserer Vorstellungen. Aber ich mochte sie sehr gern, und ich hing an ihr, zumal da wir uns immer mit wenigen Worten verstanden. Ihr erzählte ich sogar – denn sie wußte nichts davon – vom Wilden Jäger und vom Walde Isarnho mit seinen Geheimnissen, von den Witten Wievern und von den Unterirdischen, die manchmal als dicke Kröten ans Tageslicht kommen und am liebsten unter Holunderbüschen sitzen und kleine Goldkronen tragen, und gemeinsam lauschten wir im hohen Schilf auf das Fröschequaken.

Bei unseren Spielen bildeten wir meistens eine Partei gegen Jochen und Victoria, und Jenny machte es ebensowenig aus wie mir, daß wir dabei fast immer verloren – ich glaube fast, sie wollte gar nicht gewinnen. Schon als Kind war sie nicht eben schön, nicht einmal ansehnlich. Sie hatte das schmale, strenge Gesicht ihrer Mutter – einer geborenen Hochgreve –, sah aber mit ihren grauen Augen so offen und so freundlich in die Welt, daß eigentlich jeder ihr zugetan war – man vergaß einfach darüber nachzudenken, ob sie hübsch sei oder häßlich, die Begriffe taugten nicht für sie, und niemandem wäre es eingefallen, den Reichtum ihrer Familie gegen sie aufzurechnen, obwohl das pralle Wohlleben der de Vries' manchem ärgerlich in die Augen stach.

Die Familie de Vries war in drei tüchtigen Generationen mit einem Holzhandel wohlhabend geworden, der weit über die Stadt

und sogar über die Grenzen hinausreichte. Jennys Vater allerdings kümmerte sich nur noch so viel um das Geschäft, wie das unbedingt notwendig erschien. Er war der Bauherr des schloßähnlichen Hauses schräg gegenüber, er reiste gern und er speiste gern, trank dabei immer vom Besten, auch einem Spielchen war er nie abgeneigt, und die wechselnden Bedienungen im Gasthaus »Zur krummen Eiche« schätzten seine generösen Trinkgelder und boten ihm alles, was er wünschte und brauchte, bis der Tod ihn gerade dort ereilte: Er erstickte an einer Gräte in den Quenelles de Brochet – Hechtklößchen nach Art des Hauses –, als er über einen kräftigen Herrenwitz des Justizrats ins Lachen kam und nicht wieder aufhören konnte zu lachen: »Also das – nein – also – also nein! Nein!«

Jochen de Vries, Reserveleutnant, nahm sofort seinen Abschied vom Freikorps von Pfeffer und setzte sich an den Schreibtisch seines Vaters. Als dann ein Jahr später Jochens Nachlaß geordnet werden mußte – Klitzke hatte den Chef morgens in seinem Bürosessel gefunden, die Pistole noch in der Hand –, schwollen die Gerüchte an, die Firma stehe vor dem Konkurs. Die Stadt wollte wissen, der junge Herr de Vries sei wie sein Vater etwas leichtlebig gewesen, und seine Versuche, Verluste am Spieltisch durch Spekulationen aufzufangen, seien fehlgeschlagen – insbesondere von zweifelhaften Dollargeschäften war die Rede. Es dauerte jedenfalls nur noch ein halbes Jahr, bis die Honoratioren in ihrer Morgenpost die Verlobungsanzeige von Jenny de Vries und Friedrich Wilhelm Klitzke fanden, zweiseitig und auf feinstem Friedens-Bütten gedruckt. Am gleichen Nachmittag besuchte Jenny meine Mutter, und ich hörte sie lange weinen.

Klitzke – jetzt nur noch Herr Klitzke – war kurz vor dem Kriege als Handlungsgehilfe bei der Firma de Vries eingestellt worden, ein untergesetzter, ziemlich beliebter junger Mann mit rötlichem Schnurrbart, die störrischen Haare immer ein wenig zu glatt pomadisiert, die Anzüge etwas zu sportlich kariert. Er kam, nachdrücklich empfohlen von einem Geschäftsfreund, aus dem Mecklenburgischen, und bald tat er sich in der Firma durch besonderen Arbeitseifer, ebenso aber auch durch Gewandtheit und kaufmännische Fähigkeiten hervor. Seine angestrebten Versuche allerdings, Zutritt zur bürgerlichen und damit zur besseren Ge-

sellschaft der Stadt zu finden, scheiterten ziemlich kläglich. Die »Harmonie« nahm ihn nicht als Mitglied auf. Seine etwas zu großen Visitenkarten lagen überall herum – auch bei uns –, ohne daß er bei privaten Einladungen berücksichtigt worden wäre, es sei denn, es fehlte gerade der vierzehnte Gast. Die »Liedertafel« fand seine Stimme zwar bemerkenswert kräftig, aber im Timbre doch nicht recht passend für den Chor, leider, und als er sich schließlich bei der Freiwilligen Feuerwehr anmeldete, wurde er dort zur bevorzugten Zielscheibe von deftigen, meistens recht feuchten Späßen, so daß er sich nach einiger Zeit mit der Rolle eines fördernden Mitgliedes begnügte.

Er war und er blieb in der Stadt unbeliebt, das mindeste zu sagen, und auch die Bürgertöchter, die er bei den winterlichen Tanzvergügungen mit etwas feuchten Händen etwas zu fest an sich drückte, konnte er nicht für sich gewinnen, nicht einmal die älteren Jahrgänge, zumal da er dazu neigte, zwei oder drei Gläser mehr zu trinken, als ihm bekömmlich war, so daß er sich in vorgerückter Stunde oft als ein wenig angenehmer Krakeeler darstellte. Seine Reputation wurde auch dadurch nicht besser, daß er in den rauschhaften ersten Tagen und Wochen des Weltkrieges, als jeder Mann begeistert zu den Fahnen eilte, ein ärztliches Attest neueren Datums vorbrachte, das ihn als schwer herzleidend auswies, so daß er wohl oder übel – mehr wohl als übel, wie die Stadt einhellig urteilte – darauf verzichten müsse, dem Vaterlande mit der Waffe in der Hand zu dienen.

In der Firma de Vries allerdings wurde er gerade in diesen Jahren mehr und mehr unentbehrlich, zuerst im Kriege, mehr noch aber in der wirren Zeit danach, und wenn ihm auch nicht nachzuweisen war, daß er von den gefährlichen Spekulationen des jungen Herrn gewußt hatte, so konnte es doch keinen Zweifel geben, daß er mit den Bilanzen der Firma und ihren Hintergründen völlig vertraut war, vielleicht sogar etwas mehr als eigentlich wünschenswert. Auf jeden Fall schien Jennys Mutter schließlich noch erleichtert, als Friedrich Wilhelm Klitzke – im neuen Cutaway – um die Hand ihrer einzigen Tochter anhielt. »Wenn Schiet wat wart!«, sagte Tante Julchen.

Die knappe – und gewiß ungerecht verkürzende – Skizze mag andeuten, weshalb die wechselseitigen Beziehungen der Familien seit Jennys Hochzeit – von uns hatte leider niemand daran teilnehmen können, die Firma Janus & Varena begnügte sich mit einem Glückwunsch-Telegramm – zu einer sehr formellen Höflichkeit eingeschrumpft waren. Man schickte einander bei passenden Gelegenheiten – durch den Gärtner Stegemann – Blumen und Kränze, entbot sich auf der Straße artig die Tageszeit und traf sich gelegentlich bei Jubiläen und Beerdigungen; sonst aber wurden Kontakte beiderseits nach Möglichkeit vermieden. Jenny besuchte mich, als meine Mutter gestorben war, und ich brachte Christian, ihrem Ältesten, zur Konfirmation eine versilberte Rauchtischgarnitur hinüber, wurde zu Kaffee und Kognak genötigt und mußte mir anhören, wie Herr Klitzke – das war im März 1939 – vollmundig und mit immer noch durchdringender Stimme die überlegene Friedenspolitik unseres Führers rühmte: »Jawoll! Und darauf, meine Herren, nicht wahr: Sieg Heil!«

Ich übertreibe wirklich nicht. Sonst wäre Jenny auch nicht so gewesen, wie sie geworden war – kühl, höflichfreundlich, sehr weit entfernt von mir und den vertrauten Gesprächen unserer Kindheit. Gewiß, ihr Mann war sicher mehr als nur ein Stickmüstertuch mäßiger Charakterzüge: Kein Mensch ist nur tadelnswürdig, keiner nur unsympathisch oder gar schlecht. Es dürfte aber nicht ganz falsch sein, wenn ich sage, daß bei Herrn Klitzke die unangenehmen Eigenschaften überwogen oder doch sehr viel deutlicher hervortraten als andere, so daß der Umgang mit ihm nicht immer einfach und selten erfreulich war.

Dabei konnte niemand bestreiten, daß er die Firma de Vries in schwierigen Zeiten zu neuer Blüte geführt hatte. Offenbar besaß er ein besonderes Gespür für kommende Entwicklungen, und danach traf er, erforderlichenfalls auch rücksichtslos, seine Entscheidungen. So hatte er noch kurz vor 1933 verstanden, seine bewährten deutschnationalen Überzeugungen gegen die schlagkräftigen und offenbar zukunftssträchtigeren Parolen der neuen Zeit auszuwechseln, und er knauserte auch nicht mit einem Hundertmark-Schein, wenn es galt, bedürftige SA-Männer zu unterstützen, die für ihren anstrengenden Dienst als Wache im städtischen Konzentrationslager nur mit drei Mark täglich ent-

lohnt wurden – »Also das geht doch wirklich nicht!«, meinte Herr Klitzke mit väterlichem Wohlwollen und legte noch einen grünen Zwanziger für den nächsten Kameradschaftsabend bei.

Andererseits erwies er sich auch als hilfsbereit, als der Lehrer Bernstein sein Haus verkaufen mußte, um die Kautions für die Einwanderung seiner beiden Kinder nach Palästina aufbringen zu können – über den Kaufpreis sprach er allerdings nie –, und als der dienstenthobene Bürgermeister Dr. Steenbock sich, nach Entlassung aus der Schutzhaft, in Hamburg als Rechtsanwalt niedergelassen hatte, ließ die Firma de Vries ihm hin und wieder kleine Aufträge zukommen, was sich dann später, in der heiklen ersten Nachkriegszeit, vorteilhaft für Herrn Klitzke auswirkte. Ebenso gelang es ihm 1945 überraschend schnell, gute, ja, freundschaftliche Beziehungen zu einflußreichen Vertretern der britischen Besatzungsmacht zu knüpfen – zeitweise sprach er damals Deutsch nur noch mit einem sehr eigenwilligen englischen Akzent –, und sein Sohn Karl, der freiwillig – und mit Auszeichnung – bei der Waffen-SS gedient hatte, wurde bald entlastet, nachdem er im Herbst 1946 plötzlich wieder aufgetaucht war.

Weil Christian schon 1943 in Rußland verschollen war, bei einem Partisanen-Einsatz, kam die Familienfirma auf Karl, über den ich wenig zu sagen weiß: In Redeweise und Gehabe ähnelt er so sehr seinem inzwischen an einer Leberzirrhose verstorbenen Vater, daß ich keinen Anlaß gesehen habe, mich um seine nähere Bekanntschaft zu bemühen. Deshalb bin ich auch in den letzten Jahren nur noch sehr selten in dem Haus schräg gegenüber gewesen, so gern ich ab und zu mit Jenny gesprochen hätte, die mir manchmal vom Altan aus zuwinkt.

An Jochen Klitzke, der jetzt mit seiner jungen Frau bei mir wohnen wird, erinnerte ich mich recht gut aus jener Zeit – das muß 1962 oder 1963 gewesen sein –, als er zwei- oder dreimal in jeder Woche zu Bernhard kam: Er hatte Schwierigkeiten in der Schule, vor allem mit der Mathematik, und Bernhard half ihm gern und sparte das so verdiente Geld für ein Leichtmotorrad, das ich meinem Sohn nicht kaufen wollte.

Damals lebte Luise noch, sie war gut mit uns beiden, und ich hatte noch Hoffnung für Bernhard. Das ist jetzt lange her. Im Grunde habe ich meine Hoffnungen noch immer nicht aufgege-

ben, natürlich. Aber ich weiß inzwischen, daß ich Geduld haben muß und daß es dabei auf mich auch gar nicht mehr ankommt: Meine Erwartungen und Wünsche zählen nicht, schon gar nicht zielgerichtete Überlegungen wie damals, als ich mir ständig Gedanken machte über ein mögliches Studium dieses seltsamen jungen Mannes, der mein Sohn war, über mögliche Berufe, an denen er Freude haben könnte, irgendein Fortkommen für ihn. Er war ganz anders als ich – Luise bestand allerdings darauf, daß wir auch manche gemeinsame Züge hätten –, und deshalb waren meine Gedanken für ihn eigentlich überflüssig, vertane Mühe. Was wäre das auch für ein junger Mensch, der nichts anderes im Kopf hat als das Bestreben, Vorstellungen und Wünsche seines Vaters zu realisieren, ein Sohn, der nicht seine eigenen Träume träumt, seine eigenen Ideen sucht?! Wie oft sind Väter unklug vor lauter Wissen, ja, beinahe dumm mit der Überfülle ihrer sorgsam gesammelten und gehüteten Erfahrungen, und so ein unkluger, sorgender Vater war ich auch. Heute weiß ich – allerdings heute erst, viel zu spät –, daß Bernhard die Welt von sich aus erkennen, daß er sie neu finden und erfahren mußte. Meine Erwägungen, meine Pläne, alle meine Bedenken und Ängste konnten nicht gelten, wenn er daranging, sich seine Welt zu schaffen – das alles ging ihn buchstäblich nichts an. Und er war eben so, wie er war, ein durchaus eigenartiger Mensch, und deshalb konnte er gar nicht anders: Er mußte sich von mir abwenden, ja, mußte sich gegen mich wenden und alle meine noch so vernünftigen Ratschläge ausschlagen, wenn es um seine Entscheidungen ging, so unsicher er mir auch schien in all dem, was er begann, rasch wieder verwarf, von neuem versuchte.

Das ist eine lange, nicht immer erfreuliche Geschichte, und ein Ende ist für mich nicht abzusehen – ich fürchte, wir werden uns lebenslang quälen. Ich erinnere mich sogar – beschämt – an ein plötzlich in mir aufkommendes Gefühl von Neid, als mir mein ehemaliger Schwiegervater – vor drei Jahren traf ich ihn beim Silberhochzeitsempfang von Fritz und Heidi Meier wieder, und es ergab sich, daß wir ein paar höfliche Sätze miteinander sprachen – auf meine Frage nach seinem Sohn mitteilte, er sei schon vor zwei Jahren gestorben, ein Unglücksfall, ertrunken an der sonnigen Küste von Guadeloupe: Ich sagte ihm mein Beileid,

sprach von Mitgefühl, dachte aber im selben Augenblick, daß es doch eigentlich besser sei, einen toten Sohn zu betrauern als sich ständig um einen verlorenen Sohn zu sorgen – wenigstens kämen dann keine falschen Hoffnungen mehr auf.

Das alles hat sicher auch damit zu tun – von mir aus gesehen –, daß ich selbst meinen Vater nicht richtig gekannt habe. Ich war deshalb nicht sicher, was für ein Vater ich meinem Sohn sein sollte. Es kommt hinzu, daß Bernhard mein einziges Kind ist: In seinem Wesen, in seinem Leben war alles angelegt – und zugleich begrenzt –, was ich von mir unmittelbar an die nächste Generation weitergeben konnte. Was Bernhard nicht war, was er nicht übernahm von mir, von meiner Art zu denken und zu sein, das mußte mit mir sterben. Inzwischen habe ich allerdings eingesehen, daß damit so viel auch wieder nicht verloren sein wird, zumal da die allwissende Demoskopie uns ja längst bewiesen hat, daß jeder Mensch nur ein ganz bestimmter Typ ist, den es in einer genau festgelegten Anzahl und Relation zu anderen Typen gibt – auf diese Weise liegen wir irgendwie immer im Trend, jedenfalls relativ, und es kommt gar nicht so sehr auf den einen einzigen Kopf an. Im übrigen geht es mir auch nicht um Erklärungen, ebensowenig um Entschuldigungen, zumal da eine gestörte Vater-Sohn-Beziehung gewiß nicht ganz selten ist, und das war früher nicht anders.

Auch Jochen Klitzke dürfte für seinen geschäftstüchtigen Vater nicht gerade der erträumte Nachfolger sein: ein Kaufmann, der nicht richtig rechnen kann! Schon als Kind erinnerte er, zart und zurückhaltend, sehr an seinen Großonkel, Jennys Bruder, und deshalb mochte ich ihn gern. Im Grunde ist er das genaue Gegenbild seines Vaters. Er wird deshalb wahrscheinlich kein leichtes Leben haben, und es steht dahin, ob auch er einmal das Familienerbe weitergeben kann. Dabei war es für ihn von früh an selbstverständlich gewesen, daß er die Firma de Vries übernehmen würde: Er war der Älteste, der Sohn, und seine Schwester zeigte kein Interesse am Handel mit Bauholz, Brennholz und Furnierholz – sie studiert seit vielen Jahren Ethnologie und Soziologie, und sie soll auch schon auf Demonstrationen gesehen worden sein. Jedenfalls, Jochen Klitzke wird wohl wissen, was es bedeutet, die sechste Generation zu sein: Auch die Klitzkes

beginnen irgendwann nachzudenken, und dann ist es aus mit der ungebrochenen Selbstverständlichkeit des Nehmens, Habens und Haltens.

Aber ich will, ich muß von Bernhard sprechen, für mich selbst ebenso wie für ihn, der diese Aufzeichnungen vielleicht einmal lesen wird. Zwischen uns ist so vieles ungesagt geblieben – und anderes ist so oft wiederholt worden, viel zu oft –, daß auch ein unzulänglicher Versuch wie dieser nicht ganz umsonst sein kann, mit Worten wenn schon nicht die Kluft zwischen uns zu überbrücken so doch so etwas wie ein Rufzeichen zu geben.

In den letzten Jahren haben wir uns nur noch selten gesehen, und wahrscheinlich war das gut für uns beide. Wir hatten immer Schwierigkeiten miteinander, und eigentlich ist es zwischen uns im Laufe der Jahre nur immer schwieriger geworden. Wenn wir länger beieinander sind als ein paar Stunden – nach dem üblichen: Wie geht's? Was machst du? Und was willst du jetzt? Ja, danke. Nein, danke. Na, meinetwegen –, zerfällt die Freundlichkeit, um die wir uns beide bemühen, und am Ende bleibt nicht einmal Höflichkeit. Die alten Narben, die alten Wunden brechen dann wieder auf. Wir befehlen uns mit Vorwürfen, Anklagen, Schmähungen, wollen nichts voneinander wissen, buchstäblich, schreien uns unsere enttäuschte Liebe ins Gesicht, grausam beide, beide ohne Nachsicht und ohne Einsicht – ein Fremder, der uns hörte, müßte sagen, daß wir uns hassen.

Manchmal bilde ich mir ein, daß ich in meinem langen Leben doch etwas gelernt habe, ein bißchen jedenfalls; aber dann muß ich wieder einsehen, daß ich heute bestenfalls so klug bin wie zuvor, ja, manchmal kommt es mir schon so vor, als befände ich mich in einem unaufhaltsamen Schrumpfungsprozeß. Einigen Menschen zwar habe ich ab und an helfen können mit meinem Wissen, meinen Einsichten, meinem Verständnis. Mir selbst aber kann ich nicht helfen und noch weniger meinem Sohn, sofern er meine Hilfe brauchen sollte – nicht einmal das weiß ich gewiß.

Ich bin nicht sicher in mir, und dasselbe gilt wohl für Bernhard. Zwar habe ich mittlerweile eingesehen, daß es auf ein paar tausend Tagebuchseiten mehr oder weniger nicht ankommt:

Nicht die Quantität zählt, im Gegenteil – heute ist es für mich schon beruhigend zu wissen, daß nur so wenig von all meinen Notizen übriggeblieben ist, so daß meine Spuren bald verwischt sein werden, undeutlich zuerst, unkenntlich am Ende. Aber ich weiß jetzt auch nicht mehr, wozu und warum ich wirklich gelebt habe; ich kann nicht sicher unterscheiden zwischen den wenigen Worten, die wirklich zählen und halten – auch solche Worte müßten sich eigentlich finden in meinen vielfältigen Kritzeleien –, und dem Sprachmüll, in dem und mit dem ich lebe, so wenig es mir gelingen will, aus meinen Vergangenheiten das herauszufiltern, was mehr war als Zufall und Ungefähr: Ich lebe und denke und schreibe ins Unbestimmte hinein – ich weiß noch immer nicht, wohin ich gehe, woher ich komme, und ich fürchte, das wird so bleiben, solange ich lebe.

Bernhard wurde im Januar 1944 geboren, ein kräftiges, gesundes Kind, unsere Freude, und er blieb unsere Freude über Jahre hin. Die Zeit war sehr unruhig damals, das Leben schien bedrängt und gefährdet, von Angst und Mangel und Not eingeschränkt, die Hoffnungen reichten kaum über die nächsten Tage hinaus. Seit dem Sommer 1943 wohnten wir nicht mehr allein im Haus. Die Zimmer im ersten Stock waren beschlagnahmt worden für »Ausgebombte«, wie sie amtlich bezeichnet wurden und wie sie selber sich nannten: Frau Steenbock war mit ihren beiden halbwüchsigen Töchtern eingewiesen worden, die Witwe unseres ehemaligen Bürgermeisters, die aus dem Hamburger Feuersturm nur einen einzigen Koffer mit Akten und Unterlagen sowie ein silbergerahmtes Photo des kürzlich verstorbenen Intendanturrates Dr. Steenbock gerettet hatte.

Im Februar 1945 zogen dann noch Herr und Frau von Kopetzky in die beiden leerstehenden Dachkammern ein, Gutspächter aus Hinterpommern, die an der Oder ihren Treck verloren hatten – weder die Schwiegertochter mit den drei Enkeln noch das Gesinde sahen sie jemals wieder, keinen Wagen, kein Pferd, weder Kisten noch Koffer; nur eine Aktentasche mit Pachtverträgen und Versicherungspolice trug Herr von Kopetzky bei sich, dazu eine halbe Speckseite, die seine Frau nach und nach in winzige Würfel schnitt, so daß fast jeden Abend der Duft nach besseren Zeiten durch Diele und Treppenhaus wehte, bis auch in Kopetzkys Koch-

topf schließlich nur noch wässrige Runkelrüben – sonntags veredelt mit zwei oder drei Kartoffeln – zu finden waren.

Wir hatten die durchgehenden Wohnzimmer im Erdgeschoß für uns behalten und mit Betten, Liegen, Vorhängen eingerichtet, so gut es sich machen ließ. Meta wohnte weiter in ihrer Dachkammer, und die Küche teilten wir uns mit den anderen Bewohnern des Hauses – ein mißlicher, für Meta eigentlich unzumutbarer Zustand, den sie immer wieder heftig beklagte, wobei sie ihre Zweifel an der herrschaftlichen Herkunft der Familie von Kopetzky keineswegs unterdrückte: Die wußten nicht einmal, daß man für Silber, Glas und Porzellan verschiedene Geschirrtücher zu benutzen habe, stellte sie fest, und ihr Ton sagte unmißverständlich, was von solchen Edelleuten zu halten sei.

Den gegebenen räumlichen Zwängen mußte aber auch Meta sich fügen, und weil die Küche mit dem mächtigen Kohleherd im Winter zeitweise der einzige Raum des Hauses war, in dem man es, eingehüllt in Mäntel und Decken, überhaupt aushalten konnte – es waren für jeden Haushalt drei oder vier gezählte Zentner Briketts für den ganzen Winter zugeteilt worden, dazu noch pro Kopf ein halbes Festmeter frisch geschlagenes und daher feuchtes Brennholz aus dem Wendischen Wald –, entwickelte sich rund um den Küchentisch herum etwas, das man unter anderen Umständen gesellschaftliches Leben hätte nennen können.

Hier, in diesem engen Umkreis sehr verschiedenartiger Menschen, wuchs Bernhard heran. Hier lernte er laufen, hier begann er zu sprechen, und in vielfarbigen Berichten und Erzählungen hörte er hier zuerst von der Welt und von der widrigen Zeit, die alle diese Onkel und Tanten bei seinen Eltern zusammengetrieben hatte: Weit mehr als andere Kinder lebte er von früh an in einem Gespinnst von Geschichten.

Vor allem an den dämmrigen Winternachmittagen und an den Abenden im sparsamen Licht der alten Petroleumlampe – oft gab es keinen Strom – erhielt seine Vorstellungswelt Farben und Konturen, wenn Kopetzky's immer wieder Schloß und Park und die ererbten Silberschätze aufglänzen ließen, wenn sie von winterlichen Schlittenfahrten durch endlose Wälder erzählten und von den dumpfen Gesichtern der polnischen Erntearbeiter im heißen Juli – »Aber treu waren sie, einmalig!« –, wenn Meta in

ständig Wort für Wort wiederholten Geschichten die gute alte Zeit beschwor, durch die sie als ein braves kleines Mädchen sprang, und Herr Janus hatte ihr freundlich über den glatten Scheitel gestrichen, Frau Janus hatte ihren Fleiß gelobt, und manchmal wußte sie auch Sprüche und Reime und seltsame Märchen, während Frau Steenbock, die trotz der abgezählten Kalorien kaum etwas von ihrer Fülle eingeüßt hatte – »Die Suppen!«, klagte sie, »Die Wassersuppen!« –, ein ums andere Mal mit nie gedämpfter Bitterkeit von der ungerechten Verfolgung und Entlassung ihres Mannes berichtete, der stets national gedacht und immer nur seine Pflicht getan habe, bis zum Letzten, für Deutschland, und auch das Oberlandesgericht habe für ihn entschieden, und wenn nicht Ortsgruppenleiter Haftig gewesen wäre, der selbst Bürgermeister werden wollte, und er sei es dann ja auch geworden, obwohl er nur Obersekretär beim Bauamt gewesen sei und ganz und gar ungebildet –.

Ihre Tochter Irmintrud flehte sie an, endlich davon zu schweigen, bitte sehr, bitte, und dann erzählte Dorchen Steenbock von ihren Puppen, die alle in Hamburg verbrannt waren, Susi, Kathi und Friedelind, und daß bis zum Mittag die Sonne vor Qualm nicht zu sehen war, mitten im Sommer, und die Puppenküche war auch verbrannt mit den hübschen Backformen, und am Straßenrand hatten die dunklen Leichenberge gelegen, kohlschwarz, und es stank, aber für jeden hatte es dann ein halbes Pfund Butter gegeben, ohne Marken, und ein Glas Marmelade und dazu ein Weißbrot, so weiß wie im Frieden.

Der alte Herr von Kopetzky kannte Jagdgeschichten, die einen Münchhausen hätten blaß werden lassen – »Was ich Ihnen sage, Ehrenwort!« –, Luise wußte Gleichnisse und dunkle Prophezeiungen aus der Bibel zu erzählen, als sei das alles gestern gewesen, und ab und zu wehte auch Hugo herein, dessen strahlende Frische trotz aller Widrigkeiten ungebrochen schien – im Gegenteil, er lebte jetzt richtig auf. Mit großer Geste stellte er Kostbarkeiten wie ein Glas echten Bienenhonig oder ein viertel Pfund Margarine auf den Tisch: »Kann aufgegessen werden!«, und wenn er längst wieder aufgebrochen war – »Tschüs, unjümmers daran denken: För Geld kann man den Düwel tanzen laten!« –, dann sann die andächtig kauende Tischrunde noch sei-

nen lustigen Geschichten aus Kriegs- und Friedenszeiten nach: Zu lachen gab es allemal genug, wenn man die Welt mit Hugos Augen sah, und er selbst lachte am lautesten.

Zwar war er mit Sieglinde von der Besatzungsmacht kurzerhand aus seinem Haus vertrieben worden, hatte sich dann aber in seiner Kellergarage eine notdürftige Unterkunft einrichten können, die den besonderen Vorteil hatte, daß sie an die Zentralheizung angeschlossen war, und von hier aus hatte er bald einen lebhaften Handel mit englischen Zigaretten, amerikanischem Pulver-Kaffee, deutschen Orden und Ehrenzeichen, auch schottischem Whisky, reich bebilderten Sittengeschichten und anderen hier oder da gefragten Luxusartikeln organisiert. Nebenher kannte er immer das Neueste von den gerade wieder neu formulierten Plänen der britischen Besatzungsmacht für die demokratische Abrichtung der besiegten Hunnen – »Die Engländer sind im Grunde gar nicht so!«, sagte er, »man muß sie nur zu nehmen wissen, dann benehmen sie sich fast wie Deutsche« –, und es dauerte nicht lange, bis er wieder ein eigenes Motorrad fuhr, eingetauscht gegen ein Harmonium, drei Dutzend Shetland-Pullover der Royal Navy sowie ein Briefmarkenalbum – Altdeutschland –, das der erste Stadtkommandant beschlagnahmt und dann vergessen hatte.

Hugos Geschäftskonten waren sofort gesperrt worden, sein stillgelegter Betrieb wurde treuhänderisch verwaltet von einem müden Rentner, der es seinerzeit versäumt hatte, der NSDAP beizutreten, und in der ersten Verhandlung vor dem Entnazifizierungs-Ausschuß war Hugo in die Gruppe III der Belasteten eingestuft worden, was seine Zukunft nicht eben rosig erscheinen ließ. Das alles focht ihn gar nicht an: Er war stets dort, wo gerade die Sonne schien – »Fett driwt baben!« –, und als sich dann im Herbst bei uns noch eine Tochter der Kopetzky's einfand – Bildhauerin, Mitte 30, sehr ansehnlich und unverheiratet, die vormals in Berlin und später bis Anfang 1945 in Wriezen an der Oder damit beschäftigt gewesen war, plastische Entwürfe Arno Brekers für die geplante neue Berliner Siegeshalle in repräsentative Großformate zu übertragen –, da setzte Hugo seinen ganzen Charme ein und sparte nicht an Marlborough und Johnnie Walker, um ihr näher und schließlich nahe zu kommen.

Unsere Gespräche wurden nun belebt und ausgeweitet durch Eva von Kopetzky's Anekdoten und Erzählungen aus dem lebenslustigen Westend, anmutige Ausritte in den Grunewald, Nächte in quirligen Bars hinter dem Kurfürstendamm, Dampferpartien auf Havel und Spree mit einem halben Dutzend Ritterkreuzträgern auf Heimaturlaub – ein halbes Dutzend in Folge –, und immer häufiger dann der dumpfe, drückende Betonatem der Luftschutzbunker, zersplitterte Fenster, geplatze Mauern, und kurz vor der Übersiedlung nach Wriezen die Geschichte mit Herbert, einem richtigen nordischen Dichter, dem ein Granatsplitter ein Auge und ein Stück Gesicht weggerissen hatte, und dann war er nur noch ein Oberleutnant mit allerlei Ordenslametta gewesen, der in einem bombengeschädigten Büro des Oberkommandos der Wehrmacht Frontberichte für die Heimatpresse zensierte und keine Gedichte mehr schrieb, nicht mal für Eva, auch keine nordischen Sagas mehr, und Eva war sein Schicksal geworden: In ihrem möblierten Zimmer hing über dem Bett ein Bücherbord mit ziemlich verstaubten Bänden, und einmal hatte Herbert ein Buch genommen, hatte darin zu blättern begonnen, zu lesen, und seitdem war dann nichts mehr gewesen mit ihm, gar nichts – er las nur noch, las Stefan Zweig und Arthur Schnitzler und Heinrich Mann und Alfred Döblin, las nächtelang, und ein Vierteljahr später hatte er sich erschossen. Und zuletzt dann die Russen, das hatte sich niemand vorstellen können, das nicht, und eine Freundin, Schauspielerin, war verrückt geworden, ganz einfach verrückt, und Hugo fiel ein Klein-Erna-Witz ein – »Kennt ihr den? – Weil Klein-Ernascha zuletzt inn Aabeitsdiens wa, in Pommern bei die Wilden, un as sie denn endlich inn Sommer 45 wieder nach Hause kommt, da muß sie dscha von allens erzählen, wies so wa bei die Russens und ob sie wohl auch ma vergewaltigt worden wär? ›Einma?!‹, sag Klein-Erna, ›dascha gaa nix – mindestens zwanzigmaa!‹ ›Ogotto gott!‹, jammer Mamma. ›Un deine Freundin Ingelotte?‹ ›Die nich!‹, sag Klein-Erna. ›Die wollt dscha nich!‹ «

Luise sang manchmal zusammen mit der alten Frau von Kopetzky zweistimmig Kirchenlieder, und Irmintrud Steenbock – halb verhungert und hungrig auf das Leben – brachte junge Männer mit alten Gesichtern mit, die in braun- oder blau-gefärbten Uniformen aus überfüllten, schlammigen Gefangenen-

lagern in die Freiheit gestoßen worden waren, Elend und Angst noch in den Augen; ihre stockenden Erzählungen begannen und endeten immer wieder da, wo ihre wenigen Lebensjahre begonnen und beinahe schon geendet hatten, im Krieg, in der Kaserne, an irgendeiner Front, und in jedem dritten Satz fand sich das Wort »Scheiße«. Einen von ihnen entdeckte Frau Steenbock unversehens im Bett ihrer Tochter, unbekleidet, und Irmintrud hatte vergebens versucht, ihre Blöße hinter dem knochigen Rücken des jungen Mannes zu verstecken. Aber der schrille mütterliche Wort-Orkan legte sich bald wieder, und schon am Abend hatte Frau Steenbock zu ihrem zentralen Thema – Bürgermeister Dr. Steenbock – zurückgefunden, diesmal allerdings in Zusammenhang mit dem bedauerlichen Fehlen der züchtigenden Vaterhand, und in ihrer Stimme war seitdem immer dann ein Bruch zu hören, wenn sie sich wieder einmal in einen höheren Grad der Erregung hineinsteigerte.

Manchmal setzte sich auch der alte Oberlehrer Jemmer von gegenüber zu uns, den Generationen von Schülern Jemmerlich gerufen hatten, ein Heimatforscher, Heimatfreund mit langem, leicht gelocktem Haupthaar, Witwer seit einem Jahr, dem seine Pension gestrichen worden war: An seiner Schule war er verantwortlich gewesen für den Verein für das Deutschtum im Ausland, er hatte die monatlichen Pflichtgroschen eingesammelt und zu Weihnachten blaue Spendenkerzen verkauft, Nebentätigkeiten, die ihn für die Besatzungsmacht zu einem Vertreter des kriegslüsternen deutschen Imperialismus gestempelt hatten, so daß er seinen Lebensunterhalt jetzt mit gelegentlichen Übersetzungen von Anträgen an die Militärregierung verdienen mußte.

Was Herr von Kopetzky von Glanz und tragischer Größe, auch von entsagungsvoller Pflichterfüllung eines pommerschen Herrenlebens zu erzählen wußte – »Das war wahrhaftig kein Zuckerlecken!« –, das ergänzte Herr Jemmer durch farbige Berichte von der Leibeigenschaft auf den adeligen Gütern Holsteins – sein Großvater selbst hatte ihm noch erzählt, daß mit dem sechsten Lebensjahr die Dienstbarkeit begann, als Gänsejunge zuerst, als Schafjunge, und vom 12. Lebensjahr an hatte er als Kleinjunge auf dem Acker arbeiten müssen, mühsame, ermüdende Fron.

»Immerhin«, wußte Herr Jemmer, »konnte der Leibeigene

schon mit 20 Jahren Kleinknecht werden und mit 25 Großknecht, bekam allerdings nur wenige Taler im ganzen Jahr für seine Arbeit und dazu ein Stück Leinwand. Doch wenn er schließlich durch die Gnade seines Herrn Inste geworden war, wurde ihm sogar eine eigene Hütte gegeben – vier Lehmwände mit einem Dach darüber, gleichermaßen bestimmt für Mensch und Vieh –, dazu ein Stück Kohlgarten, und er durfte jetzt um die Erlaubnis zum Heiraten einkommen. Mann und Frau mußten dann mehrere Tage in der Woche für den Gutsherrn arbeiten – natürlich ohne 8-Stunden-Tag –, und in der verbleibenden Zeit durften sie ihren Unterhalt als Tagelöhner verdienen. Einige Glückliche brachten es sogar bis zum Besitz einer Hufe, Landstellen, für die sie dem Gutsherrn lebenslang abgabepflichtig blieben, und der gnädige Herr konnte die Hufe jederzeit wieder einziehen, wenn und wie ihm das gefiel. Und es gab kein Entkommen aus der Leibeigenschaft: Die Ämter und Städte rundum, selbst die großen Handelsstädte lieferten die Entflohenen wieder aus – verstehn Sie: Da herrschte noch stramme Ordnung, und die Strafen für die Flucht waren in das Ermessen des gnädigen Herrn gestellt.«

»Aber immerhin: die Kultur!« sagte Frau Steenbock. »Das darf man doch auch nicht vergessen – diese herrlichen Herrenhäuser mit ihren Tortürmen, das sind doch bleibende Schätze. Mein Mann sagte immer –«.

»Bei uns gab es das jedenfalls nicht!« unterbrach sie Herr von Kopetzky, obwohl – natürlich habe das faule Pack mit harter Hand geführt werden müssen, und gerade die Polacken, also da müsse man einfach durchgreifen und für Ordnung sorgen, von nichts komme eben nichts, und: die Leute hätten das sehr wohl gewußt und seien zufrieden gewesen, jawohl, sie hätten es gar nicht anders gewollt und hätten der Herrschaft dankbar die Hände geküßt, die immer für sie gesorgt hätte, und wenn die Vertriebenen erst wieder in die alte Heimat zurückkehren würden – na!

Irgendwann begann Frau Steenbock dann wieder ihre Litanei von der Ungerechtigkeit der Welt, die ihren Mann sein Amt und seine wohlverworbene Pension gekostet hätte, vielleicht sogar sein Leben – sonst wäre er sicher heute noch Bürgermeister –, und

Herr Jemmer erzählte die Geschichte von Tobias Kindt, einem Hirten, dessen ungebändigte Schwester im Jahre 1607 hierorts als Hexe verbrannt worden war – »Ja, hier, auf dem Teufelsberg, in einem großen, Gott und allen Heiligen wohlgefälligen Feuer!« –, und als im Sommer 1616 der ehrbare Schankwirt Detlev Breesen an der gelben Leber erkrankte und kein Arzt ihm helfen konnte, er siechte langsam dahin, da wußte die ganze Stadt, daß nur Tobias Kindt ihm das angetan haben konnte mit teuflischer Kunst, zumal da der Kindt seit langem dafür bekannt war, daß er unholde Tränke aus allerlei Kräutern mischte, während er Bier und Wein kaum einmal anrührte. Der Pastor vermahnte den Kindt sehr ernsthaft, ohne aber ein Geständnis zu erreichen, und auch eine strenge Untersuchung des Stadtgerichts erbrachte keinen hinreichenden Beweis. Kindt wurde sogar aus dem Turm entlassen, nachdem zwei Freunde für ihn gebürgt hatten. Doch eine Schar ehrsamer Bürger erhob sogleich von neuem Anklage, zumal da es dem Schankwirt Breesen noch immer nicht besser ging. Die Bürgen mußten ihre Bürgschaft zurückziehen, um nicht selber der Hexerei verdächtigt zu werden, und in einer kirchlichen Versammlung beschloß die fromme Gemeinde, daß Kindt peinlich verhört und der Scharfrichter bestellt wurde. Zwei Folterungen im ersten und zweiten Grad überstand Kindt, ohne zu gestehen. Man hörte die Peitschenhiebe, man hörte die Schreie, und auch die spanischen Stiefel wurden Kindt angelegt. Erst bei der dritten Tortur aber gestand er sein Verbrechen, seine Schuld, rief »Ja! Ja! Ja!«, widerrief allerdings sein Geständnis am nächsten Tag, und ebenso verhielt er sich nach der vierten Folterung – er widerrief. Der hohe Rat war schließlich geneigt, Kindt gegen Bürgschaft zu entlassen. Doch jeder, der für den Verdächtigen einstehen wollte, wurde von seinen Mitbürgern eingeschüchtert und bedroht. Endlich verlangte der Rat von Kindt eine Unterschrift, daß er über ungebührliche Behandlung nicht zu klagen habe, auch künftig für möglicherweise erlittene Unbill keine Ansprüche stellen werde, und an einem dunklen Herbstabend wurde er wirklich freigelassen. Verstört und krank humpelte er noch am gleichen Tage aus der Stadt und versteckte sich im Heidenholz hinter dem Wendischen Wald, wo ihn einige Tage später der Köhler auffand, furchtbar

zugerichtet und tot. Die Sonntagsgemeinde betete zweimal für Kindts arme Seele, und die Obrigkeit konfiszierte seinen Nachlaß, bestehend aus einem Schäferkarren und zwei Silbermünzen, sintemalen ein Christ dasjenige, was vom Teufel immediat herührte, nicht begehren sollte zu behalten.

»Dunkle Zeiten!« sagte Herr von Kopetzky kopfschüttelnd. »Schlimme Zeiten!«, und Luise schraubte den Docht der Petroleumlampe ein wenig höher. Doch wenn Hugo eintrat – er kam in diesen langen Wintermonaten fast jeden Abend und schob seinen Stuhl neben Eva von Kopetzky: »Ick sitt god, sä de Katt, do seet se opn Speck!« –, verflugen Mißmut und Trübsal auf einen Schlag: Er entkorkte die Flasche, die er mitgebracht hatte, das frische Brot wurde angeschnitten – manchmal holte Hugo sogar so etwas wie Kuchen aus den tiefen Taschen seines Mantels, sirupschweres Gebäck, das mich an Adventszeiten im Ersten Weltkrieg erinnerte –, und Eva machte sich einen Spaß, aus dem feuchten, klebrigen Teig Tiere und Köpfe und Leiber zu formen, manchmal auch unzüchtige Gebilde, und sie erzählte von Arno Breker und seinen ungeheuren Heroen – »Solche Muskelpakete, überall!«

Hugo lachte: »Aber doch nicht überall, Schatz!«, legte ihr den Arm um die Schultern und trank ihr zu: »Allens mit Maten, sä de Bur, do soop he de Buddel ut!« Häufig bekam er einen Schluckauf – er könne das gräßliche Maismehl nicht vertragen, klagte er, mit dem die Deutschen gefüttert würden, als seien sie Hühner Vieh –, und Herr Jemmer, der seine Besuche jetzt immer so einzurichten suchte, daß er Hugo nicht verfehlte, brachte einen Zauberspruch gegen den Schluckauf an, dreimal nacheinander zu sprechen: »Schluckop! Loop lang de Buk ok! Loop lang de Redder! Komm nich wedder!«, und manchmal half das wirklich.

Eva formte indessen eine dicke runde Kuh: »So lagen sie bei uns im Stall, gemütlich wiederkäuend – immer, wenn ich nach Hause kam von Berlin, ging ich zuerst in den Kuhstall, bevor ich noch meinen Mantel ausgezogen hatte: Da lagen die Kühe, ihre Ruhe ging auf mich über, und einen Augenblick lang konnte ich den Krieg vergessen. Schon als Kind war ich immer gern bei den Kühen. Jesko und ich mußten früh in den Stall gehen und aufpassen, daß beim Melken die Euter sauber waren, weil die Molkerei nach Schmutz-Prozenten bezahlte, und ebenso wichtig waren

die Fett-Prozente. Die Pferdepfleger tunkten nämlich gern morgens mit der Kelle in die Abendmilch, wo die Sahne sich dick abgesetzt hatte, und tranken einen tüchtigen Schluck. Dann hatte die Kanne natürlich nicht mehr die richtigen Fett-Prozente, und wenn in der Molkerei gerade daraus die Probe genommen wurde, bekamen wir längere Zeit niedrige Abrechnungen – das mochte unser Vater gar nicht!«

»Na ja, na ja«, brummte Herr von Kopetzky. »Kam ja nicht so drauf an. Aber aufpassen mußte man schon!« Herr Jemmer kannte von zuhause einen Spruch, daß nicht die Hexen über Nacht den Rahm von der Milch nehmen: »Hen un her, hen un her / Un wedder um de Dör / Loop lang die Heg / Ga von min Roomputt weg!« Aber die pommerschen Hexen konnten kein Plattdeutsch, meinte Frau von Kopetzky, sondern nur Polnisch, und ob Herr Jemmer nicht einen Zauberspruch wußte, daß man endlich alles vergessen könnte, die toten Enkel und Jesko und alles, alles.

Und Hugo schenkte nach und erzählte von seinen dreifach verdrehten Geschäften mit Engländern und DPs – »Anscheeten, sä de Bur!« –, und immer wieder kam er auf seine Soldatenzeit, vergnügt in Krakau und Litzmannstadt, zackzack und bildschöne Frauen, wirklich, beinahe so schön wie Eva, hat man den Polen ja gar nicht zugetraut, und dann in Athen, sonnig und heiß und der Samos süß, ach, und Paris, wo waren wir nicht, er hatte da eine kleine Freundin – »Also ihr kennt mich ja alle ein bißchen, ich bin ja kein Kostverächter, und außerdem war ich damals Schirrmeister, da gab es immer mal was zu tauschen, und ein bißchen war immer übrig für eine hungrige Mademoiselle, ein halbes Brot war schon was, und einmal, Françoise hieß sie, und wir waren gerade so richtig dabei mit Schmackes und allen Schikanen, da gibt es Fliegeralarm, und ich denke noch, Paris ist groß und der Himmel ist weit, was soll schon passieren, da pfeift es ganz ärgerlich, und plötzlich bricht das ganze Fenster herein, also ich falle fast aus dem Bett, und dazu der Staub, ich komme furchtbar ins Husten und will bloß schnell in den Keller. Aber die Kleine mochte mich wohl im Keller nicht so gern vorzeigen, jedenfalls hält sie mich fest und sagt, ich soll weitermachen – »L'amour, l'amour!« in Französisch war ich damals ziemlich perfekt, bloß, sie braucht, einen Bezugschein für Fensterglas, verre

à vitres, so heißt das nämlich, hab' ich niemals vergessen: verre à vitres, und dann haben wir wirklich weitergemacht, immer im Takt: verre à vitres, verre à vitres – das wurde bei uns dann ein Wort für die Liebe, ungelogen – was haben wir gelacht! Aber das Fenster hat sie natürlich bekommen, Françoise, da war ich ja Kavalier.«

»Wie hieß das?«, fragte Frau von Kopetzky, und die Steenbock-Mädchen kicherten.

Es waren keine Geschichten, wie sie in Büchern gedruckt werden, mit Anfang und Ende, Sinn und Moral, aus denen Bernhard sich seine Welt bildete, und es waren natürlich nicht diese Geschichten allein. Seine Mutter lehrte ihn früh und ernsthaft ihre Religion, ich lehrte ihn nach und nach – in Maßen – Besonnenheit, Sorgfalt, kritisches Zweifeln, und alles das lernte er später noch einmal und entschiedener bei einem jungen Pfarrer, dessen kritische, zweifelnde Religiosität gewiß viel dazu beitrug, daß Bernhard schließlich aus allen tradierten Zusammenhängen gerissen wurde oder vielmehr: daß er sich bewußt daraus löste. Davon muß ich später noch erzählen, obwohl ich mich in solchen Fragen eigentlich nicht kompetent fühle.

Jedenfalls wurden Bernhards Bilder vom Menschen und vom Menschlichen früh bestimmt durch die seltsamen Gestalten, die da eng um unseren Küchentisch herumhockten, während er unten im Halbdunkel auf einem alten Schafsfell saß und mit seinen Klötzen, seinem Ball spielte, und manchmal schlief er dort auch ein. Die unterschiedlichen Stimmen mit ihren Schicksalen, ihren Träumen und Enttäuschungen vergaß er nicht, ja, er erinnerte mich manchmal noch viel später daran und fragte dann nach, fragte weiter: »Warum ist Onkel Bübchen immer so vergnügt?« – »Weil er ein fröhlicher Mensch ist.« – »Und warum ist er niemals traurig?« Er ließ auch keine Ausflüchte gelten, keine Beschönigungen: »Warum hast du Herrn Steenbock damals nicht geholfen?«

Ich bin gewiß kein politischer Mensch – das hat auch Bernhard vorwurfsvoll festgestellt –, und ich muß zugeben, daß ich mich von den vielfältigen Wirbeln und Strudeln meiner Zeit nach Möglichkeit ferngehalten habe, um nicht ständig von neuem

gestört zu werden. Dabei kann ich nicht sagen, es sei mir jemals gleichgültig gewesen, was in und mit meinem Vaterland geschah; schon früher habe ich berichtet, daß meine Kindheit ganz wesentlich von nationalen Gedanken und Empfindungen bestimmt wurde, von vaterländischen Liedern und Büchern, und ich glaube nicht, daß man solche frühen Prägungen jemals ganz vergessen oder verdrängen kann. So ergreift mich noch heute der feste Rhythmus und das blecherne Triumphieren einer Militärkapelle, obwohl ich selber nie den preußischen Parademarsch geübt, mich nie dem Takt des Tambourmajors ganz unterworfen habe – nicht einmal den militärischen Gleichschritt habe ich jemals richtig lernen müssen –, und das »Ergreifen« ist ganz wörtlich zu verstehen: Ich werde von Marschmusik ergriffen, werde von einem übermächtigen Gefühlsschwall mitgerissen wie in meiner Kindheit, meiner Jugend. Zwar ist mir das Nationale mit seinen Symbolen längst zweifelhaft, ja, verdächtig geworden. Aber ich hatte nie die Kraft, hatte wohl nicht einmal die Absicht, mir andere Zeichen oder einen anderen Weg zu suchen.

Als 18jähriger war ich einige Monate lang Mitglied des »Jungdeutschen Ordens«, fühlte mich wohl und geborgen in einer gleichgesinnten Gemeinschaft junger Idealisten, die unser darniederliegendes Volk wieder aufrichten wollten, war überaus angetan von der Idee, aus kleinen Zirkeln, überschaubaren Nachbarschaften heraus zu verantwortlichem Handeln für den Staat zu gelangen, in Bruderschaften den neuen Menschen für die kommende neue Zeit heranzubilden. Die Windjacken-Wirklichkeit unter dem weißen Wimpel mit dem schwarzen Ordenskreuz war dann aber doch enttäuschend für mich – auch darin mag man ein Symptom für mein im Grunde unpolitisches Denken sehen –, und ich verließ den Orden wieder, als einer meiner Schulfreunde – sein Vater war Führer beim nationalen Frontkämpferverband »Stahlhelm« – nicht aufgenommen werden konnte, weil seine Mutter einer jüdischen Kaufmannsfamilie entstammte. Allerdings, das war im Grunde nur ein Vorwand für mich, die Unbequemlichkeiten des Ordens- Dienstes hinter mir zu lassen; sonst hätte sich eine andere Gelegenheit gefunden.

Du hättest wissen können, du hättest wissen müssen, du hast gewußt, und weshalb hast du nichts getan: Das sind die Fragen,

die mir Bernhard später immer wieder gestellt hat. Dabei argumentierte er gar nicht so sehr mit Begriffen und Definitionen, versuchte auch nicht, mich mit den Dogmen und Postulaten einer bestimmten politischen Ideologie in die Enge zu treiben und zu erledigen – ja, ich nehme sogar an, daß er im Grunde nicht einmal darauf aus war, recht zu behalten: Er fragte einfach, weil er nach Erklärungen suchte, und wenn ich keine befriedigenden Antworten geben konnte, dann lag das sicher nicht an seinen Fragen.

Er haßt mich nicht, das glaube ich zu wissen. Wahrscheinlich aber haßt er das in mir, was für ihn »bürgerlich« ist: die Scheu vor dem offenen Nein-Sagen, die Angst vor Konflikten und Entscheidungen, aus denen Konsequenzen erwachsen, die rasche Flucht ins Unverbindliche, das Ausweichen in Floskeln und Phrasen – alles das, was auch mir immer ärgerlich war, ja, was ich verabscheue und verachte, und dazu die falschen Höflichkeiten, die falschen Freundlichkeiten, falsche Liebe. Dabei setzt Bernhard allerdings das sichere Wissen darüber voraus, was falsch ist und was richtig, während für mich ein solches Vor-Wissen schon wieder eine unzulässige Verengung bedeutet, ein Vor-Urteil.

Wir haben immer am Rande der kleinen Stadt gelebt, in die uns das Traumhaus meines Großvaters gebracht hatte, außerhalb des alten Stadtringes, in dem sich die spitzgiebeligen Bürgerhäuser eng zusammendrängen, weit außerhalb aber auch der wirtschaftlichen Zwänge und Nötigungen, die die kleinen Händler und Handwerker der Stadt seit jeher miteinander verbunden haben. Meine Mutter wurde als wohlhabende Witwe eines gefallenen Helden geachtet, auch als Stifterin eines namhaften Betrages für die Ausgestaltung des Kriegerdenkmals von 1870/71 – nach dem Weltkriege mußten neue Marmortafeln unter dem stürmenden Bronze-Grenadier angebracht werden, weil für die Namen der Gefallenen bei weitem nicht genügend Platz war – mit der goldenen Ehrennadel des Kriegervereins ausgezeichnet, und ebenso spendete sie großzügig für die neue Seidenfahne der »Liedertafel von 1848«, so daß an ihrem Grabe ein vielstimmiges, wenn auch nicht ganz reines Halleluja erklang.

Durch Hugos Heirat gab es lockere Verbindungen zu der Familie Borchers – der Kolonialwarenladen ging allerdings schon vor dem Kriege in andere Hände über, und die alten Borchers', soli-

de und selbstbewußte Kleinbürger, hielten von sich aus auf Abstand –, und im übrigen gab es die traditionsreiche Gesellschaft »Harmonie«, in der sich die Honoratioren zu gelegentlichen Vorträgen und Wohltätigkeitsveranstaltungen zu treffen pflegten – die Akademiker der Stadt vor allem, Ärzte, Rechtsanwälte und der Apotheker, der Propst natürlich, auch einige promovierte Studienräte und die Mehrzahl der höheren Beamten des Landratsamts – Reserveoffiziere zumeist –, dazu die gutsituierten Unternehmer und Kaufleute der Stadt, der Landmann Hebestreit, dessen Familie seit Jahrhunderten den ehemaligen Klosterhof bewirtschaftete, und auch zwei oder drei Adelsfamilien aus der näheren Umgebung. Als Vorsitzender wurde jeweils ohne Aussprache der Bürgermeister gewählt, jahrzehntelang Herr Mölenbecker, ein bewährter einheimischer Verwaltungsbeamter, der es im Kriege 1870/71 – vor Paris – bis zum Feldzahlmeister gebracht hatte.

Unsere Stadt war nie reich und nie bedeutend gewesen, eine bescheidene Handels- und Beamtenstadt abseits der großen Verkehrsverbindungen, Jahrhunderte lang eingeeignet durch Mauern und Tore und Zünfte, auch durch landesherrliche Abgaben beschwert und von Seuchen, Einquartierungen und großen Bränden immer wieder betroffen, zeitweise straßenlang verödet, mühsam von Jahrhundert zu Jahrhundert ihren geringen Rang bewahrend und gegen wohlhabendere Nachbarstädte sowie den Hochmut des Landadels verteidigend – lange Zeit hatte sie sich nicht einmal einen eigenen Scharfrichter leisten können –, zuletzt in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts hoch verschuldet durch den Bau und den raschen Konkurs einer Zuckerfabrik, eine Aktiengesellschaft, von der sich viele Bürger und etliche unternehmende Bauern der Dörfer rundum, nicht zuletzt aber auch der Stadtkämmerer schnellen Gewinn und einen langdauernden Aufschwung versprochen hatten – die Konkursquote hatte am Ende nur noch 4,7 Prozent betragen.

Als im Jahre 1929 der Bürgermeister Mölenbecker nach einer Dienstzeit von fast 32 Jahren und hochbetagt in den wirklich wohlverdienten Ruhestand trat, mit Reden reich geehrt und für

seine zuverlässige Amtsführung mit einem prächtigen Pokal belohnt, den der Ratsherr und Glasermeister Henning von den Deutschnationalen selbst entworfen und kunstvoll geschliffen hatte, kostenlos selbstverständlich, beschloß der Magistrat nach gründlichem Abwägen aller Für und Wider, die Stelle für einen Beamten der höheren Laufbahn auszuschreiben. Die schwierige Finanzlage der Stadt erforderte einen versierten Verwaltungsfachmann, der die Interessen der Stadt auch gegenüber der Beamtschaft von Kreis und Provinz angemessen vertreten konnte – daran hatte es bei Mölenbecker offenbar doch gefehlt, der in jedem Regierungsrat den Reserveleutnant erkannte –, und nach einigen Querelen – mehrere aussichtsreiche Bewerber zogen ihre Kandidatur zurück, weil ihnen das angebotene Gehalt zu niedrig erschien – wurde schließlich Dr. Martin Steenbock fast einstimmig von einer Stadtvertretung gewählt, die damals noch zum größten Teil aus bürgerlichen Abgeordneten bestand. Aber auch die Sozialdemokraten unterstützten den neuen Bürgermeister – nur zwei Nationalsozialisten und ein Kommunist enthielten sich der Stimme.

Steenbock, damals schon Ende 30, hatte in seiner Jugend zunächst das Lehrerseminar besucht, war dann, der besseren Verdienst- und Aufstiegschancen wegen, in einer Feuerversicherung tätig gewesen, hatte es im Kriege, mehrfach verwundet und ausgezeichnet, zum Vizefeldwebel gebracht, ehe er, felddienstunfähig, als Intendantursekretär in die Heimat zurückgekehrt war, und nach dem Kriege hatte er zunächst das Abitur nachgeholt und anschließend Jura und Volkswirtschaft studiert. Die Promotion hatte er magna cum laude bestanden, und nach der Referendarzeit an verschiedenen Gerichten war er schließlich als Assessor in den hamburgischen Staatsdienst berufen worden, wo er sich vornehmlich mit Fragen der Erwerbslosenfürsorge beschäftigt hatte: ein vielbewandter Mann, nicht ohne Ehrgeiz, dabei entschieden konservativ – unsere Tageszeitung vermerkte anerkennend, daß er Mitglied des unnachgiebig nationalen und unerbittlich antisemitischen Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes und im übrigen nicht mit dem berüchtigten schwedischen General Steenbock verwandt sei, der im Jahre 1713 die Stadt bis auf den Grund niedergebrannt hatte. Um ihn endgültig zu ge-

winnen, wurden die jährlichen Dienstbezüge des Bürgermeisters um eine ruhegehaltstfähige Zulage von 1200 RM erhöht, und außerdem erreichte Dr. Steenbock in zähen Verhandlungen – die seine Eignung für das Bürgermeisteramt nur bestätigten –, daß sein Besoldungsdienstalter in Würdigung seiner Kriegsdienstzeit und seiner bisherigen Beschäftigungen auf den 1. Januar 1919 zurückdatiert wurde.

Von solchen Einzelheiten erfuhr die Öffentlichkeit allerdings erst zwei Jahre später, bekam sie dann aber auf Mark und Pfenning vorgerechnet von dem Führer der plötzlich stark gewordenen nationalsozialistischen Stadtratsfraktion, Obersekretär Haftig, der in dem Bürgermeister das korrupte Weimarer System geißeln und dabei zugleich seine eigene Eignung für den Posten darstellen wollte.

»Und es war nichts daran, gar nichts!«, beteuerte Frau Steenbock Mal für Mal. »Martin war korrekt bis auf die Knochen, das können Sie mir glauben. Die Nazis waren nur gegen ihn, weil er herausgefunden hatte, daß die Handgranaten von der SA kamen, die damals im Konsumverein explodiert waren, und da behaupteten sie einfach, Martin hätte die Aufklärung des Anschlags vereitelt, obwohl sie doch wußten – sie waren es doch selbst gewesen, wer denn sonst! So gemein waren sie.«

Wir hatten Dr. Steenbock bei seinem Antrittsbesuch als einen höflichen Herrn gesetzten Auftretens kennengelernt, groß, blond, aufrecht und selbstbewußt, ein Akademiker alter Schule, der allerdings das Rechthaberische nicht ganz abgelegt hatte, das ihm bei der Ausbildung im Lehrerseminar eingeprägt worden zu sein schien, und seine Frau ebenso wie seinen beiden brav knicksenden Töchter, auch das bescheidene, schweigsame Hauspersonal, fügten sich unauffällig dem Stil unserer Straße ein. In der Zeitung war zwar gelegentlich von Verstimmungen zu lesen, auch von Auseinandersetzungen in Stadtrat und Magistrat über gewisse selbtherrliche Entscheidungen des neuen Bürgermeisters wurde berichtet, vor allem, seitdem die Nationalsozialisten ganz überraschend zur stärksten Fraktion geworden waren. Damals gab es im Stadtparlament aber noch eine solide Mehrheit von Bürgerlichen und Sozialdemokraten, auf die der Bürgermeister sich hätte verlassen können, wenn er sich nicht mit

der SPD zerstritten hätte, als er kurzerhand verbot, die städtischen Gebäude anlässlich eines »Reichsbanner«-Treffens mit der schwarz-rot-goldenen Fahne zu beflaggen – er selbst sprach immer nur von »schwarz-rot-senf«.

Die Sozialdemokraten weigerten sich deshalb, Steenbock weiter zu unterstützen, als die nationalsozialistische Fraktion daranging, planmäßig und mit allen Mitteln die Glaubwürdigkeit des Bürgermeisters zu untergraben, vor allem mit immer neuen Anträgen und Beschwerden bis hin zur Einleitung eines Disziplinarverfahrens wegen unbefugten Privatgebrauchs eines städtischen Warmwasserbereiters. Vorwürfe wegen allgemeiner Mißwirtschaft und fragwürdige Enthüllungen, die der Bürgermeister leicht widerlegen konnte, wechselten ab mit versteckten Beleidigungen und Anwürfen wie dem, der Bürgermeister habe eigenmächtig das von einem ehemaligen Regimentskameraden herausgegebene Prachtwerk »Ehrenmal der deutschen Armee und Marine« für das Realgymnasium bestellt, obwohl der Direktor ganz andere Bücherkäufe als vordringlich angesehen habe – ein eigentlich unbedeutender Streitfall, der aber in unserer Tageszeitung in allen Einzelheiten ausgebreitet wurde, und in zwei ausführlichen Leserbriefen ergänzte Ortsgruppenleiter Haftig die bis dahin bekanntgewordenen Tatbestände noch aus seiner Sicht und Aktenkenntnis um einige Details, die das Handeln des Bürgermeisters mindestens nicht ganz unbedenklich erscheinen ließen. Nach der Machtübernahme in Berlin brachen dann bald die letzten Dämme: Schon Ende März 1933 wurde Dr. Steenbock von einer Abteilung der örtlichen SA – in ihrer Funktion als Hilfspolizei – schimpflich aus dem Rathaus gejagt, anschließend zunächst beurlaubt und dann angeklagt. Der dienstenthobene Bürgermeister bestand darauf, sich in einem ordentlichen Verfahren zu rechtfertigen, und beantragte die Einleitung eines Dienststrafverfahrens gegen sich selbst, zumal da ihm nicht nur Korruption vorgeworfen worden war, sondern auch Verächtlichmachung der nationalen Revolution und ihrer Regierung, an der ja auch seine eigenen deutschnationalen Parteiführer – wenn auch nur als Randfiguren, die bald ausgewechselt wurden – beteiligt waren.

»Was sollte er denn auch machen?!« klagte Frau Steenbock. »Er war doch durch und durch national und wäre sogar in die

Partei eingetreten, um denen zu beweisen, daß er ein guter Deutscher und unschuldig war. Aber sie ließen ihn ja nicht!«

»Sie wollten ihn einfach nicht haben!«, sagte Irmintrud Steenbock bissig.

»Nun sei doch nicht so«, meinte Dorchen und versuchte zu begütigen. »Für Vati war das bestimmt nicht einfach.«

Zunächst war Dr. Steenbock unter Hausarrest gestellt worden. Nachts wurden seine Fensterscheiben eingeworfen; wir hörten den Lärm von gegenüber, und ich ging bis vor die Haustür, konnte aber weiter nichts feststellen, und als ich auf der Polizeiwache anrief, war dort im Augenblick niemand abkömmlich. Zwei Tage später wurde der dienstenthobene Bürgermeister dann in Schutzhaft genommen: abgeführt also und in das eben mit einem doppelten Stacheldrahtzaun gesicherte städtische Konzentrationslager eingeliefert, das auf dem Gelände der alten Zuckerkfabrik eingerichtet worden war, im ehemaligen Direktorwohnhaus.

»34 Männer in einem Raum!«, sagte Frau Steenbock. »Stellen Sie sich das nur mal vor! Und fast nur Sozis und Kommunisten!«

»Und keine Akademiker!«, warf Irmintrud ein. »Stellen Sie sich das vor!«

Ihre Mutter sah sie böse an: »Sei du nur still – du! Was weißt denn du?!«

Es dauerte fast vier Wochen, bis Dr. Steenbock sich bereitfand, eine von Ortsgruppenleiter Haftig formulierte Erklärung zu unterschreiben, daß er die seinerseits ausstehenden finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Stadt begleichen werde – insbesondere 8,35 RM für die eigenmächtige Benutzung eines stadteigenen Gas-Boilers Marke »Junkers« sowie 93 RM für das »Ehrenmal der deutschen Armee und Marine« –, dazu die Kosten seiner Inhaftierung von 2 RM täglich, und außerdem verpflichtete sich Steenbock, pauschal 5000 RM in bar zu zahlen zur Abgeltung der Schäden, welche er durch die von ihm zu verantwortende Mißwirtschaft der Stadt verursacht habe. Weiterhin mußte er auf jegliche Gehaltsansprüche verzichten und auf eigene Kosten in sieben Tageszeitungen, darunter dem »Völkischen Beobachter«, an gut sichtbarer Stelle eine zweispaltig gedruckte Erklärung veröffentlichen, daß er die Schädigungen aufs

tiefste bedauere, welche er als Bürgermeister der Stadt zugefügt habe, daß er von sich aus jetzt und weiterhin alles Erforderliche für eine Wiedergutmachung tun und sich im übrigen künftig aufs peinlichste aller Angriffe gegen Behörden und Beamte sowie auch gegen Amtswalter der NSDAP enthalten werde.

»Und das war zuviel!«, klagte Frau Steenbock. »Das war einfach zuviel für ihn, ganz abgesehen von dem Geld, das wir uns leihen und jahrelang mit Zinsen zurückzahlen mußten. Davon hat Martin sich nie mehr richtig erholt, obwohl er dann ja vor Gericht klagte, und das Oberlandesgericht hat ihm ja auch teilweise recht gegeben.«

»Weil er eben doch einer von denen war«, kommentierte Irmintrud. Ihre Mutter schlug ihr über den Mund.

»Du – du bist ja schlimmer als – als –!« Ihr Entsetzen fand keinen Vergleich.

Es war aber so – die Einzelheiten hätte ich längst nicht mehr gewußt, wären nicht gerade aus der Nachkriegszeit eine ganze Reihe von holziggrauen Blättern mit meinen Aufzeichnungen erhalten geblieben –, daß Dr. Steenbock noch einmal amtlich um seine Verabschiedung hatte bitten und gleichzeitig seinen Verzicht auf alle Gehalts- und Pensionsansprüche hatte bekräftigen müssen, ehe das Disziplinarverfahren gegen ihn eingestellt worden war. Diese Erklärungen focht er einige Monate später an: Sie seien ihm widerrechtlich durch Drohung mit einer auf unbestimmte Zeit ausgedehnten Inhaftierung abgenötigt worden, und deshalb fordere er das gezahlte Lösegeld von 5000 RM sowie auch die von ihm abgetretenen Gehaltsansprüche zurück, zumal da in der Verordnung des Herrn Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat, welche die – zweifellos unanfechtbare – rechtliche Grundlage für die über ihn verhängte Schutzhaft gebildet habe, eine finanzielle Leistung von Inhaftierten überhaupt nicht vorgesehen sei.

Das Oberlandesgericht hatte dann entschieden – den ganzen Schriftwechsel, ihren kostbarsten Besitz, breitete Frau Steenbock mehrmals auf unserem Küchentisch aus –, daß der Bürgermeister zwar keineswegs unrechtmäßig aus seinem Amt entfernt worden und daß auch seine Verzichtserklärung nicht unmittelbar durch widerrechtliche Drohungen von ihm erpreßt worden sei.

Die von dem Kläger unterzeichnete Vereinbarung verstoße jedoch gegen die gesetzliche Fürsorgepflicht der Stadt gegenüber ihrem Beamten. Man habe von Dr. Steenbock in seiner damaligen hilflosen Lage – »Hilflose Lage – sehn Sie!«, sagte Frau Steenbock. »Da haben sie es selbst zugegeben!« – nicht einen derart gravierenden Verzicht auf Amt und Gehalt entgegennehmen dürfen. Daher habe die Stadt ihrem ehemaligen Bürgermeister sein Gehalt bis zum Ende seiner achtjährigen Wahlperiode zu zahlen und anschließend eine angemessene Pension, dies auch unter Berücksichtigung der Tatsache, daß Dr. Steenbock Frontkämpfer und Träger des silbernen Verwundetenabzeichens sei und seine grundsätzlich nationale und staatsbejahende Haltung nicht angezweifelt werden könne.

»Eben!«, sagte Irmintrud.

»Was haben wir uns gefreut!«, fuhr Frau Steenbock fort, ohne ihre Tochter noch zu beachten. »Bis dann plötzlich der Innenminister aus Berlin schrieb, wir würden keinen Pfennig bekommen, nach einem Gesetz, das die Reichsregierung gerade neu erlassen hatte, so war das damals eben, und zwei Jahre später sagte dann auch das Reichsgericht nein, endgültig, und wir mußten sämtliche Prozeßkosten tragen, bis hin zum Reichsgericht, und erst nach Martins Tod hat die Stadt uns die letzten Gerichtskosten gegenüber der Stadtkasse erlassen, weil Martin bei einem anerkannten Dienstunfall gestorben war, er war doch zuletzt Intendanturrat, und die Dosen mit dem Schmalzfleisch waren unvorschriftsmäßig gelagert – als sie bei der Inventur ins Rutschen kamen, konnte Martin nicht schnell genug ausweichen, weil er doch noch vom letzten Krieg her behindert war, am rechten Fuß.«

»Und deshalb bekommt unsere Mutti jetzt eine Rente als Kriegerwitwe!«, sagte Dorchen.

»Gott sei Dank«, bestätigte Frau Steenbock. »Aber wegen der Pension, da klage ich noch!«

Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich Steenbocks seinerzeit hätte helfen können. Die ganze Angelegenheit interessierte mich nicht besonders, obwohl ich damals wirklich bedauert habe, daß der tüchtige Dr. Steenbock durch Ortsgruppenleiter Haftig ersetzt

wurde, der seine Qualifikation vornehmlich durch das geläufige Zitieren nationalsozialistischer Phrasen bewies: »Der Führer weiß, was er will« und »Der Führer hat immer recht« gehörten ebenso zum Standardrepertoire seiner Ansprachen wie »unverbrüchliche Treue«, »glühender Gehorsam« und »Pflichterfüllung bis zum Letzten«, und ich kann nicht einmal ausschließen, daß er selbst daran glaubte. Steenbocks kannten wir eigentlich nur flüchtig, sozusagen über den Gartenzaun, und schon im Spätsommer 1933 räumte die Familie die Dienstvilla gegenüber und zog nach Hamburg um, wo Dr. Steenbock sich als Rechtsanwalt niederlassen wollte.

Es war wohl auch nicht so, daß der Bürgermeister immer richtig und schon gar nicht immer geschickt taktiert hatte, und die Sache mit dem zurückdatierten Dienstalster – wiewohl seinerzeit vom Oberpräsidenten genehmigt – war vielleicht nicht ganz angemessen gewesen in einer Zeit, da bei der Arbeitslosenunterstützung ein paar Pfennige mehr oder weniger zur Überlebensfrage werden konnten. Dr. Steenbock ging von Anrechten und Ansprüchen aus, und damit geriet er unversehens in ein Mahlwerk: Zuerst wußte er gar nicht, wie ihm geschah, was seine Gegner von ihm wollten, und dann wehrte er sich mit den falschen Mitteln, weil er ganz selbstverständlich an Recht und Gesetz glaubte und auch dann noch auf seinen Rechten bestand, als längst zu erkennen war, daß die Schaltstellen in Justiz und Verwaltung in den Händen bewährter Nationalsozialisten und ihrer gehorsamen Gefolgsleute lagen, für die Führer, Volk und gesundes Volksempfinden weit mehr bedeuteten als trockene Gesetzesparagrafen.

Ich selber mochte diese Leute meistens gar nicht, und ich sah darauf, daß ich mit ihnen nichts zu tun bekam. Einmal allerdings geriet auch ich in Schwierigkeiten: Im Oktober 1939 wurde ich angezeigt – nie habe ich erfahren, ob von dem Rentner Mennigmann, von unserer Hausschneiderin oder von wem sonst –, ich hätte ausländische Sender abgehört, Feindsender, und ich war ungeschickt genug, das bei der polizeilichen Vernehmung zuzugeben mit der Begründung, ich hätte wissen wollen, ob England auf das großzügige Friedensangebot des Führers eingehen werde oder nicht. Hugo konnte mir über seine Berliner Freunde unaufrichtig

fällig helfen, das Verfahren wurde niedergeschlagen. Aber das mußte natürlich in der Familie bleiben. Für Dr. Steenbock hätte ich gewiß nichts bewirken können, selbst mein Bruder Hugo wäre machtlos gewesen, zumal da der Bürgermeister sich auf den ordentlichen Rechtsweg eingelassen hatte, und eigentlich müßte auch Bernhard das heute einsehen.

Was meinen Sohn und mich unterscheidet – und was uns trennt –, das ist im Grunde aber nicht so sehr die unterschiedliche Bewertung einzelner Ereignisse, Vorgänge, Abläufe, sondern eine grundsätzlich andere Sicht der Welt. Das erklärt sich nicht allein aus dem natürlichen Unterschied zwischen jung und alt, so wenig ich bestreiten kann und will, daß ich mit fortschreitendem Alter immer mehr zum Ausgleich, zum Kompromiß und zur Versöhnung neige, während Bernhard in immer noch jugendlicher Rigorosität Forderungen aufstellt, die unerfüllbar sind, nimmt man den Menschen in seiner naturgegebenen Bedingtheit und Unvollkommenheit – Normen und Grundsätze, vor denen jeder versagen muß, der sich nicht mit gleichem Ernst und gleicher Strenge moralischen Prinzipien unterordnet. Ich neige sicher von meinem Wesen her dazu, mich abzufinden, mich zu vergleichen, Zugeständnisse zu machen, möglicherweise – ich kann das keineswegs ganz ausschließen – aus Angst um meine Ruhe und Bequemlichkeit, zumal da man sich im Alter Schmerzen, Ärger und Verlusten nicht mehr auszusetzen pflegt als eben unvermeidlich; es kann aber auch sein – und ich meine schon, daß dieses Motiv bei mir mit im Spiel ist –, daß es ebenso Angst ist, mit unnachsichtiger Folgerichtigkeit anderen Menschen weh zu tun.

Hier muß ich auf den Pfarrer zurückkommen, von dem ich schon früher gesprochen habe – ein Mann namens Kalweit, der für Bernhard gerade in seinen eigentlichen Entwicklungsjahren wichtig wurde.

Pastor Kalweit stammte aus einer ostpreußischen Pfarrersfamilie. Er predigte mit kräftigem baltischem R ein entschiedenes Christentum, das seine Glaubens- und Leitsätze vornehmlich in der Bergpredigt fand – ein Mensch, alles in allem, der wohl ein Christ genannt werden konnte, ohne dem Stifter dieser Religion viel zu nehmen, obwohl unser Propst Kiekedahl – ein kerniger

Mann der guten alten Ordnung, der seine Sonntagsgemeinde gelegentlich mit gemütvolltem Plattdeutsch zu erfreuen wußte – dem kaum ohne erhebliche Vorbehalte zugestimmt hätte. »Froog nich so veell«, pflegte der Propst mit fester väterlicher Autorität Diskussionen zu beenden. »Uns' Herrgott will dat woll weeten!«

Für Pastor Kalweit waren dagegen Fragen wichtiger als Antworten, und niemals suchte er – wie Kiekedahl – Zuflucht zur allumgreifenden Gnade Gottes, wenn er selbst nicht mehr weiter wußte. Seine Kinder – drei Mädchen und ein nachgeborener Sohn – wurden von ihm und seiner pädagogisch ausgebildeten Frau gemeinsam in einem Geiste erzogen, der sie für die meisten Lehrer unserer Stadt zu ärgerlichen Problemfällen werden ließ, und sogar der Propst hatte offenbar Mühe, sich vor ihnen in seiner Glaubensgewißheit zu behaupten: Die ganze Stadt sprach davon, daß Maria Kalweit, gerade erst konfirmiert, im Sonntagsgottesdienst hörbar aufgelacht hatte – laut und ungehemmt gelacht –, als der Propst sich in seiner Predigt mit den gleichsam besitzanzeigenden Worten an die Gemeinde gewendet hatte: »Wir Frommen –«; beinahe hätte der Küster einschreiten müssen.

Kalweit war, das erkannte die Gemeinde nach und nach, ein sonderbarer, vielleicht sogar ein etwas absonderlicher Mensch. Zuerst fiel das nicht weiter auf, zumal da Kalweits Türen immer offenstanden für Bittende und Bettelnde, für Sorgende und Suchende, und auch für Eiferer, Querköpfe und Störenfriede hatte er stets Geduld und Rat. »Wer nicht zuhören kann, kann auch nicht helfen«, pflegte er zu sagen, und er wollte sich durchaus nicht darauf verlassen, daß die Hilfe bei dem Herrn allein stehe – der brauche ebenso unsere Hilfe, unsere Tat.

Der Kirchenvorstand hatte sich erst nach langen Beratungen für Pastor Kalweit entschieden – Luises Mutter wußte ausführlich davon zu berichten –, eigentlich sogar gegen den Propst, der gern wieder einen Amtsbruder von der gefälligen Art des plötzlich verstorbenen Pastors Friedrichsen gehabt hätte, fest auf beiden Beinen stehend, notfalls auch marschierend, am Stammtisch ebenso sicher und verläßlich wie auf der Kanzel, ein fähiger Diener Gottes und der Kirche und ein redlicher Bürger gleichermaßen. Diesen Ansprüchen zu genügen, fiel Kalweit offensichtlich schwer, trotz allem Eifer, den auch der Propst ihm

keineswegs absprechen wollte, und eigentlich war es deshalb für alle überraschend gewesen – auch für die, die ihm ihre Stimme gegeben hatten –, daß er am Ende doch gewählt worden war: vielleicht gerade deshalb, weil er anders war.

Noch in dem weiten Talar wirkte er hager, fast schwächling; die dunklen Augen lagen tief in dem asketischen Gesicht, und seine Predigtstimme war sanft, konnte aber selbst von den schwerhörigen Alten der Gemeinde verstanden werden. Bei der Wahl war aber wohl vor allem berücksichtigt worden, daß Kalweit aus dem Osten stammte. Die Häuser und Hütten der Stadt quollen über von Flüchtlingen und Vertriebenen aus den Provinzen jenseits der Oder, und deshalb erschien es dem Kirchenvorstand vertretbar, ja, recht eigentlich angemessen, daß auch einer von diesen Fremden in unserer Stadt das Evangelium verkündigte.

Die kluge Rechnung ging am Ende allerdings dann doch nicht auf, und das vor allem deshalb, weil Pastor Kalweit wirklich nichts anderes wollte als eben das: das Evangelium verkünden. Er war geprägt von den theologischen Vorstellungen der Bekennenden Kirche. So klang denn seine Sprache den Menschen aus dem Osten vertraut. Was Kalweit aber predigte – und er wurde nie müde, sich zu wiederholen –, das war sehr häufig nicht nach dem Geschmack und Sinn seiner Landsleute in der Gemeinde. Er sprach von Sühne und von Aussöhnung: Kein Aufruf zur Besinnung auf die ewigen Werte der verlorenen Heimat war je von ihm zu hören, kein Wort von einer Rückkehr irgendwann, und niemals kam ein Vorwurf gegen irgend jemand in Rußland oder Polen über seine Lippen. Wenn Pastor Kalweit predigte, die Rache stehe bei dem Herrn, dann begriff jeder im Kirchenschiff, daß hier nicht von Rache an anderen die Rede war, sondern von eigener Schuld.

Absonderlich erschien auch, daß Pastor Kalweit gegen alle vernünftigen Erwägungen dafür eintrat, das geplante neue Pastorat nicht an den See zu bauen – ein hübsches, passendes Grundstück war seit langem dafür vorgesehen –, sondern mitten in die Altstadt, dazu noch in die Düstere Querstraße. Dort waren zwar die Bauplätze am billigsten, jedoch nicht ohne Grund: Kein Bürger von einigem Ansehen hatte je in der Düsternen Querstraße gewohnt, keiner wollte dort wohnen.

Ich wußte noch aus meinen Kinderjahren, daß man den Weg durch diese Gasse zu vermeiden hatte, obwohl das Kopfsteinpflaster hier nicht schlechter war als in den anderen Straßen, und die Häuser in der Düsteren Querstraße waren ähnlich bescheiden, abgesehen von den hohen Ziegelmauern einer Seifenfabrik, die allerdings schon seit dem Ende der 20er Jahre stillgelegt war, und in der Straßenfront klafften Lücken. Oberlehrer Jemmer wußte die Ursache für den unausgesprochenen Bann über der Düsteren Querstraße: Hier hatte früher einmal der Abdecker sein anrühiges Gewerbe betrieben, und gleich nebenan hatte der Scharfrichter gewohnt, solange sich die Stadt einen Scharfrichter hatte leisten können, und auch die alte Frau Maassen wohnte hier, die Krankheiten besprechen und heilen konnte, gegen die alle Apotheker und Ärzte machtlos waren – die Gürtelrose blies sie kreuzweis an und hielt dabei die Bibel in der linken Hand: »Rode Ros un witte Ros / Dunkle Ros un helle Ros – / Verswinn, verswinn / Wie de Dau vor de Sünn!«, und jedermann wußte, das half bestimmt. Erst als der Propst ein Machtwort sprach – Wer denn von der Gemeinde außer Strolchen und Stromern werde bereit sein, seinen Pastor an einem Ort aufzusuchen, den ehrbare Leute seit jeher gemieden hätten?! –, wurde gegen Kalweit entschieden, und wirklich entstand dann in der Seestraße ein Haus nach neuestem Schick: weiß und geräumig, mit Flachdach, Grillplatz und Terrasse, leicht in den Abhang gebaut, mit übergroßen, isolierverglasten Schiebetüren, das Elternbad zusätzlich ausgestattet mit Dusche und Bidet – Des Herrn Wege seien manchmal ebenso wunderbar wie des Herrn Häuser, meinte Pastor Kalweit; an beides müsse man sich gewöhnen.

Schwieriger wurde es indessen für die große Mehrzahl der treuen Kirchenbesucher, dem Pastor Kalweit seine seltsamen Predigten und Sprüche nachzusehen, vor allem aber seine vielfältigen Versuche, in der Gemeinde und über sie hinaus zu wirken, zumal da es dabei allzu oft auch um politische Fragen ging, die man doch in den gewählten Parlamenten gut aufgehoben wußte. Daß Kalweits oft befremdliche Bibelzitate stets wortwörtlich stimmten – wenn auch manchmal nur in der neuesten Bibelübersetzung –, war leicht zu überprüfen; allerdings schienen die

Worte Gottes hin und wieder doch recht eigenwillig und zweckbestimmt ausgesucht zu sein. Daß Kalweit aber – gestützt auf die Bibel – hartnäckig darauf bestand, daß die Sanftmütigen selig seien und das Erdreich besitzen würden, und daraus folgte, es könne unmöglich Gottes Wille sein, Freiheit und Vaterland mit Atomwaffen zu verteidigen, das wollten viele Kirchgänger nicht am Sonntagmorgen von der Kanzel hören, nachdem der von ihnen mit sicherer Mehrheit gerade in seinem Amt bestätigte christliche Bundeskanzler erklärt hatte – und der mußte das schließlich wissen –, es handele sich bei diesen modernen Waffen um nichts anderes als um eine fortschrittliche Artillerie, auf die im Kampfe für Frieden und Freiheit nicht verzichtet werden könne.

Kalweit mischte sich sogar unter die Ostermarschierer – allerdings in Hamburg, da sich in unserer Stadt nur ein dürftiges Trüppchen für eine derartige Demonstration hätte zusammenbringen lassen –, er sammelte Unterschriften für die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie – der Propst vergaß seine berufsbedingte Milde und sprach zornig von Landesverrat –, verfertigte einen Aufruf gegen die geplanten Notstandsgesetze und fand nichts dabei, dieses Papier in seinem Amtszimmer auszuhängen, solidarisierte sich öffentlich mit aufsässigen Studenten und Kommunisten, wurde – im Talar! – bei einer Vietnam-Demonstration gesehen und scheute nicht davor zurück, nach der kampflosen Eroberung von Saigon durch die Nordvietnamesen mit seiner Jugendgruppe vor die Stadt zu ziehen und im Heidenholz ein Freudenfeuer zu entfachen – ein durchaus heidnischer Brauch, wie der Propst unserer Tageszeitung auf Anfrage erklärte. Er reiste auch in die DDR, von der er ganz ohne Anführungszeichen zu sprechen pflegte, und selbst nach Polen fuhr er und kam ohne Haß zurück – kurz: Pastor Kalweit machte sich in unserer Stadt unmöglich.

Zwar hatte sich nach und nach eine kleine Gemeinde in der Gemeinde gebildet, Luise gehörte dazu, Bernhard natürlich auch, die auf ihn hörte, ja, an ihm hing und unverdrossen zu ihm hielt, auch seine selbstverfaßten Gemeindebriefe austrug, die mit aufrehrerischen, ketzerischen Gedanken das gebotene christliche Miteinander störten und zerstörten, wie der Propst schließlich sehr deutlich urteilte. Endgültig voll war aber das Maß – und

Kalweit war gezwungen, sich irgendwo im Moor zwischen Stade und Bremen eine andere Gemeinde zu suchen, die bereit war, ihn zu ertragen –, als der Pastor in einer Predigt über Isaaks Opferung sprach und dabei die Bibel und Moses entschieden kritisierte, ja, im Grunde nicht einmal den Herrgott mit seiner Kritik verschonte: Das sei die schlimmste Geschichte in der Bibel, meinte Kalweit, wo Abraham sich anschickte, seinen Sohn zu schlachten, in blindem Gehorsam, der auch Gott gegenüber nicht erlaubt sei – kein Beispiel sei diese Geschichte, sondern eine Warnung, weil Abraham nicht zu Gott gesagt habe: Das mache ich nicht. Abraham habe versagt vor dieser Versuchung, er hätte Widerstand leisten müssen, weil der Mensch berufen sei, den Frieden auszubreiten und nicht Opfer und Angst und Schrecken – Amen! Und diese Predigt hielt Pastor Kalweit ausgerechnet am 30. Januar, obwohl direkte Zusammenhänge oder Anspielungen dann doch nicht auszumachen waren.

Damals lebte Bernhard schon seit zwei Jahren mit der zweiten Kalweit-Tochter zusammen, Margarete, in einem dritten Hinterhof in Berlin-Schöneberg. Sie studierte Psychologie, er machte den Haushalt, kochte, verdiente hin und wieder ein paar Mark als Taxifahrer, und im übrigen trieb er sich herum in Kreuzberger Kneipen und besetzten Häusern. Als ich im letzten Jahr die beiden besuchte, drei Treppen hoch, es roch durchdringend nach fremden Gewürzen und Speisen, und aus halbdunklen Fluren drang unverständliches Kindergeschrei, fand ich nur den einen Namen an der Drehklingel: KALWEIT. Sie hatten geheiratet, und Bernhard hieß nicht mehr Janus, wollte kein Janus mehr sein.

Margarete war allein zu Hause. »Mach dir nichts draus«, sagte sie. »Bernhard wollte das so, und mir ist das gleich. Es ist doch auch nicht wichtig – oder?« Später meinte sie: »Es war gar nicht deinetwegen, glaube ich – es hat wohl mit meinem Vater zu tun.«

Vielleicht fahre ich einmal zu Kalweits in ihre neue Gemeinde im Kehdinger Land – schließlich, wir sind jetzt verschwägert, und ich möchte gern du zu ihm sagen können, obwohl er mir hier immer recht fremd geblieben ist. Aber ich habe ihm nicht vergessen, daß er Hugo beerdigt hat. Als der Propst erfuhr, daß

Hugo an einer Überdosis von Schlafmitteln gestorben ist, weigerte er sich, ihn kirchlich zu bestatten, und er verreiste sogar für zwei Tage, als Pastor Kalweit das Begräbnis übernahm. Die Grabrede war sehr kurz, und trostreich war sie gewiß nicht. Doch ich dachte damals, Kalweit hätte Hugo verstanden. Vielleicht kann er mir auch etwas mehr über Bernhard sagen und über mich.

V.

Manchmal meine ich, ich könnte mich doch noch daran gewöhnen. Ich sage mir – und ich weiß ja –, daß es Schlimmeres gibt, wahrhaftig, und die Geräusche sind eigentlich gar nicht so laut, daß ich davon belästigt werden müßte. Natürlich, es stört mich, stört mich zuweilen sehr. Doch andere Menschen müssen mit ganz anderen Unannehmlichkeiten leben, leiden an strudelndem Straßenlärm vor ihren Fenstern, sind angewiesen auf hämmern-de, stampfende, dröhnende Maschinen, oder das Irrsinns-Geheul von Düsenflugzeugen verschreckt ihre Tage, die Nachtruhe wird von Wirtshaus-Gegröle zerstört, von Autotüren zerschlagen. Es ist wirklich beinahe nichts. Aber das Wissen, daß ich dem ausgesetzt, ausgeliefert sein werde bis an das Ende meiner Tage, hilflos, wehrlos, verdrießt mich, ja, es quält mich, und das hat gar nichts mit Phon-Zahlen zu tun.

Zuerst waren es nur ein paar Takte, ein kurzes, rhythmisches Lärmen unter mir, irgendeine Mechanik vielleicht, ein dumpfes Schwingen, Pulsieren, und gleich darauf war es wieder still. Natürlich hörte ich das Rumpeln, Trampeln und Poltern bei Klitzkes Einzug, das Rücken von schweren Möbeln, Klopfen und Hämmern, Schritte den ganzen Tag lang – so etwas dauert eben seine Zeit, das weiß man. Aber am nächsten Morgen war das störende Geräusch wieder da, ein einförmiges Rummeln, das plötzlich lauter wurde und deutlicher, und ich merkte: Das war Musik, eine besondere Art von Musik, die ich nicht kannte, Tanzmusik vielleicht, Rockmusik. Irgendwelche Instrumente schlugen darin einen gleichmäßigen, eintönigen Takt, ein ungeheures Metronom.

Ich saß an meinem Schreibtisch, in meinem ruhigen Gartenzimmer, und ich wollte nichts hören. Aber das Geräusch war da, nicht einmal besonders laut, aber durchdringend, ermüdend, entnervend. Ich stopfte mir die Ohren mit Watte zu, kaufte mir Oropax. Die Klänge verschwanden, aber das Dröhnen blieb, der unerbittlich geschlagene Takt.

Mein Großvater hatte ein großzügiges, geräumiges Haus für sich und seine Gäste geplant und gebaut. Die Dienstboten stie-

gen zu ihren Kammern unmittelbar über das Treppenhaus hinauf; die gewendelte Eichentreppe in der Diele führte nur bis zu den Schlafräumen im Obergeschoß. Es war daher einfach gewesen, zwei abgeschlossene Wohnungen einzurichten. Für das Dachgeschoß wurde sogar eine eigene Gasheizung eingebaut, und manchmal sehe ich jetzt tagelang nichts von den jungen Klitzkes. Aber ich höre sie. Im Jahre 1898 wußte der Baumeister Koch noch nichts von der durchdringenden Gewalt zweier 3-Wege-Boxen mit einer Ausgangsleistung von je 80 Watt sinus. Die Dielen sind, auch im Dachgeschoß, aus edlem, rötlichem Pitchpine-Holz, gelagert auf kräftigen Eichenbohlen: So ist das Haus ein einziger Klangkörper, ein gigantisches Instrument.

Am dritten Tage stieg ich die Treppe hinunter, klingelte an der Abschlußtür; ich sah, wie das Knopfauge sich verdunkelte, und dann stand ich vor der jungen Frau Klitzke. Sie war freundlich, sicher, selbstbewußt: »Ach, das freut mich, Herr Janus! Wir wollten Sie eigentlich erst zu uns bitten, wenn alles fertig eingerichtet ist – aber bitte, treten Sie doch ein! Es ist eben so, wie es ist.«

Das Dröhnen kam von oben her. Wir gingen zusammen durch die Zimmer, es war ein fremdes Haus geworden; nur die Treppe mit ihrem glatten, geschwungenen Handlauf wußte noch, daß ich einmal hier gelebt hatte. Das Schlafzimmer oben war hell, hoch und kahl, keine Gardinen an den Fenstern, die Wände streng gegliedert von weiß lackierten Bücherborden, davor ein Schreibtisch, eigentlich nur eine Platte auf zwei grau gestrichenen Böcken, überhäuft mit Büchern, Papieren und Mappen, und daneben stand der HiFi-Turm, glänzendes Chrom, ein rotes Licht, stereo, und aus den mächtigen Boxen links und rechts pummerte Musik. Als ich klagte, ich würde die Schlagbässe – störend – bis in mein Arbeitszimmer hören, drehte Frau Klitzke den Volume-Knopf zurück. Ein wenig lauter, ein wenig leiser, meinte sie, das mache ihr weiter nichts aus; sie sei allerdings beim Arbeiten – eben schreibe sie ihre Dissertation – an Musik gewöhnt, von Kindheit an; deshalb habe sie auch das separate Balkonzimmer für sich genommen.

Seitdem höre ich die Musik nur noch selten. Aber dem schlagenden Rhythmus kann ich nicht entkommen, der dumpfe

Maschinentakt bricht immer wieder zu mir durch, bedrängt mich, verwirrt mich, ärgert mich, und ich weiß inzwischen, daß ich nicht fliehen kann: Es wird sich nichts daran ändern, es ist nicht zu ändern, ich muß das aushalten, jetzt und immer. Oft stehe ich schon sehr früh auf, gegen 5, und ich sitze dann meistens schon kurz vor 6 an meinem Schreibtisch, noch etwas müde, und eigentlich weiß ich dann gar nicht, was ich schreiben soll; aber noch ist es ruhig, und ich genieße die Stille. Gegen 7 kommen dann die ersten Geräusche von unten, und bald darauf beginnt meine Folter. Von dem kleinen Radiokrächzer, der im Spiegelschrank des Badezimmers eingebaut ist, höre ich kaum etwas. Aber zum Frühstück lassen Klitzkes schon das große Dröhnen beginnen, Tag für Tag, und wenn es aufhört im Parterre, warte ich darauf, daß es oben wieder einsetzt – daß der unerbittliche Rhythmus wieder zuschlägt, gleich, jetzt, oder wann?

Manchmal bleibt es auch still, stundenlang, den ganzen Tag lang – nichts, gar nichts. Aber ich bin nie sicher, wie lange die Ruhe anhalten wird: ich habe Angst, jeden Augenblick, daß das leise Lärmen wieder beginnt, das kaum spürbare Vibrieren, und wenn ich wirklich einmal meine Angst vergessen habe, dann bricht das Schlagen wieder zu mir herein, gerade dann.

Natürlich habe ich überlegt, ob ich nicht umziehen sollte in meiner Wohnung. Aber das ist nicht möglich. Das große Zimmer zum Garten hin – die Fenster sonnig nach Südwesten – war von vornherein vorgesehen als mein Wohn- und Arbeitszimmer, sofern denn mein Schreiben als Arbeit gewertet werden kann; trotz der Dachschrägen und eines Stützbalkens in der Mitte ist es geräumig genug für Schreibtisch und Bücherschrank, Kommode, Vitrine, Borde und Tisch, und auch der alte Backensessel meines Großvaters hat einen angenehmen Platz in der Ecke gefunden. Nach vorn hin, zur Straße, liegen Küche und Bad sowie zwei kleinere Zimmer, eigentlich mehr Kammern; hier schlafe ich, und der andere Raum ist gefüllt mit allerlei Pafel und Bafel und Kram, den ich hin und wieder benötige und deshalb nicht gern im Keller abstellen will, Koffer und Möbel und Hausgerät, natürlich auch Bücher und Aktenordner, Zeitschriftenstapel, Zeitungen, Kartons mit Briefen, Andenken, Erinnerungen, dazu die

Trittleiter, der Werkzeugkasten, zwei überzählige Polsterstühle, wenn einmal Besuch zu mir kommt.

Ich kann die Wohnung nicht anders einrichten, und außerdem wäre ich noch nicht einmal sicher, daß die ärgerlichen Geräusche mich nicht auch in den Vorderzimmern einholen würden. Die Balken und Bohlen bringen den Schall von überall her im Hause überallhin, hier leise, gedämpft, dort unbegreiflich laut. Manchmal höre ich sogar Stimmen, wenn ich in meinem Bett liege, ganz deutlich, die Stimmen der jungen Leute, die unter mir ihr Schlafzimmer haben.

Wahrscheinlich hat das alles mit dem Nis Puk zu tun, der früher in unserem Dachgebälk gewohnt hat. Jetzt treibt er seinen bösen Schabernack mit mir. Natürlich erzähle ich niemandem etwas davon, wer würde mir das schon glauben, und vielleicht würden meine Angehörigen mich sogar entmündigen lassen. Aber ich weiß, was ich weiß. Tante Mute hat uns viel von früheren Zeiten erzählt, als die Menschen noch mit Elle und Fuß maßen und Zeit füreinander hatten am Abend, als der große Wald Isarnho unser Land bedeckte und die übermächtigen Götter ihren Tribut einforderten in Gold und Blut, die Unterirdischen waren noch da, und manche Märchen nahmen ein böses Ende – und niemand hat Tante Mute deshalb entmündigt.

Aus diesen Zeiten stammt auch der Kobold Nis Puk, den kaum ein Mensch je gesehen hat, weil er immer sehr schnell verschwindet, wenn jemand sich nähert. Tante Mute wußte aber, daß er nicht größer wird als ein dreijähriges Kind – höchstens drei Fuß, meinte sie –, und seine Beine sind dünn und krumm, die Arme lang, der Kopf viel zu groß, das Gesicht von einem struppigen Bart eingefast, aber die Augen sind scharf und blicken klug. Auf dem Kopfe trägt der Nis Puk eine grüne Zipfelmütze, sein Wams ist rot mit blanken Silberknöpfen, die Hosen schwarz, die Strümpfe weiß, und an den Füßen trägt er entweder grobe Holzschuhe mit holländischen Spitzen oder weiche Pantoffeln – Pampuschen, sagte Tante Mute –, so daß man ihn nachts manchmal über den Hausboden schlurfen hören kann.

Er ist ein eigenwilliger, etwas launischer Bursche, der rasch zornig wird, wenn man ihn stört oder gar beleidigt, und seine hinterlistigen Streiche sind ohne Zahl. Nur wenn man ihn so

behandelt, wie es seiner Würde als Hausgeist zukommt, bleibt er hilfreich und gutmütig und bringt dem ganzen Hause Wohlstand und Segen. Wer ihn zum Freunde hat, dem steht er auch bei der täglichen Arbeit gern bei, zumal da der kleine Kerl unglaublich stark ist. Faulheit aber und Unordnung sind ihm verhaßt – er hilft nur den Fleißigen und den Beständigen, so daß Tante Mute zu sagen pflegte, wenn es einem im Dorfe recht gut ging: »Den hat Nis Puk beraten.«

Sie haben ihn vertrieben, Fritz und die Bauleute und die um viertel Prozente feilschende Hypotheken-Bank. Es gibt keinen Raum mehr für ihn in unserem Haus. Das Dach ist abgedichtet und isoliert mit Kunststoff-Platten, die Balken sind imprägniert mit einer beißenden Lauge, jeder Winkel ist ausgenutzt und ausgerechnet. Aber Nis Puk rächt sich: Immer wieder kommt er in unser Haus, stört mich und peinigt mich, nirgendwo finde ich Ruhe, und er fragt nicht nach meiner Schuld. Ein paar Mal habe ich nachts schon meinen Namen gehört, unseren Namen: »Janus«. Das kann nur Nis Puk gewesen sein mit seinem hämischen Spott: »die Janus'« – als wenn er nicht wüßte, daß von allen Janus' nur noch ich übriggeblieben bin, ein alter Mann, der sich für seine letzten Tage nichts anderes mehr wünscht, als daß er – bitte – in Frieden gelassen wird.

Es hat mich sehr bewegt, ja, getroffen, daß Bernhard bei seiner Heirat unseren Namen abgelegt hat, als wäre das nichts. Er war doch der letzte Janus, und er ist mein einziger Sohn, war meine Hoffnung trotz allem. Aber vielleicht hatte er sogar recht, daß er auf diese Weise ein Ende setzte; ich bin nicht mehr so sicher in meinem Urteil wie noch vor wenigen Jahren, und es ist mir auch nicht mehr so wichtig.

Ich selbst bin noch aufgewachsen in dem Bewußtsein – kein Zweifel war daran erlaubt –, daß die Familie Janus etwas Besonderes sei. Victoria hatte mir schon früh aus Brockhaus' Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände – ererbt von Urgroßeltern – den Abschnitt über den großen, übermächtigen Gott JANUS vorgelesen, mit dem wir den Namen gemein hatten, ich kannte Wort für Wort: »In ihm verehrten die Römer den Gott der Göt-

ter, den Regierer des Jahres und aller menschlichen Schicksale, den Gebieter über Krieg und Frieden. Auch ward er mit zwei Gesichtern vorgestellt (einem jugendlichen und einem bejahrten), von welchen eins vorwärts, das andere rückwärts sah. Einige erkennen darin das Symbol der Weisheit, welche in die Vergangenheit und Zukunft schaut. Alle Arten von Ein- und Ausgängen standen unter seinem Schutze. Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahres, und von ihm hat noch jetzt der erste Monat im Jahre seinen Namen. Ihm war der erste Tag des Jahres und von jedem Tage die erste Stunde heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang, und er ward Vater genannt.«

Auch für meine Mutter hatte Janus diese hohe Bedeutung – mein Vater hatte ihr nichts von dem slawischen Jan gesagt, nichts von den gewaltsam bekehrten Wenden erzählt, und so gab sie ihren Janus-Stolz arglos an ihre Kinder weiter, wenn darin in ihrem Verständnis auch vornehmlich der Auftrag lag, etwas Besonderes für andere zu leisten. Wenn ich später eingesehen habe, daß der Name Janus nicht so hehr und auch nicht so makellos war, wie unsere Mutter das glaubte, so blieb doch immer ein Antrieb in mir wirksam, als ein Janus mehr zu sein als andere und mehr zu geben – und sei es nur durch ein besonders zuverlässiges Zeit-Protokoll.

Inzwischen ist mir das allerdings ziemlich gleichgültig geworden, und wenn die Firma Janus & Varena durch einen Konkurs ausgelöscht werden sollte – was hätte ich damit noch zu schaffen? Ich bin nur noch ich, und ich will nicht mehr sein als ich: ein Mensch, der zufällig mit dem Namen Janus geboren wurde, und zufällig wird dieser Name nun mit mir enden, sofern nicht irgendwo noch ein anderer Janus-Zweig existieren sollte – ich weiß das nicht, und im Grunde geht es mich auch nichts mehr an. Alles Leben erschöpft sich mit der Zeit, was sind schon zehn oder fünfzehn Generationen: Die Zeit erschöpft uns, und auch das wendische Feuer in den Janus' hat sich verzehrt. Wenn es vielleicht noch einmal wieder aufflackern sollte – Fritz und Heidi haben einen Sohn, Ernst-Wilhelm, der sich ihren vernünftigen Anpassungsregeln manchmal wohl nicht so recht fügen will, Lisas Kinder suchen in Australien ihre eigene

Zukunft, und vielleicht werde ich ja noch einmal ein Kalweit-Großvater, das ist gewiß nicht ganz ausgeschlossen –, dann unter anderen Namen, und es wird sicher anders leuchten als früher.

Eigentlich müßte ich hier auch noch Anna von Kopetzky erwähnen, Evas Tochter, deren Vater – ungenannt auf dem Standesamt – Hugo gewesen ist. Aber die alten Kopetzkys liegen schon seit 1954 auf dem neuen Friedhof hinter der Zuckerfabrik begraben, und auch Eva, die Anfang der 50er Jahre fortzog – damals hatte sie sich der kirchlichen Kunst zugewandt und mit bronzenen Altarleuchtern und Kruzifixen in altmeisterlichem Stil in Hamburger Stadtrand-Gemeinden einiges Ansehen gewonnen – ist vor einem Jahr gestorben; ihr Tod war sogar unserem Gemeindeblatt eine Sieben-Zeilen-Meldung wert. Was aus Anna geworden ist, weiß ich nicht. Immerhin, schon als Kind sah sie nicht so aus, als würde sie sich mit dem Wissen zufriedengeben, daß man für Porzellan, Glas und Silber unterschiedliche Geschirrtücher zu benutzen habe.

Ich sehe das heute alles gelassen. Leben ist im Grunde nichts als eine Frage der Zeit, der Zeitlichkeit, und in meinem Alter lohnt es gewiß nicht mehr, weit über den nächsten Tag hinaus zu sorgen. Das ist nicht Gleichgültigkeit: Gleichmut ist sicher das bessere Wort für meine Gemütslage, eine beherrschte Ruhe, die zu unterscheiden weiß zwischen Nichtigkeit und Wichtigkeit, zwischen Wert und Wenig und Null. Dabei sind für mich die Grenzen keineswegs festgelegt, und selbst die Null hat ihre Bedeutung: Sie ist ein Wert an sich, Ende und Anfang gleichermaßen, Zeichen für eine vollkommene Ausgewogenheit, die ich zum ersten Male ganz deutlich auf meiner Reise nach Südamerika erfahren und erkannt habe, 1974, als Birgit mich verlassen hatte.

Es war eine Reise auf den Spuren meiner Eltern und gleichzeitig eine Reise auf der Suche nach meinen eigenen Spuren, bei der ich einmal ganz unvermutet den Punkt Null erreichte, von dem aus mein Leben bis dahin ebenso belanglos erschien wie mein künftiger Weg: Nichts zählte mehr als der gegenwärtige Augenblick. Ich befand mich auf den fernen, unwirtlichen Falklandinseln, irgendwo nahe dem Ende der Welt, nahe auch

dem ungewissen Ort, wo mein Vater mit dem Panzerkreuzer »Gneisenau« versunken war – ein Wellengrab hieß das in der pathetisch übersteigerten Sprache meiner Jugend –, und plötzlich war ich wirklich an einem Ende.

Es war ganz ruhig in mir, ich stand allein auf der Anhöhe Sapper Hill hinter dem kleinen Ort Stanley und sah über das Meer hin, der kühle Wind griff mich an, und ich spürte, wie er durch mich hindurchwehte: Hier war ich und war doch nicht da, nicht mehr, und plötzlich überflutete mich das Bewußtsein, daß ich immer hier war und immer hier bleiben würde, ohne Erinnerungen, ohne Hoffnungen – ich brauchte nicht mehr zu tun als zu warten, daß die Zeit anhielt, endgültig, keine Sekunde mehr, und es war für mich ohne jede Bedeutung, wann das geschehen würde – jetzt war immer.

Die Ewigkeit dauerte nicht. Ich schlug den Mantelkragen hoch und stieg langsam den Hügel wieder hinab zu dem kleinen Hotel »Upland Goose« an der Hafengebucht, die so weit und so leer war wie jeden Tag; nur die armseligen, teilweise skelettierten Reste von Wracks aus der Segelschiffszeit und zwei bescheidene Motorboote deuteten an, daß der Hafen nicht ganz und gar unnütz war und vergessen. Nichts erinnerte mehr an Admiral Sturdees mächtige Flotte, die vor 60 Jahren hier ankerte, Tod in den gepanzerten Türmen und Kasematten. Nur ein bescheidenes Denkmal mit bronzener Siegesgöttin war übriggeblieben von jenen wenigen Tagen – ein einziger Tag eigentlich nur –, als die Geschichte die abgelegenen, unfruchtbaren Inseln noch einmal berührte, ehe sie sie für immer vergaß: Es lohnt die Mühe nicht mehr, heute, oder es lohnt nur, wenn einer das Nichts sucht, ein Ende, einen Anfang zum Nichts.

Das hatte ich nicht gesucht, als ich zu den Inseln hinüberflog: Die Null-Erfahrung kam für mich ganz unerwartet, ein Geschenk. Auf dem Flugplatz von Commodore Rivadavia war ich in die argentinische Propellermaschine gestiegen, die einmal in jeder Woche Postsäcke und ein paar Gäste in drei Flugstunden zu dem holperigen Flugplatz Kap Pembroke bei Stanley transportiert. Ich wollte einen Plan verwirklichen, der eigentlich schon längst überholt und überständig war, wollte als ein noch halbwegs rüstiger alter Mann einen Knabentraum zu Ende träumen: Selbst

wollte ich den Ort besuchen, wo das Leben meines Vaters geendet hatte, die Falklandinseln als Ort der Geschichte und meiner eigenen Geschichte.

Was ich mir immer wieder vorgestellt und ausgemalt hatte, wenn ich ein ums andere Mal die Falklandschlacht mit Schiffsmodellen durchgespielt und in ungezählten Varianten zu beschreiben versucht hatte: die Kulissen dieses grausamen Kampfes wollte ich sehen, und immer noch hoffte ich – gegen mein Wissen und gegen meine Erfahrung: ich wußte längst, daß Bühne und Bühnenbild belanglos sind für das, was wirklich geschieht –, ich könnte Einsichten daraus gewinnen.

Am Ende fand ich nichts, natürlich, wenn ich die unverhoffte Nichts-Erfahrung nicht rechnen will. Ich mußte einsehen – und dafür hatte ich eine ganze Woche lang Zeit, bis mich das nächste Flugzeug zum Festland zurückbrachte, und jeden Tag gab es Hammelbraten im Hotel »Upland Goose« –, daß ich einer fixen Idee gefolgt war. Die Falkland-Schlacht gab es nur noch in Büchern und in spärlichen Erinnerungen, und nirgendwo deckten sich meine Phantasien mit der Wirklichkeit, ja, sie berührten sich nicht einmal mit dem, was hier als eine eigene, seltsam isolierte Realität vorhanden war.

Da gab es das Meer rundum und da gab es den Wind, ein kalter, immer wieder heftig auffrischender Seewind von Südwest, und hineingesprenkelt in die blaugraue Leere des Atlantiks waren zahllose Inseln mit brandungszerfressenen Ufern. Beim Anflug über die bräunlichen Flecken war ein einsames rotes Dach – Menschen! – ein Halt, ein Trost, beinahe ein Punkt Glück, und dann der Hauptort Stanley, eine schüchterne Ansammlung niedriger Häuser, gezählt wie die Menschen hier, ein paar ruhige Dorfstraßen, gleichgültig, einige Wege, daneben die weiße Landhaus-Residenz des Gouverneurs mit flatternder Fahne, dann nur noch Pfade und schmale Spuren ins Land hinein, ringsum die Einsamkeit von Wolken und Hügeln und Bergen, Moore, Steine, Wind, Wind.

Was hatte das mit den verbissenen Kriegen Europas zu tun und mit dem deutschen Kreuzergeschwader, das sich am Morgen des 8. Dezember 1914 von Süden her den Inseln näherte? Ich hätte vorher wissen können, ja, wissen müssen, daß es unsin-

nig ist, betagten Träumen nachzulaufen, Vorstellungen nachzuhängen, deren Voraussetzungen längst nicht mehr gegeben sind. Geschichte ist abgelaufene Zeit, unwiederholbar.

Vielleicht stimmte es wirklich – das hatte ich mir als Junge oft überlegt und durchgedacht –, daß der Vizeadmiral Graf Spee mit seinen Kreuzern die Falklandinseln besser von Osten her hätte ansteuern sollen: Der Einblick in die Hafenecken Port Williams und Port Stanley wäre offen gewesen, der Ausguck im Mastkorb der »Gneisenau« hätte frühzeitig und vielleicht noch rechtzeitig erkennen können, daß dort überlegene britische Schlachtkreuzer lagen, und der Beobachtungsposten der Engländer auf Sapper Hill hätte die deutschen Schiffe nicht vorzeitig ausmachen können. Aber war das noch wichtig? Wahrscheinlich hätte Graf Spee die Falklandinseln überhaupt besser rechts oder links liegenlassen, eine unbedeutende Schafzüchter-Kolonie mit einer kleinen Funkstation, ganz und gar nebensächlich im Vergleich zu dem Ziel, mit dem Kreuzer-Geschwader nach Deutschland durchzubrechen, und auch die beabsichtigte Zerstörung des Arsenal und der Funkanlagen, selbst die Gefangennahme des britischen Gouverneurs konnten in ihrer Auswirkung nur geringfügig sein gegenüber dem Umstand, daß das deutsche Kreuzergeschwader sich durch einen solchen Angriff selbst entdecken und sich damit der Verfolgung durch überlegene feindliche Schiffe aussetzen würde, noch gar nicht die Gefahr gerechnet, daß die Kreuzer im Falle eines Kampfes Beschädigungen erleiden konnten, die den Durchbruch zur Heimat gänzlich unmöglich machen würden. Doch wen interessierte das jetzt noch, für wen – außer für mich in meinen unvergessenen Knaben träumen – konnte das irgendeine Bedeutung haben?

Wahrscheinlich war Graf Spee nur deshalb vor die überlegenen Geschütze des Admirals Sturdee geraten, weil er als deutscher Seeoffizier dazu erzogen worden war, militärische Erfolge zur Ehre der Kaiserlichen Marine zu suchen: Angriff also und Kampf als Parole, Sieg oder Untergang mit fliegenden Flaggen, hurra! Der profane Handelskrieg gegen unbewaffnete Kauffahrtsschiffe, der sich angeboten hätte, zählte dagegen nicht viel, und so hatte das Ende des Grafen Spee und seines Geschwaders sich auch zugetragen wie im Flotten-Kalender für die vaterlän-

dische Jugend: Die Übergabe seines völlig zusammengeschossenen Schiffes mannhaft verweigernd, bis zur allerletzten, sinnlos verfeuerten Granate kämpfend, war der Admiral mit seinem Flaggschiff untergegangen, drei Hurras auf seine Majestät den Kaiser, und kein Mann hatte sich retten können.

Doch das war längst vorbei und gewesen, eingegangen in sonore Gedenkansprachen und schon vergilbte Heldenbücher, brav bereimt von patriotischen Gelegenheitsdichtern und mit flottem Pinsel in Öl gemalt von bewährten Marinemalern, später auch sorgfältig aufgezeichnet und minutengenau nachgezeichnet in amtlichen Seekriegsgeschichten, und selbst über die Zeitunterschiede zwischen englischen und deutschen Darstellungen regte sich inzwischen niemand mehr auf. Tatsache war: Das deutsche Geschwader war vernichtet worden, und jedes Schiff war mit wehender Flagge gesunken, ehrenvoll also, was immer das auch an Blut und Brand und Wahnsinn bedeutet hatte: Im Namen der deutschen Ehre waren 2200 oder 2300 Männer zerschossen oder erschlagen worden, waren im eiskalten Wasser erfroren oder ertrunken, und mein Vater war einer von ihnen.

Niemand fragte mehr nach den Prämissen dieser Ehre, nach Notwendigkeit und Sinn des Männerspiels mit dem Tode, und auch die eigentliche Aufgabe des Kreuzergeschwaders wurde nicht in Zweifel gezogen, nämlich an fernen Küsten das imperiale Deutsche Reich – als dessen gepanzerte Faust, wie Kaiser Wilhelm gesagt hatte – zu vertreten, dabei gelegentlich auch in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten Aufstände von Eingeborenen niederzuschlagen, die sich der besseren deutschen Ordnung nicht fügen wollten.

Das war erledigt, und selbst wenn der deutsche Admiral den ungleichen Kampf vor den Falklandinseln vermieden oder wenn er ihn anders geführt, vielleicht sogar gewonnen hätte, so unwahrscheinlich, ja unmöglich das bei den gegebenen Kräfteverhältnissen auch war, wenn ihm sogar wider alle Wahrscheinlichkeit der Durchbruch zum Heimathafen gelungen wäre – im Grunde hätte das kaum etwas bewirkt. Für die trauernden Hinterbliebenen jedenfalls machte es keinen Unterschied, ob einer vor den Falklandinseln oder am Skagerrak oder sonst irgendwo den Tod fand, der damals Heldentod hieß.

Immer wieder geriet ich an diesen Punkt: Alles war längst gewesen, alles entschieden, alles vergangen, fast alles vergessen – 2300 Tote an diesem Tage, und mein Vater war dabei. Aber mein Vater wäre auch sonst gestorben, vielleicht nicht im Ersten Weltkrieg, sondern zehn oder dreißig Jahre später, vielleicht im Luftschutzkeller durch eine amerikanische Luftmine, oder an seinem Schreibtisch, ein Herzinfarkt, Schlaganfall, vielleicht auch noch später, ein alter, kranker, verbitterter Mann, zitternd und ohne Gedächtnis, der nicht mehr wagen und nicht mehr spielen konnte, nur Vorsicht, Vorsicht – wer will das wissen, wer mag darüber urteilen?

Mein Vater starb am 8. Dezember 1914, und damit mußten wir leben. Das große Wäre und das schwere Wenn zählen im Grunde nicht, sofern es um Leben und Tod geht, und recht gesehen geht es eigentlich immer darum im Augenblick der Entscheidung, auch wenn wir selbst das nicht wissen. Die Überlebenden sind die Betroffenen. Aber sie sollten nicht trauern um die Toten und ihren Tod, sondern das Ungelebte in ihrem eigenen Leben bedenken. Vielleicht war mein Vater wirklich an seinem Ende angelangt, schon damals, obwohl er erst 44 Jahre alt war. Vielleicht trifft das auch für Hugo zu, dessen Selbstmord mich lange bedrückt hat: Wieviel Heiterkeit hatte er verbreitet, ehe seine Verzweiflung ihn endlich übermannte – wie schwer müssen Leichtsinn und Lust für ihn gewesen sein, und eines Tages war dann alles verbraucht. Bernhard war der einzige gewesen, der gefragt hatte, als Kind schon, weshalb Hugo niemals traurig gewesen war. Damals wußte ich keine Antwort auf seine Frage. Denn wenn ich wirklich und ehrlich geantwortet hätte, dann hätte ich von mir selbst sprechen müssen, und das konnte ich damals noch nicht.

Mir ist der Tod seit langen Jahren vertraut, eigentlich schon von früh an. Als Kind litt ich an unklaren Herzbeschwerden, die den Sanitätsrat Cornilsen bedenklich den Kopf schütteln ließen, und ein paarmal in meinem Leben bin ich nachts hochgeschreckt mit dem sicheren Wissen, daß ich die Grenze jetzt überschritten hätte – kein Atem mehr, keine Bewegung, keine Möglichkeit mehr

für Entscheidungen –, und trotzdem kehrte ich wieder zurück.

Er ist mir wohlbekannt, der Tod, beinahe schon ein Freund, der mich abholen wird, wenn es Zeit ist; ich erwarte ihn ohne Angst und ohne Ungeduld. Das ist nicht Altersweisheit, sondern schlichte Einsicht in den Lauf des Lebens und den Lauf der Welt, abgesehen davon, daß es so etwas wie Altersweisheit wahrscheinlich gar nicht gibt: Nach meinen Erfahrungen verstärken – meistens: verhärten – sich vielmehr die Eigenschaften eines Menschen mit seinen Jahren, vor allem im letzten Lebensjahrzehnt, etwa in meinem Alter, und wenn jemand in seiner guten Zeit nicht gewohnt war, über sich und über sich hinaus nachzudenken – und das wäre doch wohl der Ansatz für jene gelassene Lebensklugheit, die wir gern Weisheit nennen –, dann wird er das gewiß nicht in seinem Alter lernen, einer Lebenszeit, die uns schon wegen unserer nachlassenden Kräfte mehr und mehr auf unser Selbst zurückverweist, in der es uns immer schwerer wird, über uns hinauszusehen und hinauszuwirken in eine bedürftige Welt, weil unsere eigene Bedürftigkeit uns allzusehr beschäftigt.

Derartige Mängel fallen uns allerdings bei anderen Menschen mehr ins Auge als beim Blick in den Spiegel; ich will mich da keineswegs ausschließen, obwohl ich vielleicht dadurch bevorzugt war – wenn man denn Erkenntnisfähigkeit als einen Vorzug verstehen will –, daß ich schon als Kind kränklich und anfällig und deshalb vom Turnunterricht ebenso ausgeschlossen war wie von den wilden Spielen meiner Altersgenossen: Ich mußte mich schonen, hatte mich vorzusehen, und deshalb blieb mir mehr Zeit zum Nachdenken, zum Sinnen und Träumen. Immerhin bin ich dabei schon 72 Jahre alt geworden; kaum einer meiner Ärzte hätte mir früher eine so lange Lebenszeit voraussagen wollen, und auch für Victoria, die immer daran gewöhnt war, sich um mich zu sorgen, ist meine alles in allem doch recht passable Gesundheit eigentlich unbegreiflich, zumal da sie selbst von einer Krankheit in die andere fällt, wie schon früher erwähnt. »Se hett dat an de Seel«, meinte schon Tante Mute vor vierzig oder fünfzig Jahren und schüttelte den Kopf. »Dor helpt nu nix, mannigeen bruk dat!«

Aber ich wollte von meiner Reise erzählen – wenn ich immer wieder einmal abschweife, gelegentlich auch langatmig werde, so mag mein Alter das erklären und entschuldigen. Allerdings

habe ich von dieser Reise keine Notizen heimgebracht, außer ein paar Zahlenangaben in meinem Taschenkalender, Ankunfts- und Abfahrtszeiten, Wechselkurse, Porti, die Nummern meiner Reiseschecks.

Ich muß daher meine Erinnerungen befragen, und das ist oft mühsam – schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß es mit meinem Gedächtnis nicht mehr zum besten steht. Meine Umgebung bemerkt das zwar nicht, noch nicht, oder man sieht und hört höflich darüber hinweg, wie damals bei meinem Schwager Ernst-Otto Meier. Als ich zur Feier seines 50. Geburtstages nach Berlin kam, 1937, hatten Meiers gerade das schöne Haus in Dahlem gekauft, eine Gelegenheit, und alles war aufs Prächtigeste gerichtet. Auch der Sommer strahlte in den üppigsten Farben, der Friede schien auf unabsehbare Zeiten gesichert, und mit dem Deutschen Reich blühte auch die Firma Janus & Varena, zumal da es Ernst-Otto in den letzten Jahren gelungen war, bei der rüstungswichtigen Einfuhr von Wolle und Häuten aus Südamerika eine beherrschende Stellung zu erlangen und zu behaupten.

Aber mein Schwager war nervös und unsicher, manchmal erschien er wie abwesend, dann wieder schob er sich aufdringlich in den Vordergrund – das hatte er früher nie getan –, und im Gespräch hielt er manchmal unvermittelt inne und wußte nicht weiter, er fand ein Wort nicht, verwechselte auch häufig Namen und Daten. Obwohl er immer zu einer geschmeidigen Verbindlichkeit geneigt hatte, einer gelegentlich übertriebenen Höflichkeit, bestand er jetzt manchmal eigensinnig auf ganz absurden Behauptungen, etwa, daß die Inflation erst im Dezember 1924 zuende gegangen sei, gerade an Lisas Geburtstag – Lisa war aber 1925 geboren worden –, oder er legte Bismarcks Todestag auf 1914. Das sei doch unvergeßlich für jeden, der das erlebt habe, diese Begeisterung, und von mir lasse er sich nichts vorschreiben, meine Mutter habe schon gewußt, weshalb sie mich unter Kuratel gestellt habe, keine blasse Ahnung hätte ich, aber das Geld der Firma könnte ich selbstverständlich gebrauchen, so seien eben die Herren Literaten, Schmarotzer alle und krank, jawohl, krank, und er sei mit seiner Geduld nun am Ende. Victoria zog mich zur Seite. »Hast du was?« fragte ihr Mann mißtrauisch. Sie flüsterte mir zu, Ernst-Otto sei jetzt oft so seltsam und

gereizt, im Herbst werde sie mit ihm zur Kur fahren, nach Badgastein, in der Firma lachten die Leute, sie müsse sich jetzt um alles kümmern.

Aber zu meiner Reise zurück, 1974, die eine Flucht war, das wußte ich ganz genau, ohne mir das damals allerdings eingestehen zu wollen. Meine in langen Jahren aufgezeichnete Vergangenheit war verloren, mein letzter Versuch zu lieben war gründlich gescheitert, mein Sohn hatte sich endgültig von mir abgewandt: Niemand erwartete noch etwas von mir, auch nicht ich selbst. Ich wußte nicht wohin. Deshalb hielt ich mich an die Spuren meiner Eltern, die in die Vergangenheit führten. Im geschäftigen Trubel von Buenos Aires – ein lärmiges, schmutziges Häusermeer, das seine Bewohner für die schönste Stadt der Welt halten sollen – stand ich vor dem kleinen Bürgerpalast mit den hohen, vergitterten Fenstern, in dem mein Vater und Herr Varena im Jahre 1899 ihre Firma gegründet hatten; über dem Eingang war noch undeutlich die verwaschene Inschrift zu erkennen, überdeckt von roten Leuchtbuchstaben, die den Namen des jetzigen Besitzers bildeten. Am anderen Tage besuchte ich auch das würdige Jugendstilhaus, vierstöckig, das Janus & Varena bis zum Zweiten Weltkrieg gehört hatte. Ich fragte herum. Offenbar gab es aber niemanden mehr in dem Haus, der noch eine Erinnerung an damals bewahrt hatte, oder besser: Ich fand niemanden, zumal da ich nahezu verloren war in dem Land, das Spanisch und eben nur Spanisch spricht.

Allerdings entdeckte ich in einem Antiquariat, dessen kundiger Inhaber die hinterlassenen Bücher deutscher Emigranten aufkauft und verramscht, zufällig ein Exemplar meiner Firmengeschichte von 1939: eine Spur, die ich hier wahrhaftig nicht zu finden erwartet hatte. Ich mochte das kleine Buch nicht liegenlassen: Für zehn DM nahm ich mit, was ich damals nicht ohne Bedenken und Skrupel verfaßt hatte, und noch immer war mir nicht wohl dabei. Meine Skizze hatte ein allzu schönes – ein geschöntes – Bild der Firma Janus & Varena und ihrer Hintergründe vermittelt, und der edle Leineneinband mit goldenem Prägedruck hatte das noch betont. Das begann gleich am Anfang:

»Am 1. Juli 1899 erschien vor dem Königlichen Amtsgericht I zu Berlin der Kaufmann Wilhelm Janus und legte eine Urkunde vor, derzufolge er sich am 3. Juni des gleichen Jahres in Buenos Aires mit dem Kaufmann Pedro Varena zu einem Ein- und Ausfuhrgeschäft unter der Firma Janus & Varena verbunden hatte. Die Gründer erklärten in diesem Schriftstück, sie verfügten über ein Gesellschaftskapital von 1 Million Mark. Der erschienene Hauptbeteiligte beantragte die Eintragung der Firma in das Handelsregister als offene Handelsgesellschaft. Damit wurde Berlin der erste Sitz des Unternehmens.«

Das kannte ich noch Wort für Wort, weil ich damals – zusammen mit meinem Schwager – Wort für Wort genau abgewogen hatte; die Gründung der Firma sollte möglichst selbstverständlich erscheinen, trotz der nicht eben alltäglichen Begleitumstände, die im folgenden geschildert wurden:

»Sodann begab sich Wilhelm Janus zur Deutschen Bank und deponierte an der Kasse den Gegenwert des Gründungskapitals in Wechseln und Schecks. Als er sich anschließend bei der Direktion melden ließ, hatten die leitenden Herren bereits Kenntnis von diesem Depot des ihnen bis dahin unbekanntem, erst 29-jährigen Unternehmers, der soeben aus Buenos Aires eingetroffen war und Unterlagen darüber vorlegte, daß ihm persönlich 55 Prozent des erwähnten Gesellschaftskapitals gehörten. Die eingehende Aussprache bei dieser so bemerkenswert zustande gekommenen ersten Begegnung sicherte der neuen Firma die weitgehende Unterstützung des größten deutschen Bankinstituts und führte zu einer mittlerweile schon traditionellen Freundschaft, deren an dieser Stelle zu gedenken den derzeitigen Firmeninhabern ein aufrichtiges Bedürfnis ist.«

Mir war natürlich bekannt – und ich möchte annehmen, daß auch die Herren der Deutschen Bank darüber Bescheid wußten –, daß mein Vater gerade zwei Jahre vorher mit einem Vermögen nach Buenos Aires gekommen war, das noch nicht einmal ein Fünftel des jetzt von ihm gezeichneten Gesellschaftskapitals ausgemacht hatte, nämlich rund 100 000 Mark. Auch das war damals für einen aus eher bescheidenen Verhältnissen stammenden 27-jährigen eine nahezu astronomische Summe gewesen, zumal da der Sparkassenangestellte Wilhelm Janus offenbar vor

gar nicht langer Zeit nur ein durchschnittliches Sparkonto sein eigen genannt hatte. Mein Vater hatte aber mit seinen gesamten Ersparnissen sowie mit einem persönlichen Kredit an der Grenze des eben noch Vertretbaren im Jahre 1895 Aktien der gerade gegründeten »Aktiengesellschaft für Trebertrocknung« in Kassel gekauft, die in kurzer Zeit über die Gründung von zahlreichen Tochtergesellschaften ein ungeheures Schein-Vermögen aufgebaut und dann die Spekulation mit Dividenden bis zu 40 Prozent, mit immer neuen Aktien sowie geschickt frisierten Bilanzen angeheizt hatte.

Daß schließlich sogar Direktoren der Gesellschaft mit Bankkrediten, die auf der Grundlage fragwürdiger Geschäftsberichte gewährt wurden – und zwar an die Gesellschaft –, Aktien der eigenen Gesellschaft kauften, um die Kurse nicht verfallen zu lassen, wird mein Vater kaum gewußt haben. Jedenfalls hatte er seine Trebertrocknungs-Aktien aber schon verkauft – und das mit phantastischen Gewinnen –, als die Börse noch immer mit steigenden Kursen rechnete. Der Konkurs der Gesellschaft – verbunden mit dem Zusammenbruch der Leipziger Bank, die von der Deutschen Bank übernommen wurde – berührte ihn nicht.

Er traf als ein wohlhabender junger Mann in Buenos Aires ein, und hier verdoppelte er sein Vermögen in kurzer Zeit noch zweimal, allerdings wieder nicht durch eigene Arbeit, sondern dank dem geschickten Ausnutzen persönlicher Beziehungen, die er als regelmäßiger Besucher eines gut geführten Etablissements in der Hafengegend gleichsam privat zu knüpfen verstanden hatte. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, die ich später aus Briefen meines Vaters an seine Eltern erfahren habe, zumal da mein Vater darin zweifellos nur einen kleinen Teil von dem angeführt haben dürfte – mein Großvater scheint ein durch und durch rechtschaffener, im besten Sinne moralischer Mann gewesen zu sein –, was an Geschäften durch seine Bücher und – wahrscheinlich häufiger – ganz ohne Bücher durch seine Taschen ging. Natürlich kann man mit den alten Lateinern sagen, daß Geld nicht stinkt, und ich möchte wohl annehmen, daß mein Vater seine erstaunlichen Erfolge nicht außerhalb dessen errungen hat, was die Gesetze seinerzeit erlaubten.

Wie dem auch sei: Es ist schon enorm, wie ein junger Mann –

der zudem die Landessprache nur sehr unvollkommen beherrschte – in wenigen Jahren ein so beträchtliches Vermögen erwerben konnte, so begabt und zielstrebig mein Vater auch gewesen sein mag. Ihn als einen Königlichen Kaufmann zu bezeichnen, erscheint mir allerdings nicht angemessen, obwohl er diese Rolle später ausgezeichnet zu spielen verstanden hat, nach allem, was ich von Mutter und auch von seinen Mitarbeitern erfahren habe. In seinem nie gezeichneten Wappenschild stand offenbar ein dreifach gestrichenes großes G: Geld, Glück, Gewinn. Noch sein letzter bedeutender Erfolg – im Sommer 1914 gelang es ihm, die Familie Varena mit einer relativ bescheidenen Summe abzufinden, und ich habe nie erfahren können, weshalb die Varena-Erben, gestandene Kaufleute, damals auf sein eigentlich unzumutbares Angebot eingegangen sind – erschien in dem Brief, in dem er meiner Mutter davon berichtete, eher wie die Erinnerung an einen geselligen Abend im Casino Baden-Baden – unglaublich: dreimal die 13 gesetzt, dreimal gewonnen!

Glück scheint sich für meinen Vater vor allem in Zahlen und meßbaren Werten verkörpert zu haben, und ich denke, er wird es deshalb auch nie gefunden, nie wirklich erfahren haben, jedenfalls ganz bestimmt nicht dort, wo er es suchte. Auch sein Triumph über die Varenas brachte ihm im übrigen nur eine kurzfristige Befriedigung: Sechs Wochen später brach der Erste Weltkrieg aus, der sehr rasch alle seine Rechnungen und Berechnungen null und nichtig werden ließ. Im nachhinein stellte sich sogar heraus, daß ein argentinischer Partner für Janus & Varena auf die Dauer von unschätzbarem Nutzen gewesen wäre. Daß mein Vater das mindestens geahnt hat, beweist sein letzter Brief aus Valparaiso; aber da war es schon zu spät.

Eigentlich hätte die Geschichte der Firma Janus & Varena in ihrem komplizierten Auf und Ab und Hin und Her von meinem Bruder geschrieben werden müssen: Hugo verstand sich weit besser als ich auf Handel und Wandel, auf Märkte, Geschäfte, Spekulationen, und er hätte bestimmt auch sehr viel weniger Skrupel als ich gehabt, über unerfreuliche oder unangenehme Dinge und Ereignisse freundlich hinwegzugehen, hinwegzusehen. Mir ist auch die Entwicklung des Handelshauses nie ganz klargeworden, das zuerst Textilien, dazu Zucker und Wein nach

Argentinien ausführte, später die gleichen Produkte von dort nach Deutschland importierte, während es in den Nachkriegsjahren Spezialmaschinen und Eisenwaren in Südamerika verkaufte, die damals auch in Deutschland Mangelware waren, und daß es einen vernünftigen Grund geben könnte, die Wolle schottischer Hochlandschafe via Hamburg nach Argentinien zu bringen, leuchtete mir schon gar nicht ein. Doch in meiner Familie galt ich als ein Literat, was immer das sein mochte, jedenfalls als ein Mensch, der sich auf geschicktes Schreiben verstand, und eben das erschien in diesem Fall besonders wichtig, weil durchaus nicht alles berichtet werden sollte, was für das Werden und die Entwicklung der Firma von Bedeutung gewesen war. Außerdem lag zutage, daß ich Zeit hatte, während Hugo zwölf Stunden lang täglich – und meistens an den Wochenenden noch im Nationalsozialistischen Kraftfahr-Korps / NSKK – damit beschäftigt war, sein eigenes Glück zu machen und zu sichern.

Vergebens suchte ich nach Vorwänden, um die unangenehme Arbeit abzuschieben: Ich verstünde doch überhaupt nichts von Salden, Konten, Soll, mein Stil sei viel zu schwerfällig, und außerdem werde die Firma im Jahre 1939 erst 40 Jahre alt – würdiger Anlaß für eine so aufwendige Festschrift könne doch erst die runde 50 sein. Aber mein Schwager Ernst-Otto – und mit ihm Victoria – bestand darauf, jetzt und gerade jetzt zu feiern; er selber fühle schon die Last der Jahre und sei sich keineswegs sicher, ob er das Jubiläum 1949 noch erleben werde; vor allem aber könne kein Mensch wissen, wie die Welt in zehn Jahren aussehen werde, ob es dann Janus & Varena, ja, ob es das Deutsche Reich noch geben werde, er hege da seine Zweifel, leider, und er ließ sich von seinem schwarzen Mißtrauen in die Zukunft auch nicht abbringen, bat allerdings sehr dringend darum, mit Hugo kein Wort darüber zu sprechen – er lege wenig Wert auf längere Erholungsaufenthalte in Oranienburg oder Dachau.

Nun war Hugo in jenen Jahren zwar sehr erfolgreich, und sein politisches Weltbild war von Zweifeln völlig ungetrübt. Inzwischen war er auch schon zum NSKK-Obersturmführer befördert worden, und er fuhr jetzt ein zweisitziges Sport-Cabriolet mit röhrendem Motor, dessen PS-Zahlen für ihn traumhaft gewesen sein müssen – immer wieder geriet er darüber ins Schwärmen.

Ich kann mir aber nicht vorstellen, daß Hugo seinen eigenen Schwager angezeigt hätte, zumal da er selbst noch mit zehn Prozent an Janus & Varena beteiligt war, und bei aller unverbrüchlichen nationalsozialistischen Glaubensstreue hätte er etwaige defätistische Äußerungen im Familienkreise wahrscheinlich doch überhört – im Zweifelsfalle wären ihm seine Grundsätze kaum so viel wert gewesen, daß er sich damit selbst geschadet hätte, ganz abgesehen davon, daß er Konflikten gern auswich, wenn sich das irgendwie machen ließ.

In diesem Sommer fuhr ich ein paar Mal mit Hugo nach Berlin, wo er, im »Kaiserhof« logierend – gelegentlich auch im »Adlon« –, verschiedene Ministerialbeamte und befreundete politische Leiter höherer Dienstgrade zu besuchen pflegte, um seine Beziehungen zu nutzen und auch – vor allem an feuchtfröhlichen Abenden – zu vertiefen.

Ich sah inzwischen bei Janus & Varena vergilbte Akten und Korrespondenzen durch und ließ mich von Ernst-Otto Meier in den Grundkenntnissen des Bilanzen-Lesens unterweisen, obwohl das für ihn beinahe ebenso schwierig war wie für mich – manches begriff ich einfach nicht, konnte zum Beispiel Passiva und Aktiva nicht unterscheiden, kann es bis heute nicht. Im übrigen war ich in Meiers Dahlemer Villa zu Gast, einem großzügigen weißen Hauskasten mit flachem Dach, dessen Räume von Monat zu Monat reicher und farbiger ausgestattet wurden.

Victoria verfolgte seit einiger Zeit sehr aufmerksam die Anzeigen renommierter Auktionshäuser; besonders Haushaltsauflösungen in den bevorzugten Wohn- und Villenstraßen des Berliner Westens besuchte sie gern, und weil auch Ernst-Otto sie entschieden darin bestärkte – Kunstwerke seien heute wahrscheinlich die beste Kapitalsanlage, meinte er, zumal da bekanntlich das, was die jetzt ins Ausland verschwindenden Herrschaften gesammelt hätten, meistens mit Kennerschaft zusammengetragen worden sei, und von Fachleuten habe er zuverlässig erfahren, daß die Auktionspreise bei weitem nicht den tatsächlichen Wert erreichten –, studierte sie sorgfältig Versteigerungskataloge, und auf den Auktionen bot sie, meist in der letzten Reihe sitzend, zurückhaltend und verständlich mit, dabei nur von wenigen erkannt, weil sie nie ohne Hut und Schleier erschien.

Ein paar Mal begleitete ich Victoria, und einmal kam ich mit dem ersteigerten Prinzenbild nach Hause, das ich nach Victorias Meinung allerdings viel zu hoch bezahlt hatte; sie selbst hob meistens Hand oder Bieter-Nummer – und häufig auch nur ein einziges Mal –, wenn sich sonst keine Interessenten fanden.

Auf diese Weise stattete sie Salon und Herrenzimmer mit kostbaren Rokoko-Möbeln aus – sie hatte sich bald spezialisiert, ging über Louis XVI niemals hinaus –, und anschließend begann sie, Ölgemälde des späten 19. Jahrhunderts zu sammeln, die häufig für geringes Geld zu haben waren, besonders Arbeiten von nicht-arischen Künstlern, für die kein Museum noch einen Pfennig zahlen wollte.

So kamen Meiers in den Besitz einer großen, sonnigen Grunewaldlandschaft, die im Treppenhaus ihren Platz fand; vorher allerdings mußte sie neu und so gerahmt werden, daß die Signatur verdeckt wurde. »Es muß ja nicht jeder den Namen Liebermann sehen«, meinte Victoria, und wenn sich doch einmal ein Gast nach dem Maler erkundigte, pflegte sie eher beiläufig zu sagen: »Irgendein Berliner, soweit ich weiß – so hat man hier um 1900 gemalt.«

Ich bin weit abgekommen, wieder einmal. Es macht mir Mühe, mich zu konzentrieren, und ich merke selbst, wie mir der Stoff meines Lebens unter den Händen zerrinnt, je älter ich werde. Die Kräfte lassen nach, und manchmal habe ich schon Angst, ich könnte genau so zerstreut und vergeßlich werden wie damals Ernst-Otto oder, seit einiger Zeit, Victoria, die sich in ihren Briefen jetzt häufig wiederholt – oder ich könnte jetzt schon so sein, und niemand mag mir das sagen, weil doch nichts daran zu ändern ist: Das Alter macht uns alle nach und nach zu hoffnungslosen Fällen.

Hugo fand damals, mit 53 Jahren, rechtzeitig einen Ausweg. Aber wer weiß schon, wann er wirklich am Ende ist? Auch Hugo war auf Vermutungen angewiesen, und er hätte natürlich noch gut ein paar Jahre leben können, vielleicht noch heute. Täglich pflegte er sich und anderen zu wiederholen – ein gehorsamer Schüler Couès –, daß es ihm gut und glänzend und schon wieder besser gehe, und auf Fragen nach seinem Ergehen kam stets zuverlässig die vorgeprägte Antwort »Ausgezeichnet!«. Wie es ihm wirklich zumute war, das dürfte er nicht einmal Dr. Martens

verraten haben. Ich weiß nur, daß es ihn sehr bekümmerte – das mindeste zu sagen –, daß er schon seit längerer Zeit bei Frauen nicht mehr das leisten konnte, was ihn in seinen jüngeren Jahren so besonders beliebt gemacht hatte – er deutete das mir gegenüber einmal mit einem dürftigen Witz an –, und es könnte sein, daß eine fortgeschrittene Prostatitis der letzte Anlaß für seinen Entschluß war, seinem Leben ein Ende zu setzen. Er hinterließ nur einen einfachen Zettel, ohne Anschrift, ohne Unterschrift: »Ich mag nicht mehr.«

Im späten Sommer 1938, als wir zusammen nach Berlin fuhren, war Hugo auf der Höhe seiner Kraft und seines Selbstbewußtseins, und auf viele Menschen wirkte er so, wie er sich fühlte: unwiderstehlich. Er war mit sich und mit der Welt vollkommen einverstanden, Sieglinde eingeschlossen. Selbst als wir einmal ein paar Kilometer vor Ludwigslust mit einer Motorpanne liegenblieben, sah er nur kurz unter die Motorhaube, zog dann die sportliche Autokappe ab – wir fuhren fast immer offen, die staubige Landschaft wehte an den getönten Gläsern unserer Sportbrillen vorbei – und meinte gelassen, fast vergnügt: »Also dann auf nach Ludwigslust – hört sich so an, als ob man da auch leben könnte!«

Im Hotel »Stadt Hamburg« – führendes Haus am Platze – nahmen wir ein Zimmer mit Privatbad, sahen uns Schloß und Kirche und Kaskaden an, und am Abend wurden wir – natürlich Hugo – fast wie von selbst zum Mittelpunkt einer ausgelassenen Runde bei Wein, Weib und Sekt – »Spess mut sin, sä de Dübel, dor klau he sin Naber de Bux!« So hatte man am Ludwigslust Stammtisch seit Jahren nicht gelacht! Den nächsten Tag verbrachten wir zwischen Hotel und Werkstatt und Hotel, lange, lähmende Stunden – vom frühen Vormittag wurden wir auf die Essenszeit, vom Mittag auf den späten Nachmittag vertröstet, obwohl der Werkstattleiter ein NSKK-Kamerad war, und schließlich mußten wir froh sein, daß wir abends noch weiterfahren konnten; auch Hugo hatte wenig Lust auf einen zweiten Stammtischabend im Hotel »Stadt Hamburg«, zumal da Sieglinde am Telefon den Verdacht geäußert hatte, er schiebe die Panne nur vor, um sich noch einen fidelen Tag zu machen – sie werde das kontrollieren.

Das Warten erschöpfte unsere Gespräche über Autos, Werkstätten, Wetter, Straßen; die Ludwigslust Tageszeitung und

die Lesemappe mit den zwei Wochen alten Illustrierten hatten wir durchgelesen, sogar zwei Kreuzwörterrätsel gelöst – Hugo beherrschte den Kreuzwörterrätsel-Wortschatz –, auch über die Frauen und über die nach Hugos Ansicht ganz ausgezeichneten wirtschaftlichen Zukunftsaussichten hatten wir ausführlich gesprochen, und nach dem dritten Könnchen Kaffee sahen wir uns schweigend an. Hugo verzehrte langsam sein viertes Tortenstück. Plötzlich sagte er, eigentlich mehr zu sich selbst: »Sie glaubt mir einfach nicht!«

Ich fragte: »Sieglinde?«, und obwohl er abwehrte – ich merkte, daß das Thema ihm nicht gefiel –, fragte ich weiter, ob denn er immer ehrlich zu ihr sei.

Er fiel ins Platt: »Mok du din egen dumm Tüch – for mi sorg ik alleen!«

Vielleicht wären wir trotzdem zu einem Gespräch gekommen – bei unseren langen, lauten, zugigen Autofahrten blieb es naturgemäß immer bei kurzen Bemerkungen und Zurufen, und gab es einmal Ruhe, dann bestimmte Hugo stets mit Erfolgsberichten aus allen Bereichen seines Lebens unsere Unterhaltung –, wären wir nicht von dem servilen Oberkellner unterbrochen worden, Glatze und Schwalbenschwanz: Es seien gerade frische Austern eingetroffen, wenn die Herrschaften vielleicht – und dazu ein kühler Chablis? Eine halbe Stunde später – wir waren noch mit den Austern beschäftigt – wurde Hugo ans Telefon gerufen: Der Motor lief wieder rund, wir konnten weiterfahren und wieder über Kurven, Wetter, Pferdestärken sprechen.

Es war dies übrigens unsere letzte gemeinsame Fahrt nach Berlin. Künftig begleitete Sieglinde ihren Mann im Sport-Cabriolet; Hugo hatte ihr von Victorias neuem Steckenpferd erzählt, und niemals kam Sieglinde jetzt aus Berlin ohne einige neu erworbene Antiquitäten zurück. Einmal begegneten sich die Schwägerinnen sogar auf einer Nachlaßauktion am Bayerischen Platz, und es gehörte zu Sieglindes glücklichsten Erinnerungen, daß sie im Bieterkampf über Victoria gesiegt hatte.

»Und was sollen wir nun damit?« fragte Hugo, als er das Tischchen auf den Notsitzen seines Wagens verstaute, eine

kunstvolle venezianische Rokoko-Arbeit: der Fuß vollplastisch ausgebildet als ein Mohrenknabe, der in der rechten Hand eine kleine Schmuckkassette hält – der Deckel ist mit einem besonderen Mechanismus zu öffnen –, während er mit der Linken eine Art von Tablett auf dem Kopf balanciert, das Ganze farbig gefaßt und reich vergoldet. »Und dafür über tausend Mark – Wahnsinn!« Das sei eben etwas für Kenner und Liebhaber, meinte Sieglinde, ein echtes Museumsstück – deshalb habe Victoria den Tisch ja auch gewollt, und Muttis bunte Keramikvase werde sich darauf besonders schön machen.

Der Tisch ist wirklich so kostbar wie originell; er steht jetzt in meinem Wohnzimmer, neben dem Backensessel, und manchmal denke ich, der Mohr blinzelt mir zu. Statt einer Vergütung für die umständliche Ordnung und Auflösung von Sieglindes Nachlaß habe ich mir seinerzeit das Mohrentischchen erbeten, und die gemeinnützige Stiftung zur Pflege verlassener Tiere in Kiel-Elmschenshagen als Universalerbin war gern bereit, mir das absonderliche Möbel zu überlassen, ja, ich wurde sogar noch nach weiteren Wünschen gefragt, gern dürfe ich mir einige Erinnerungsstücke an die großmütige Erblasserin auswählen. Für meine Erinnerungen an Sieglinde benötigte ich aber darüber hinaus keine besonderen Zeichen, zumal da unser gegenseitiges Verhältnis stets der Herzlichkeit entbehrt hat. Das soll beileibe nicht ironisch klingen – es war einfach so und war nicht zu ändern.

Hugo hatte damals das schönste Mädchen der Stadt geheiratet, darüber waren sich alle einig, eine Augenweide mit blonden Haaren, blauen Himmelsaugen, rosa Reklame-Teint, nordisch wie aus der Güntherschen Rassenlehre, von angenehmer, wenn auch vielleicht ein wenig zu schlanker Gestalt, und außerdem war Sieglinde – Hugo vertraute mir das unter Brüdern an – unberührt in die Ehe gegangen, »rein«, wie er sagte.

In ihren intellektuellen Fähigkeiten und Ansprüchen stellte Sieglinde gewiß nur städtischen Durchschnitt dar, zumal da sie nach dem erfolgreichen Besuch der Volksschule keine weitere Ausbildung genossen hatte; im väterlichen Kolonialwarenladen Borchers freundlich und aufmerksam zu bedienen – das leicht gesungene »Sonst noch etwas?« verschwand nie ganz aus ihrem Sprachklang – hatte ihr genügt. Frühzeitig aber hatte sie sich

der nationalsozialistischen Jugendarbeit gewidmet, vor allem den Jungmädeln, als deren Führerin – über die Schaft- und die Schar- und die Gruppen-Führerin war sie zuletzt bis zur Ringführerin aufgestiegen – sie unentwegt bemüht war, mit Hilfe einer durchdringenden Trillerpfeife Ordnung in die trippelnden Mädchenbeine zu bringen. Auch die politische Schulung der ihr anvertrauten Mädel hatte sie mit Eifer und ganz im Sinne der von der Reichsjugendführung gelieferten Schulungshefte stetig vorangebracht, mit Singgruppen und Chören, Blockflöten- und Handpuppenspiel weckte sie in ihnen als den Seelen der künftigen kinderreichen Familien das vorgeschriebene Empfinden für deutsche kulturelle Werte; bei ihrer Heirat konnte sie ihrer Nachfolgerin eine nahezu vorbildliche Organisation übergeben.

Sie selber stand in treuer Hingabe und aufopferungsvoller Pflichterfüllung zum Führer und zur Partei – ein Führerwort, geschnitzt in deutsches Eichenholz, hing über ihrem Schreibtisch: »Was ihr in eurer Jugend dem Vaterlande gebt, wird euch im Alter wieder zurückerstattet!« Sie war allerdings in einem Punkte nicht bereit, dem Führer und dem Volke so zu dienen, wie es von einer deutschen Frau erwartet werden mußte: Sieglinde wollte keine Kinder.

Hugo erfuhr das erst nach der Hochzeit, und er nahm das zunächst auch gar nicht weiter ernst, zumal da er auf die erprobte segensreiche Wirkung seiner Lendenkraft vertraute. Später wird er dann eingesehen haben – nie allerdings sprach er darüber, spielte statt dessen aller Welt und sich selbst eine turteltaubenglückliche Ehe vor –, daß Sieglinde frigide war, so daß auch ihre von ihm so hoch bewertete Reinheit eigentlich nichts anderes war als die Folge eines psychischen Defekts, den auch ein hingebungsvoller Glaube an die nationalsozialistische Idee nicht wettmachen konnte.

Hugo forschte allerdings nicht lange nach den Ursachen und Hintergründen: »Frauen sind eben Frauen«, pflegte er so eindeutig wie vieldeutig zu sagen, und damit waren für ihn alle Überraschungen umschrieben, auf die ein Mann beim anderen Geschlecht gefaßt sein mußte. Ob Sieglinde vielleicht durch die wütende Reinlichkeitsliebe ihrer Mutter so beeindruckt worden war – ihre Fußböden scheuerte Frau Borchers wochentäglich

intensiv und mit so scharfen Reinigungsmitteln, daß ihre rechte Hand (»meine Scheuerhand«) eine fast papierene Weiße nie verlor – oder mehr durch die Angst vor ihrem robusten Vater, der zur Bekräftigung seiner auf musterhafte Ordnung, Pünktlichkeit und unbedingten Gehorsam angelegten Erziehungsgrundsätze gelegentlich auch von seiner Körperkraft Gebrauch machte – eine ordentliche Tracht Prügel habe noch niemandem geschadet, war seine oft geäußerte Überzeugung, und im übrigen meine er es ja nur gut –, das waren Fragen, die zu beantworten sich Hugo nicht berufen fühlte, und außerdem gab es ja auch noch andere Frauen.

Nach ihrer Hochzeit – die Eltern Borchers hatten es an nichts fehlen lassen, selbst Victoria wußte kaum etwas zu bemängeln, abgesehen vom Waldorfsalat, der auf keinen Fall mit vorgefertigter Mayonnaise hätte angemacht werden dürfen – fand sich Sieglinde, kaum 21 Jahre alt, als Ehefrau eines erfolgreichen Geschäftsmannes und bewährten nationalsozialistischen Führers in einer gesellschaftlichen Stellung, der sie sich nicht ganz gewachsen fühlte. An eine Tätigkeit im Kolonialwarenladen Borchers war selbstverständlich nicht mehr zu denken, nicht einmal aushilfsweise, und außerdem verpachteten ihre Eltern bald darauf das Geschäft – Sieglindes Bruder hatte sich schon früh geweigert, sich sein Erbe in der Zucht seines Vaters zu verdienen, hatte Schornsteinfeger gelernt und dann ins Hessische geheiratet, wo er seine drei Töchter mit freundlicher Nachsicht zu erziehen versuchte, ohne großelterliche Einwirkungsmöglichkeiten. In Hugos eigenem Betrieb gab es auch keinen Platz für Sieglinde, zumal da sie allem Technischen mit einem Unverständnis begegnete, das Hugo nur seufzend als »typisch weiblich« bezeichnen konnte. So widmete sie sich erst einmal der Pflege von Haus und Garten – Hugo hatte ein hübsches Einfamilienhaus in der Hospitalstraße gekauft –, daneben aber und im Laufe der Zeit dann immer mehr der Pflege ihrer eigenen Schönheit, mit dem Ergebnis, daß sie über lange Jahre hin so gut wie unverändert zu sein schien, wenn man nicht sehen wollte, daß ihre Lippen nach und nach ein wenig schmaler und strenger, ihre Mundwinkel tiefer wurden.

Dabei fand allerdings eine langsame Wandlung in und mit

Sieglinde Janus statt: Immer weniger erinnerte sie an die aufmerksame Bedienung im Kolonialwarenladen Borchers, und auch das frische Bild der blonden Jungmädelführerin verblich. Statt dessen stilisierte Sieglinde sich mehr und mehr nach dem Bilde einer Dame der Gesellschaft mit elegant geschneiderten Modellmänteln – sie ließ nur noch in Hamburg arbeiten –, kleinen Hütchen, zarten Schleiern, der leichte Schritt bestimmt von hochhackigen Pumps, und schon nach wenigen Jahren hatte sie vergessen, wer sie gewesen war, wer sie war.

Ich mochte Sieglinde nicht besonders gern, nicht in jener, nicht in dieser Gestalt und Verkleidung, und manchmal fand ich sie sogar ein bißchen komisch. Heute weiß ich allerdings, daß mein überlegenes Lächeln falsch war und billig; denn Sieglinde war nicht glücklich, und alles, was sie suchte, war eine Möglichkeit zu leben. Vielleicht war ihr nicht zu helfen, das mag schon sein, so wenig wie Hugo zu helfen war. Komisch aber war sie gewiß nicht, eher schon eine traurige Gestalt, und Hugo stand nur neben ihr, ein wenig achselzuckend und trotzdem bewundernd, und zahlte bereitwillig für perlgraue Kostüme, halblange Persianerjacken, Pariser Seidenstrümpfe, Blusen aus feinstem Schweizer Batist. »Sie ist schon eine tolle Frau!«, sagte er, sich selbst auf die Schulter klopfend. »Der Obergruppenführer war neulich auch ganz hingerissen.«

27 Jahre lang lebten die beiden nebeneinander her. Nach Hugos Tod weinte Sieglinde tagelang; sie war ganz und gar untröstlich, und ein volles Jahr lang trug sie Schwarz, mit kleinem Hütchen, zartem Witwenschleier. In allen Zimmern ihres Hauses standen jetzt Photos von Hugo, oft sogar zwei oder drei Bilder aus glücklichen Zeiten, und wenn ich Sieglinde traf, sprach sie nach kurzem Wie-gehts-wie-stehts immer wieder von Hugo, von ihrem Hugo und von ihren glücklichen Ehejahren mit Hugo, ein wunderbares, reiches Leben, ein wunderbarer Mensch. Das war für sie jetzt Wahrheit und Wirklichkeit, in diesen einsamen Jahren nach Hugos Selbstmord, und was sonst noch gewesen war an Kälte und Nichtverstehen, Verstimmung und Verzweiflung, Verlorenheit und Haß – es war gewesen, war vergessen, alles war wieder gut. »Du weißt das doch auch«, sagte Sieglinde und bat mich immer wieder um Bestätigung ihrer Phantasien. Ich nickte,

was sollte ich tun: »Ich habe Hugo auch sehr gern gehabt.«

Am Ende war dann allerdings wohl doch nicht alles gut gewesen. Sieglinde konnte nicht sterben, und sie starb fast ein Jahr lang. Sie war erst 60 Jahre alt. Doch unter der sorgfältig gepflegten Pudermaske vergreiste ihr Gesicht. Damals begann sie, Testamente zu schreiben. Es muß wie ein Zwang für sie gewesen sein, wahrscheinlich ein letzter Versuch, sich die Aufmerksamkeit, vielleicht die Zuneigung ihrer Verwandten zu erkaufen. Abschriften, später Fotokopien, erhielten jeweils alle von ihr Bedachten, Kusinen, Neffen und Nichten, manchmal auch ich, und immer war Victoria dabei mit irgendeinem ziemlich wertlosen Vermächtnis, eine gebrauchte Küchenmaschine, ein Schuhschrank, zwei Hüte.

Sieglinde wird gewußt haben, daß das jeweils zuletzt geschriebene Testament alle vorhergehenden ungültig werden ließ, und sie machte ein Spiel daraus. Von einem Notar wollte sie nichts wissen: Abgesehen von den Kosten – schließlich lebe sie noch und sei bei klarem Verstande, und wenn sie sich erst einmal richtig erholt habe, Bad Kissingen sei ihr sehr empfohlen worden, dann werde sie alles noch einmal genau überdenken, es werde jeder gerecht bedacht.

Dann war sie plötzlich tot, und beim Amtsgericht trafen sich die verschiedenen Erben mit verschiedenen Testamenten – sogar Victoria ließ über ihren Rechtsanwalt vorsorglich Ansprüche anmelden: ein Schuhschrank, lackiert –, die sich aber fast alle durch jeweils später datierte testamentarische Bestimmungen ausschlossen, und zuletzt fand ich noch eine ordnungsgemäß datierte und von Sieglinde eigenhändig mit vollem Namen unterzeichnete Notiz – zwei Wochen vor ihrem Tode niedergeschrieben –, daß alle bis dahin von ihr aufgestellten Testamente einschließlich der darin erwähnten Vermächtnisse ungültig sein sollten.

Aber ich habe vergessen, irgendwie – ich wollte doch noch von meiner Reise erzählen, im Spätherbst 1974. Ich war auch auf Feuerland, stand frierend am Beagle-Kanal und sah zur Picton-Insel hinüber, wo die deutschen Kreuzer Anfang Dezember 1914 zum letzten Male gekohlt hatten, und mein Vater war dort umgestiegen auf die »Gneisenau«. Schwere Wolken zogen über das dunkle Wasser, die Küsten und Berge drüben waren

fast farblos düster, nur fern darüber kam manchmal ein spitzes Gletscherweiß in Sicht, und irgendwo hier war der Segler »Drummuir« versenkt worden, der das Geschwader mit seinem Kohlenvorrat aufgehalten und damit bewirkt hatte, daß Admiral Sturdee gerade noch rechtzeitig zu den Falklandinseln kam, um das deutsche Geschwader empfangen und vernichten zu können.

Auch in Valparaiso war ich, strahlende Sonne über der weiten Bucht, hügelan steigend die Stadt, anmutig und heiter – die patrouillierenden Soldaten des Putsch-Generals Pinochet konnte man leicht übersehen –, und unten im Hafen bunte Handels- und stumpfgraue Kriegsschiffe, ein chilenischer Kreuzer mit gepanzerten Doppeltürmen, so überflüssig wie alle anderen Kreuzer der Welt, oder es muß jemand wirklich daran glauben, daß es süß und ehrenvoll sei, für dieses oder jenes Vaterland zu sterben; für den Heldentod eignen gepanzerte Schiffe sich allemal.

Vor einiger Zeit habe ich das Tagebuch gelesen, das der britische Gouverneur der Falklandinseln in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges geschrieben hat, Sir William Allardice, der fest entschlossen war, für Ehre, König und Vaterland den Kampf um die Falklandinseln aufzunehmen und zu bestehen, obwohl er nur über insgesamt 121 alte Gewehre und zwei Vorderlader verfügte, Sieg oder Tod. Sir Allardice rechnete schon fest damit, daß die deutschen Barbaren auf seinen Inseln landen würden, als Graf Spee seinen Entschluß noch gar nicht gefaßt hatte, und weil er sicher war, daß die Hunnen auch hier – wie überall in Belgien – den Frauen und Kindern die Hände abschneiden und die Bäuche aufschlitzen würden, gab er strengen Befehl, daß nur die wehrfähigen und bewaffneten Männer in Stanley zurückbleiben dürften, zwölf Dutzend zu allem entschlossene Falkländer, die notfalls der gepanzerten deutschen Übermacht unter Mitnahme der Fahne weichen, den Kampf aber vom unwegsamen Landesinnern aus bis zum siegreichen Ende fortführen sollten. Zwar hatten sich zuletzt die wohldurchdachten strategischen Maßnahmen des Gouverneurs als überflüssig erwiesen, weil die Schlachtkreuzer des Admirals Sturdee das deutsche Geschwader vor irgendwelchen Landungsversuchen versenkt hatten. Für seine Umsicht und vorbildliche Tapferkeit wurde aber auch Sir

William Allardice von seinem König ausgezeichnet, ein Vorbild für künftige Zeiten, dreimal hurra.

Wer kümmert sich heute noch darum, außer mir? Beiderseits sind die Helden in amtlichen Listen von Orden und Gräbern verzeichnet, in klimatisierten Archiven begraben worden, und inzwischen gibt es schon wieder einige Millionen tote Helden mehr. Nur wenn man sich auf einen einzigen Punkt konzentriert, irgendeine Stadt in Frankreich, ein Dorf in Kroatien, ein Hafen auf der Krim, ein Haus in Berlin – oder eben die Falklandinseln, längst wieder von der Geschichte vergessen –, erfährt man vielleicht etwas mehr, kann man vielleicht sogar etwas lernen, und seien es nur die doppelten Wahrheiten, die doppelten Lügen aller Kämpfe und Kriege. Aber wer will schon lernen? Es ist eine bescheidene Wahrheit für Kinder und alte Menschen, die nichts oder nichts mehr entscheiden, daß jede Wahrheit mehrere Seiten hat, daß vor allem *die* Wahrheit fragwürdig ist und schillernd und daß man nirgendwo auf der Welt die ganze Wahrheit finden kann. Die Handelnden allerdings, die Sirs und die Admiräle, Generäle, die planenden Köpfe ebenso wie die tapferen Opfer, sie brauchen die schlichten Wahrheiten, die einfachen Glaubenssätze: Sperrige Fragen und spitzfindige Zweifel verderben die klügsten Pläne, lähmen Leistungswillen und Kampfesmut – Kriege wären so nicht zu führen, jedenfalls nicht zu gewinnen.

Ich war auch in Osorno, eine nachtlange Bahnfahrt von Santiago entfernt, tief im Süden Chiles, ein Städtchen in freundlichem Regen grün, und ich fand sogar einen Vetter, vielleicht auch schon der Sohn eines Veters, irgendein Enkel, der mich im fließenden Deutsch meiner Mutter begrüßte. Das Haus meines Großvaters war abgerissen worden, der Neubau lag herrisch allein. Auf meine Frage nach den Hütten der Landarbeiter, von denen meine Mutter erzählt hatte, winkte der Vetter ab: Er beschäftigt jetzt nur noch drei Leute, und wenn die neue Melkmaschine geliefert werde – dank den Generälen könne man jetzt ja wieder alles im Ausland bestellen –, könnte er noch einen Indio entlassen, die wären heute alle zu anspruchsvoll, da habe man sich eben umstellen müssen.

Bernhard meint, ich sei lebenslang ein Träumer gewesen. Vielleicht hat er recht. Wahrscheinlich war mein Schreiben nichts anderes als der Versuch, aus meinen Träumen herauszufinden, die Wirklichkeit zu erreichen – ein hoffnungsloses Unterfangen, wie sich gezeigt hat, jedenfalls für einen Träumer, zumal da Wirklichkeit für mich immer mehr bedeutet hat als das, was ich sah, was ich hörte, fühlte, erfuhr. Das trifft sich, seltsam genug, mit einer Bemerkung von Bernhard: In Indien, erzählte er, gelte die bloße Realität sehr wenig, weil die eigentliche, die »richtige« Wirklichkeit dahinter vermutet werde, verborgen hinter dem dichten Schleier des Wahrnehmbaren, Konkreten. So versuchte ich in meinen Protokollen nicht nur die vielfältigen Formen und Farben, die Schatten und die Tiefen meiner Umwelt und der Menschen darin zu erfassen und festzuhalten über den Tag hinaus: In dieser erkennbaren, erfahrbaren Wirklichkeit wollte ich auch das beschwören, was unter der Oberfläche wirkte, die Träume, die Zauber, die Wunder der Welt. Das ist mir, ich weiß das längst, nicht gelungen, konnte mir nicht gelingen: Ich bin kein Magier, nicht einmal ein Priester, weil ich keine Wahrheiten zu verkünden habe.

Wenn ich in meinen wiedergefundenen Aufzeichnungen blättere, schäme ich mich zuweilen: So viel von mir ist darin – und so viel Überflüssiges –, so wenig von der Welt und ihren Wirklichkeiten. Dafür habe ich jahrzehntelang an meinem Schreibtisch gesessen, für nichts anderes lebend als für mich und ein eingebildetes Werk – und dabei lebend auf Kosten anderer Menschen.

Bernhard hat schon recht: Ein Träumer war ich, bin ich noch immer, ein Narr, und das Alter macht diese Erkenntnis nicht leichter, im Gegenteil – die Hoffnung hat jetzt ihren letzten Halt verloren, nämlich die Zukunft. Ich sehe selbst, daß ich immer nüchterner werde, trockener, matt, und wenn ich früher manchmal gehofft habe, es würde mir vielleicht noch einmal das Heitere gelingen – etwas, das sich mir in meinen jungen Jahren immer verwehrte –, dann weiß ich heute, daß ich auch diese Illusion begraben kann. Zwar verstehe ich mich recht gut auf Spöterei und Stichelei, auf Spitze, Witz und Ironie; aber im Grunde sind das nur Ausflüchte, mit denen weder mir noch anderen zu helfen ist – ich kann nur lachen! Durch Hugo, der alles lustig zu erzäh-

len wußte, und der Beifall seiner Zuhörer schien ihm immer Lohn genug, habe ich erfahren, daß Lustigkeit am Ende mit Verzweiflung bezahlt werden muß, und das ist gewiß nicht billig.

Von Sieglinde wollte ich noch erzählen, von ihrem Nachlaß, ihren Erben. In ihren letzten Lebensjahren hatte meine Schwägerin zunehmend unter ihrer Einsamkeit gelitten. Die Eltern waren längst gestorben, den wenigen Jugendfreunden hatte sie sich entfremdet, und weil sie ihr Vermögen mit schmalen Lippen zählte und es ängstlich hütete – und keinen Rat wollte sie annehmen aus Furcht, sie müßte dann den Umfang ihres Wohlstands offenbaren –, mochte sie auch nicht den Bonus der Reichen nutzen und sich durch Freigebigkeit Freundschaften oder doch mindestens Freundlichkeit erkaufen.

Mit zunehmenden Jahren und mit der Verschlechterung ihres Zustandes wurde sie zudem von einer buchstäblich sinnlosen Angst geplagt, sie könnte eines Tages mittellos dastehen; die Sparsamkeit, mit der sie ihren Witwenhaushalt seit langen Jahren geführt hatte, verengte sich zu harschem Geiz. Nach ihrem Tode fand sich außer dem schuldenfreien Haus in der Hospitalstraße mit Antiquitäten, deren Wert sich seit den 30er Jahren vervielfacht hatte, ein Geldvermögen in Papieren und Konten von nahezu einer halben Million Mark. Doch den Kühlschrank in der Küche hatte sie abgestellt, offenbar um Strom zu sparen – außer einer halbleeren Tüte Magermilch enthielt er auch nur eine angebrochene Packung Diät-Margarine, dazu zwei Dosen Schmalzfleisch aus der Bundesreserve sowie ein Sonderangebot in Würfelzucker, fünf Pakete à 500 Gramm –, die Zimmer des Hauses waren mehr oder weniger verstaubt, weil Sieglinde schon seit Jahren keine Putzfrau mehr beschäftigt hatte – sie könne sich das einfach nicht leisten, hatte sie immer wieder geklagt –, und im Vorgarten überwucherte das Unkraut schon lange die Wegplatten.

Am Tage nach Sieglindes Tod kam Fritz Meier aus Hamburg, um zu regeln, was geregelt werden mußte, möglicherweise auch in der Hoffnung, er gehöre zu den Erben. Ich hatte die Notiz, mit der Sieglinde zwei Wochen vor ihrem Tode alle ihre Testamente für ungültig erklärt hatte, dem Amtsgericht zugestellt, und anderes – etwa später geschriebene Verfügungen oder

Vermächtnisse fand auch mein Neffe nicht, trotz intensiver Suche. Nach den gesetzlichen Bestimmungen erbten damit die nächsten leiblichen Verwandten, und das waren nach dem Tode von Sieglindes Bruder dessen Kinder.

Zur Beerdigung kamen deshalb aus Kassel, Wuppertal und Aurich die Nichten angereist, jeweils mit Ehegatten, ganz und gar schwarz gekleidet im Versandhaus-Schick und mit angemessenen Trauermienen. Sie hatten nicht an übergroßen Kränzen gespart, warfen auch edle Rosen in das offene Grab, weinten sogar in ihre Spitzentaschentücher, und nach dem gutbürgerlichen Leichenschmaus im Restaurant »Zur krummen Eiche« erbaten sie, jetzt wieder gefaßt, von mir die Schlüssel zu Sieglindes Haus und Einbau-Safe. Ich führte sie in der Hospitalstraße selbst durch die Zimmer, übergab ihnen Sparbücher und Depotauszüge, sprach mit ihnen auch über den Wert und die Verwertungsmöglichkeiten von Haus und Garten, und weil sie mir bei alledem verständlich und höflich folgten, rechnete ich kaum noch damit, sie wiederzusehen; den Erbschein wollten sie am anderen Tage selbst auf dem Amtsgericht beantragen.

Spätabends aber kam ein Anruf: Ob ich nicht doch noch einmal zu ihnen kommen könnte, sie hätten gern meinen Rat, brauchten möglicherweise ein vermittelndes, klärendes Wort. Schon beim Eintreten sah ich, daß es Streit gegeben hatte. Die Frauen saßen mit roten Köpfen um den Couchtisch herum; die Männer gingen in unterdrückter Erregung hin und her, dichter Zigarettenqualm waberte durch das Zimmer.

Im Grunde ging es um beinahe nichts, gemessen am Umfang des gemeinsamen Erbes. Doch eine kleine Meißener Tasse, ein stockfleckiger Kupferstich von Verona, die Sesselgarnitur aus Büffelleder, der Biedermeier-Schreibtisch, das Mohrentischchen waren offenbar Kostbarkeiten, über deren Wert und Anrechnung sich vielleicht noch die Männer einigen konnten, nicht aber die Erbinnen selbst, und auch meine Ratschläge zu gutlichem Vergleich und großzügigem Verrechnen fruchteten nichts, im Gegenteil: Am Ende vereinigten sich sogar alle sechs gegen mich, nannten mich alt, verkalkt, senil, schimpften mich einen Schlawiner, ja, einen Erbschleicher – ich wünschte ihnen allen Glück und ging, unbegleitet, hinaus.

Auf dem Flur strich ich dem Mohren über die Schulter, und dabei muß ich wohl seine rechte Hand berührt haben: Der Dekkel des Schmuckkästchens schlug auf, und darin lag Sieglindes allerletzter Wille, drei Tage vor ihrem Tode sorgfältig mit der Hand geschrieben, datiert und mit dem vollen Namen – geborene Borchers – unterzeichnet: Ihr ganzes Hab und Gut sei bestimmt für die gemeinnützige Stiftung zur Pflege verlassener Tiere in Kiel-Elmschenshagen.

Ich will nicht sagen, daß die folgende Szene nicht auch ein wenig komisch war, und wenn ich mir vorstelle, daß Hugo die Geschichte erzählt hätte: Es wäre ein ungeheurer Lacherfolg geworden, ein ganzer Kegelverein hätte unter dem Tisch gelegen. Aber ich konnte nicht lachen.

Da gab es sechs Menschen mit ihren Hoffnungen und Wünschen und Träumen, und plötzlich blieb nichts davon nach. Das Testament wurde von Hand zu Hand weitergereicht. Vielleicht sei Tante Sieglinde so kurz vor ihrem Tode doch nicht mehr ganz bei Trost gewesen, meinte die älteste Schwester, obwohl man das sicher kaum werde beweisen können. Die zweite flüsterte eine Weile mit ihrem Mann, dann kamen die beiden aus ihrer Ecke heraus mit dem Vorschlag, man könne ja doch diesen Zettel übersehen haben, zum Beispiel, bei dieser Unordnung, oder man könne ihn einfach verlieren – die Tante habe doch nie etwas für Tiere übrig gehabt, im Gegenteil, nicht einmal eine Katze sei in ihr Haus gekommen, und sie habe immer gesagt, daß die Nichten einmal alles erben sollten, und selbstverständlich würden die Erbinnen mich für meine wertvolle Hilfe bei der Nachlaßverteilung angemessen entschädigen – mit 100000 DM vielleicht? Man wolle da gern großzügig sein.

Zuerst verstand ich den Vorschlag gar nicht richtig. Ich sah die Frauen in ihrem falschen Trauerstaat an, sie waren Anfang 40, Mitte 40, freundliche Mütter und Bausparerer-Gattinnen, Halbtagsverkäuferinnen vielleicht und Aushilfssekretärinnen, ein wenig rundlich schon und ein bißchen bequem, alle drei mit kostbar gepflegtem, auf ein modisches Silberblond hin getöntes Haar. Sie waren aufgewachsen fern von ihren staub- und ordnungs- und pfennigbewußten Großeltern, hatten als Kinder jeden Tag schon mit dem ersten Frühstück das solide Selbstbewußtsein ei-

ner selbständigen Handwerkerfamilie in sich aufgenommen, ohne daß das Geld jemals zu mehr gelangt hätte als zu dem Notwendigen, Alltäglichen, und später hatten sie es dann mit strebsamen, fleißigen Männern – kleinen Handwerkern und mittleren Angestellten mit bescheidenen Aufstiegschancen – zu etwas Eigenem gebracht, einem Auto, einer altdeutschen Schrankwand, einem Reihenhaus.

Tante Sieglindes Erbschaft war für sie alle die große, die kaum je erwartete Möglichkeit gewesen, einmal herauszukommen aus dem mittleren Durchschnitt: plötzlich frei zu sein von Hypothekenzwängen und Prämienparverträgen, offen zu sein für Träume und Phantasien, beinahe ein Lottogewinn – weshalb nicht eine Ferienwohnung auf Teneriffa, ein Urlaub auf Tahiti, eine Reise um die Welt?! Und für die Kinder wäre immer noch reichlich genug geblieben. Jetzt, mit diesem schäbigen Zettel-Testament, wurden sie wieder zurückgestoßen in ihre bescheidenen Existenzen, in ihre alltäglichen Sorgen, ihre mittelmäßigen Erwartungen, die sich ausrechnen ließen mit dem billigsten Taschenrechner, bis zur letzten Rate der Grundschuld, bis zum ersten Rententag, bis die Kinder ausgelernt hatten oder tatsächlich Assessor geworden waren, Anfangsgehalt nach IIa – bis zum Ende, die knapp gezählten Jahre, keine geschenkte, sondern eine mühsam verdiente Zeit, wenn nicht noch vorher ein Unfall oder das Herz oder die Schmerzen im Unterleib – Krebs? – alle Rechnungen ungütlich machen würden.

Ich fand das nicht lustig, sondern ziemlich traurig. Doch es fehlt mir eben die Begabung für das Heitere.

VI.

Sonnabends ist mein Vormittag kurz, weil gegen halb 11 Frau Abercron kommt: rasch etwas aufgeräumt nach dem Frühstück also – Frau Abercron erhebt von jeher Anspruch auf eine gewisse Vor-Ordnung –, die Post durchgesehen, die Zeitung, zwei Briefe geschrieben und eine Überweisung, und heute setzte ich mich dann in die Kammer, um die vergilbten Zeitungsstapel nach einem Aufsatz über die Jugendrevolte durchzustöbern, an den ich mich dunkel erinnerte – mir war so, als würde ich darin das Schlüsselwort finden, ein Lösungswort für mich, für meinen Sohn. Ich geriet aber an Thümmels »Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich« und las mich darin fest, und dann rief Fritz an: Er habe gerade in der Gegend zu tun, geschäftlich, und ob ich wohl eine halbe Stunde Zeit für ihn hätte?

Er trat zögernd ein, sah sich vorsichtig um, als fürchte er sich vor einem verborgenen Angreifer, und dann flüchtete er sich in den Backensessel. Umständlich begann er, seine Pfeife zu stopfen, versuchte ein Lächeln; er sah blaß aus, übernächtigt vielleicht, überanstrengt. Endlich zündete er sich die Pfeife an und sagte: »Schön hast du's hier – wirklich, richtig gemütlich – nicht?«

Ich sei zufrieden, meinte ich, alles in allem, in der Beschränkung zeige sich bekanntlich der Meister, und ich fragte nach Heidi und Erne.

»Danke!«, sagte er, und ich bemerkte, daß seine Haare schon schütter geworden waren und grau; der knollige Pfeifenkopf aus glänzendem Bruyère-Holz bildete einen seltsamen Gegensatz zu seinem vergrämten Gesicht. »Man hat eben immer zu wenig Zeit für die Familie – du weißt ja, die Firma, die ewige Hetze, das macht mir manchmal schon schlaflose Nächte, ehrlich gesagt. Aber schön, daß du es hier so schön hast!«

Ich wartete. Fritz war gewiß nicht gekommen, um meine Dachwohnung zu bewundern. »Wirklich sehr schön«, begann er wieder. »Und alles so praktisch!«, und er nannte es eine gute Idee, den Schreibtischaufbau zu kappen – »Aber den Mittelschrank hebst du doch auf, ja?« –, und der Bücherschrank habe noch nie

so gewirkt wie hier, so repräsentativ. Dann rieb er an dem ver-
bissenen Pfeifenstiel und schwieg.

Ich fragte: »Ist was mit Janus & Varena?«

Nein, nein, beteuerte er, keineswegs, da sei alles in bester Ord-
nung – natürlich gebe es hin und wieder schon mal Probleme,
wie überall heutzutage, aber die Firma sei kerngesund und im-
mer noch ausbaufähig, gar keine Frage, auch wenn man nun ja
noch vier Jahre länger mit den Sozialliberalen auskommen müs-
se. Er selbst habe einige neue Perspektiven entwickelt, natürlich
ganz im alten, bewährten Rahmen und grundsolide, das verste-
he sich ja von selbst, man müsse jetzt erst mal durch die Krise
hindurch, das sei schließlich global – er behalte das Ziel fest im
Auge, und das RKW habe in seinem Gutachten auch anerkannt –
ja, das Rationalisierungskuratorium der Wirtschaft, lauter erst-
klassige Fachleute, ich brauchte mir also keine Sorgen zu ma-
chen, das schaffe er schon.

Ich bot ihm eine Tasse Tee an.

»Danke, gern, wenn's keine Umstände macht. Aber nicht so
stark, bitte, mein Herz, ich habe einfach zu viel um die Ohren,
müßte eigentlich längst schon mal raus, und dazu noch Muttis
Briefe, du kennst sie ja, sie meint es natürlich nur gut, aber für
mich ist das ein ständiger Streß, verstehst du? Und Heidi liegt
mir jeden Tag in den Ohren, ich soll mich schonen – ja, Puste-
blume, da schon' dich mal, bei dieser Lage, die Zinsen steigen
auch schon wieder, und jetzt noch Ernst-Wilhelm, also das macht
mich fix und fertig!«

»Erne?«, fragte ich. »Wieso?«

Er rutschte noch tiefer in den Sessel hinein, blies blauen Qualm
gegen mich, nickte melancholisch. »Er ist fort«, sagte er. »Ver-
stehst du: seit drei Wochen schon – einfach fort, und nun sitz' ich
allein da mit allem, und Heidi weint sich die Augen rot und gibt
mir die Schuld, wo ich ihm doch immer wieder geholfen habe,
ich will das gar nicht zusammenrechnen, und Mutti – seitdem
sie weiß, daß Erne weg ist, ich konnte ihr das doch nicht ver-
heimlichen – schreibt nicht mehr, keine Zeile, ruft nicht einmal
an, verstehst du: als ob sie mich aufgegeben hätte! Und deshalb
dachte ich – ich meine, du hast doch auch den Ärger mit Bern-
hard gehabt und weißt, wie so etwas läuft und was man da tut,

ich meine, was man dagegen tun kann und was man besser sein läßt, man will ja schließlich sein einziges Kind nicht verlieren, schon wegen der Firma. Und da wollte ich einfach mal mit dir sprechen, ganz offen und unter Männern. Denn das ist doch nicht normal, daß ein junger Mann aus besten Verhältnissen – kann man doch wirklich sagen – von einem Tag auf den anderen verschwindet, und nun warten wir täglich, daß er sich meldet – nichts, gar nichts! Geld genug hat er ja eingesteckt und auch seine Diners-Karte, und der Flug wurde gerade gestern vom Firmenkonto abgebucht, einmal Bombay einfach – Indien war ja schon immer sein Traum, und von dort her dauert die Post natürlich etwas länger. Aber was soll das Ganze – ich meine, das ist doch nicht normal, einfach verschwinden, ohne ein Wort zu sagen, das ist doch irgendwie –. Liegt das vielleicht in der Janus-Familie?«

Ich wußte nicht, was ich Fritz sagen sollte, wie ich ihm raten und helfen konnte. Damals war ich selbst hilflos gewesen, als Bernhard zum erstenmal nach Indien aufgebrochen war, zwanzigjährig, in einem Uralt-Kombi, den wenig mehr als der Rost zusammenhielt, zusammen mit zwei seltsam weichen, etwas schmutzigen Freunden, und er war auf eigene Kosten und eigenes Risiko gefahren. Ernst-Wilhelm Meier hatte sein Leben bis dahin offenbar genau so gelebt, wie seine Eltern das von ihm erwarteten: Schule und Abitur, Bundeswehr, Leutnant der Reserve, anschließend das Studium von Volks- und Betriebswirtschaft mit einem soliden Diplom-Examen, sogar eine richtige Verlobung mit der ansehnlichen Tochter eines Hamburger Kaufmannshauses hatte es gegeben – Doppelkarten in Büttchen –, alles nach Wunsch, und wenn doch einmal Probleme aufgetaucht waren – Erne neigte wohl zu einem etwas aufwendigen Lebensstil –, dann hatte Fritz das jeweils stillschweigend »überbrückt«, wie er sagte.

Ich hatte Erne selten gesehen, kannte ihn kaum; Meiers Sonntagsausfahrten führten niemals zu mir, und wenn ich einmal in Hamburg zu tun hatte, zog es mich nicht in die Othmarscher Villenstraße, wo Heidi, angetan mit einer weiß gestärkten Kittelschürze, ihren exakt geplanten Hausfrauentag dem Wohlbefinden von Mann und Sohn widmete.

Bis dahin hatte ich eigentlich immer nur Gutes von Erne gehört, meistens über Victoria: ein aufgeweckter Knabe, ein strebsamer Jüngling, ein gepflegter junger Mann, der seine vielfältigen Begabungen und Interessen klug entwickelte, so daß seine Lebenslinie ganz selbstverständlich stetig aufwärts wies, und meine Schwester war feinfühlig genug gewesen, Vergleiche mit Bernhard gar nicht erst anzustellen – nur gelegentliche Hinweise auf die segensreiche Wirkung einer straffen Erziehung konnte sie nicht unterdrücken. Zuletzt hatte ich Erne bei der Silberhochzeit seiner Eltern getroffen – ich erinnerte mich vage, daß ich ihn eigentlich ganz nett gefunden hatte, ein bißchen zu glatt vielleicht, eine Spur zu modisch in Kleidung und Meinungen, und sein Selbstbewußtsein war wohl etwas aufgesetzt. Aber das alles schien mir seinem Alter zu entsprechen, und ich hätte gewiß nicht vermutet, daß er Eltern und Firma von einem Tag auf den anderen verlassen könnte.

»Von mir hat er das bestimmt nicht!«, klagte Fritz. »Wir waren immer solide und sparsam und haben uns nach der Decke gestreckt. Aber Erne – er bucht keinen Charterflug, nimmt nicht einmal einen Rückflugschein, obwohl das immerhin schon mehr als 4 Prozent gespart hätte, nein: einmal Bombay einfach, mit Linienflug und auf Firmenkosten natürlich, immer grand, und ich kann das nicht mal steuerlich geltend machen! Und dann Heidi – als Mutter war sie wirklich einmalig, immer nur Liebe und Sorge für Erne, in zwei Wochen hat sie Geburtstag, und wenn ich denke, wir sitzen dann morgens allein am Geburtstagstisch –!«

Er werde schon rechtzeitig wiederkommen, meinte ich; abwarten sei allemal das Beste – es fiel mir ein, daß ich selbst nach dieser Maxime gelebt hatte –, und mit der Kreditkarte in der Brieftasche sei Erne ja hinlänglich abgesichert.

»Das schon«, räumte Fritz ein. »Aber was kann in Indien alles passieren! Allein die furchtbare Armut, man kennt das doch vom Fernsehen, und Malaria soll es da auch noch geben und Cholera und Lepra, und der Dreck überall! Und wir haben gar keine Geschäftsfreunde in Bombay, an die er sich wenden könnte!«

Ich beruhigte ihn mit dem makellosen Komfort der indischen First-Class-Hotels, alles piekfein und dreimal desinfiziert, ein Boy vor jeder Zimmertür, die Portiers so prächtig uniformiert wie

leibhaftige Maharadschas, der Gast ein Gott – ich erinnerte mich, hatte damals den Rückflug von Australien für ein paar Tage in Bombay unterbrochen –, und in die Slums werde Erne bestimmt nicht gehen, das Elend interessiere ihn sicher nicht.

Fritz nickte: »Das meinst du auch, ja?«

Irgendwie tat er mir leid. »Natürlich«, sagte ich. »Erne ist doch gescheit, der weiß, wo die Rosen blühen und macht nicht solchen Unsinn wie ich«, und ich erzählte von meiner Ankunft in Bombay, morgens sehr früh, die Sonne war gerade erst aufgegangen, als ich nach langem Warten in den schlecht gelüfteten Flughafenhallen die letzte Kontrolle passiert hatte und hinausgetreten war auf die Straße, müde und bewegungshungrig nach dem langen Nachtflug. Drüben hatte ich hoch und breit das Hotel »Centaur« gesehen, kaum 500 Meter entfernt, und ich hatte mich entschlossen hinüberzugehen: nicht mit dem wartenden Hotel-Bus zu fahren und nicht ein Taxi zu nehmen, sondern ganz einfach zu gehen. Den leichten Koffer, die Tasche hatte ich in die Hände genommen – gewohnt, selber zu tun und zu tragen, was ich bewältigen kann –, hatte aber nicht mit der Menschenmauer vor mir gerechnet: Unzählige Hände griffen nach meinem Gepäck, Männer und Knaben und Kinder, Kinder, ich war eingefangen von fordernden, bittenden, flehenden Händen, die um meinen Koffer stritten und mir über die Straße folgten, die mich verfolgten: Knaben, Kinder, immer mehr Kinder neben mir, vor mir, sie schienen aus der Erde zu wachsen, aus Röhren und Gräben und Winkeln hervorzukriechen, sie waren plötzlich da, armselig, schmutzig, dunkel, zerlumpt, immer mehr, mit großen bettelnden Augen, mageren Armen, bettelnd, sie versuchten ihr Bettel-Englisch an mir, griffen nach meiner Tasche, griffen nach mir, ohne mich zu berühren, den großen weißen reichen Mann, der hinüberging zu dem Hotelpalast der Weißen, ein Verrückter vielleicht, der gehen wollte, nicht fahren, wie ihm das zustand, aber ein weißer, ein reicher Verrückter. Das hatte sich offenbar in Windeseile herumgesprochen in Höhlen und Hütten und Gräben, der Bettelschwarm vergrößerte sich von Schritt zu Schritt, die Kinder ließen nicht ab von ihrem Opfer, dessen Almosen ihr Leben für einen Tag verwandeln konnte, vielleicht, und dieser Weiße verstand nichts, wußte nichts, wehrte sich, rettete sich

schließlich aufatmend hinter die Eingangsmauern des Luxus-Hotels »Centaur«, wo riesige Türhüter mit drohenden Gebärden dafür sorgten, daß keiner der zerlumpten Verfolger einen einzigen Schritt über die Einfahrt hinaus tun konnte.

»Nein!«, sagte Fritz. »So was passiert Ernst-Wilhelm bestimmt nicht. Der nimmt ein Taxi.«

Das schien ihn zu beruhigen. Er kam aus dem Sessel heraus, sah auf die Uhr – »Genau 30 Minuten!«, stellte er befriedigt fest –, gab mir die Hand: »Vielen Dank, wirklich! Verstehst du: Ich mußte mal mit jemandem reden, zu Hause habe ich nichts wie Jammer und Tränen, da dreht man zuletzt einfach durch. Und du sprichst nicht darüber, ja? Auch nicht mit Mutti, bitte, am besten weißt du von nichts, wenn sie dich fragt. Wenn Erne wiederkommt, hoffentlich bald, gebe ich dir Bescheid – er muß ja wiederkommen! Und vielleicht kann ich das dem Finanzamt doch noch als Geschäftsreise unterschieben; man muß doch immer mal was Neues versuchen, und vielleicht hat Erne dabei wirklich etwas gelernt. Na ja. Und keine Angst wegen der Firma, das schaffe ich schon!«

Als Frau Abercron kam, hatte ich das Zimmer schon durchgelüftet, den Aschenbecher geleert. Während sie ihre Staubsaugerspür durch Diele und Wohnzimmer zog, saß ich in der Kammer – das ist für sie verbotenes Terrain – und blätterte wieder in Thümmels Reisebuch, strich mir an: »Wie doch oft das ganze Gewebe eines zufriedenen Lebens an dem flatternden Faden eines Augenblicks hängt! Wohl dem, der ihn noch zu fassen weiß, ehe er entwischt.« Allerdings war ich mir nicht ganz sicher, ob ich mit meinem Leben wirklich zufrieden war.

Ich weiß nicht, wie ich darauf kam – oft schweife ich in letzter Zeit ab, verirre mich in den ausgeblichenen Kulissen meiner Vergangenheit: Plötzlich fiel mir Ernst-Otto-Meier ein, Fritz' Vater, auch einige Bemerkungen über ihn, die ich in meinen alten Aufzeichnungen wiedergefunden hatte. Früher hatte ich mich gehütet, in den abgelegten Notizen zu lesen: Was aufgeschrieben war und ausformuliert, abgeschrieben dann von Luise – »ins Reine gebracht«, wie sie sagte –, das war für mich erledigt, das konnte ich vergessen. Jetzt, da ich nur noch einzelne Blätter be-

sitze, die der Zufall mir wiedergegeben hat, lese ich hin und wieder darin, und ich lese dann, als hätte ein anderer das geschrieben. Dadurch gewinnen manchmal Sätze plötzlich an Bedeutung, Worte bekommen ein anderes Gewicht, und aus dem Nebel meiner Erinnerungen tauchen Menschen auf, die ich seinerzeit wohl beschrieben, aber nicht wirklich erkannt habe.

Mein Schwager war ein ernster, gesetzter, verschlossener Mann. Ich kannte ihn nur in einem dunkelgrauen Zweireiher, mit Uhrketten-Weste und steifen Eckenkragen, stets eine Perle in der dunklen Krawatte. Sein Erscheinungsbild war für mich so festgelegt, daß schon der Gedanke, er könnte etwa zur Nacht seine Kleidung wechseln, abwegig erschien. Daß er meine Schwester Victoria – oder wohl besser: Victoria ihn – geheiratet hatte, dürfte für ihn in den Bereich fragloser Pflichten und Pflichterfüllungen gehört haben; nach Glück und Lust und Freude wird er gewiß nicht gefragt haben, ja, es mag sogar sein, daß für ihn alles das einen Beigeschmack von Schuld und Fehl und Sünde hatte, was anderen Menschen Wohlgefühl und Wohlgefallen bedeutet. Selbst die Genugtuung über das gute Gedeihen der Firma Janus & Varena scheint für ihn kaum mehr gewesen zu sein als eine Quittung für fleißige, sachgerechte Arbeit. Offenbar war ihm von Kindheit an eingeprägt, vielleicht eingebleut worden, daß der Mensch vornehmlich deshalb auf der Welt sei, um die ihm gestellten Aufgaben nach bestem Können zu erfüllen, wobei stillschweigend vorausgesetzt wurde, daß kein Mensch je in der Lage sein werde, allen Ansprüchen zu genügen: jedermann war letztlich zum Scheitern verurteilt. Da für Victoria ähnlich rigoreuse Vorstellungen von Pflicht und Pflichterfüllung galten, blieben Ernst-Otto Meier die sanften Regenbogenfarben der Phantasie zeitlebens ebenso unbekannt wie die bescheidenen Freuden erfüllter Träume: Er träumte nicht, er tat seine Pflicht, und eben dies scheint ihm eine gewisse Befriedigung vermittelt zu haben, ohne daß er allerdings mit seinen Leistungen jemals ganz zufrieden gewesen wäre. Wahrscheinlich hätte er deshalb – und weil sein Lebenswerk und Lebensinhalt in den Kriegsjahren mehr und mehr schrumpfte: die Firma Janus & Varena siechte dahin – auch dann nicht mehr lange gelebt, wenn er nicht beim Brand des Geschäftshauses 1943 unter eine zusammenbrechende

Archivwand mit abgelegten Korrespondenzen geraten wäre: Im Grunde war er schon vorher an sich selbst erstickt. Mit 50 war er alt – und er wußte das sehr genau –, mit 55 fühlte er sich krank und nichts mehr wert, mit 57 kam er um. Der Pastor, den Victoria mit den wichtigsten Zahlen und Lebensdaten ausgerüstet hatte – Ernst-Otto war seit seiner Hochzeit nur noch an den Weihnachtsabenden zur Kirche gegangen, hatte allerdings nie versäumt, die Kirchensteuer pünktlich zu bezahlen –, sprach am Grabe ausführlich von Aufstieg, Leistung und Erfolg, Erfolgen, und Victoria nickte unter Tränen, als der alte Herr im wehenden Talar selbst Friedrich den Großen als Zeugen bemühte: »Arme Sterbliche, die wir sind! Die Welt beurteilt unser Handeln nicht nach unseren Gründen, sondern nach dem Erfolg. Was bleibt uns also zu tun? Wir müssen Erfolg haben.«

Inzwischen bin ich schon viel älter als mein Schwager, kann mich allerdings mit keinen Erfolgen beruhigen, und eigentlich ist es beinahe schon gleichgültig, ob ich noch lebe: Den flatternden Faden eines bedeutsamen Augenblicks werde ich gewiß nicht mehr fassen. Was ich noch habe, das sind Erinnerungen, Erinnerungsbilder, so viele auch schon verblaßt und verschwunden sein mögen – Gesichter, Daten, Namen, die kein Eid und keine Folter zurückbringen könnten. Wir Alten helfen uns meistens mit Eselsbrücken und freuen uns, wenn niemand das merkt; im übrigen verlassen wir uns auf eingebaute Prägungen – die Schwatzhaftigkeit alter Menschen ist meistens nichts anderes als der immer wiederholte Versuch, das wenige mit Worten zu beschwören, was sie gerade noch wissen. Allerdings, in jedem Lebensalter sind unsere Erinnerungen nur eine geringe Auswahl aus dem, was wir wirklich erlebt und gelebt haben. Jede Erinnerung schiebt andere Erinnerungen fort, entwertet sie, erdrückt sie, noch gar nicht zu reden von Geschriebenem: Allein das Notieren kann das Erinnernte schon bis zur Unkenntlichkeit verwandeln. Dann ist es schon besser, wenn wir uns auf unser Vergessen verlassen, so schwer die Einsicht auch fällt, daß unser Erinnerungsschatz so vergänglich ist wie jeder andere Besitz und daß wir ärmer werden mit jedem Tag.

Für junge Menschen bin ich jetzt schon ein Greis, darüber täusche ich mich nicht, zumal da ich die Beschwerden und Unzulänglichkeiten des Alters immer deutlicher spüre. Ich merke selbst, wie meine Bewegungen langsamer werden, mühsamer, die Schritte kürzer, wie die Entfernungen sich dehnen, fast schon so weit wie in den Kindertagen; Begriffe und Wörter verstecken sich immer häufiger vor mir, ich kann sie nicht wiederfinden, und das ärgerliche Rauschen in meinen Ohren stört mich manchmal so sehr, daß ich ein Gespräch rasch abbrechen muß. Auch meine Augen sind nicht mehr so gut wie früher – beim Fernsehen fiel mir das zuerst auf, obwohl ich dann einsehen mußte, daß es gar nicht so sehr die Augen waren. Anfänglich nahm ich an, es sei ein Fehler in meinem Apparat, und ich hatte mir schon notiert, daß ich den Kundendienst Decker anrufen wollte – irgendein Kontakt war möglicherweise gestört, ein Modul mußte vielleicht ausgewechselt werden. Aber dann stellte ich fest, daß der Fernseher völlig in Ordnung war: Es liegt an mir selbst, wenn ich hin und wieder bemerke, daß das Fernsehbild sich ablöst – ich finde kein anderes Wort dafür: irgendwie löst es sich ab, es löst sich von mir –, und ich werde mich daran gewöhnen müssen.

Seit vielen Jahren sitze ich abends gern – manchmal sogar stundenlang – vor meinem Fernseher: die Tagesschau, dies oder jenes an Fragen der Zeit, ein bißchen flotte Unterhaltung manchmal und lackierte Show, ein Kriminal-Puzzle, Tod und Liebe und Abenteuer, zuweilen noch spät ein Konzert: Das Fernsehen macht mir meine Abende kürzer, meine Einsamkeit leidlich erträglich, und manchmal macht es mich auch müde, ich schlafe im Sessel ein.

Aber das bin ich gewohnt, es stört mich nicht, befremdet mich nicht. Es kommt allerdings vor – und in der letzten Zeit häufiger –, daß ich das Bild sehe und ganz etwas anderes denke, oder ich sehe das Bild, nehme es wahr in allen Einzelheiten, ohne überhaupt etwas zu denken: Das Bild löst sich ab von mir, es ist für mich dann nicht mehr vorhanden.

Der Optiker konnte an meinen Augen nichts finden, was nicht schon seit Jahren durch meine Brille ausgeglichen wird – geringe Veränderungen, altersbedingt, ich brauchte nicht einmal neue Gläser. Es sind eben nicht so sehr die Augen: Ich selbst bin es, der sich von den Bildern ablöst, und dabei ist es nicht einmal

wichtig, ob das, was auf dem Bildschirm rasch wechselnd vorüberfliehet, mich interessiert oder nicht. Alle Bilder werden mir in diesem Zustand, in diesem Augenblick gleichgültig und nichtsagend, bedeutungslos.

Vielleicht ist aber gerade das in Ordnung: Ich stelle so meine alte Ordnung wieder her, die aus Worten gebildet war, stelle sie gegen die bunten Erinnerungskonserven, die mich mit ihrer flimmernden Bilderflut überschwemmen. Ich schalte ab, wie man so sagt, und ich kann dann auch abschalten, ohne daß mich der Gedanke plagt, ich hätte etwas versäumt oder ich könnte etwas versäumen. Natürlich, auch mich fasziniert immer wieder die farbig bewegte Oberfläche, die sich mir auf einen Knopfdruck hin anbietet, und ab und zu lasse ich mich gehen und schalte herrscherlich mit der Fernbedienung zwischen den Programmen hin und her; aber ich weiß inzwischen, daß diese Oberflächenbilder ein Gift enthalten – oder ein Gift sind –, das süchtig macht und begehrllich und das uns gleichzeitig um unser Bestes bringt, unsere Erinnerungen.

Es gibt Einsichten und Erkenntnisse, die so leicht und so billig sind wie Spielmünzen: Jedes Kind weiß, daß kein wirklicher Wert darin liegt. Deshalb wagt schließlich niemand mehr, sie auszusprechen – wer möchte schon als ein Schwätzer gelten?! –, obwohl sie nicht weniger wahr und begründet sind als philosophisch verknottete Maximen. So geht es uns mit jung und alt, alt und jung: Wir wissen alle – lernen das spätestens dann, wenn wir selbst älter werden und alt –, daß die Jungen den Alten ihre Jugend voraushaben, Kraft und Unbedenklichkeit und damit die Möglichkeit, Irrtümer einzugestehen und zu vergessen, notfalls sogar noch einmal ganz von vorn zu beginnen, während die Alten sich mit ihren Erinnerungen trösten und sich auf ihre Erfahrungen berufen, wenn sie immer wieder Vorsicht und Umsicht predigen – es waren meist teure, oft bittere Erfahrungen, und die Alten wollen nicht sehen, daß ihre Erkenntnisse immer wertloser werden, daß sie niemanden mehr interessieren in einer rundum gewandelten Welt und nichts mehr gelten.

Wer von den Jungen ist auch geduldig genug, alten Menschen zuzuhören, die immer wieder dieselben Schlüsse ziehen, weil sie scheinbar alle das Gleiche in gleicher Weise erlebt haben – wer

von den Alten andererseits hat schon gelernt, über die schlichten Schulweisheiten und Sprüche seiner Jugendjahre hinauszudenken? Es kommt hinzu, daß unser Gedächtnis von Jahr zu Jahr abnimmt, oder es wandelt sich: Trugbilder und Täuschungen wuchern, Leere breitet sich in uns aus, die wir vergebens mit billigen Souvenirs auszufüllen versuchen. Zwar erscheint uns unsere eigene Geschichte im Laufe der Jahre immer deutlicher, plastischer, lebendiger, vor allem unsere Kindheit und Jugend, als wir selbst noch bedenkenlos waren und stark, und die Alten hüteten damals ihre Erfahrungen wie Kostbarkeiten und Konterbande. Aber wir wissen längst – und dieses Wissen wird von Jahr zu Jahr schwerer, bedrückender –, daß unsere Erinnerungen uns nicht überleben werden. Nicht einmal das Aufschreiben kann sie bewahren: Memoiren interessieren nur bei Helden und Stars, obwohl gerade diese Menschen oft wenig mitzuteilen haben, was anderen helfen könnte.

Ich habe mir ganz bewußt einige Erinnerungspunkte bewahrt, wahrscheinlich das einzige, was ich mir wirklich erworben habe in meinem Leben: einige leuchtend, andere schmerzhaft glühend, manche auch gar nicht bedeutend, kaum des Aufhebens wert, wie etwa das Geräusch, wenn Dr. Cornilsen zu Krankenbesuchen fuhr. Das war ein seltsames, ungemein intensives Geräusch, das ich nur damals gehört habe, in den letzten Jahren des Ersten Weltkrieges, das es nur damals gab, ein eigentümliches metallisches Knirschen und Knarren und Rasseln.

Der alte Sanitätsrat, der zwei Häuser nebenan wohnte, hatte Anfang 1915 seine Praxis wieder eröffnet, als alle jüngeren Ärzte zum Militärdienst einberufen worden waren, und weil es für seine Kalesche kein Pferd mehr gab – auch die Pferde waren gemustert und unter die Fahnen gerufen worden –, fuhr Dr. Cornilsen mit dem Fahrrad zu seinen bettlägerigen Patienten. Im dritten Kriegsjahr wurden aber für den zivilen Bedarf keine Gummireifen mehr geliefert. Statt dessen wurden die Fahrräder mit einer Art von Schraubenfeder-Felgen ausgestattet, rostende, rasch verschmutzende und wenig elastische Behelfe, die bei der Fahrt über die grob gepflasterten Straßen einen unmäßigen Lärm verursachten. Dieses Geräusch war für uns Kinder damals ganz selbstverständlich, ich kann es noch heute hören, ohne daß

ich es aber wirklich beschreiben könnte, zumal da es ja mehr war als ein Geräusch: Unbewußt gehörte für mich alles das dazu, was damals meine Welt ausmachte und was ich selber war, ein deutscher Junge im vaterländischen Kriege, Sohn eines gefallenen deutschen Helden, Sohn auch des großen, durch tausend Tode geheiligten Deutschen Reichs, das in einem erbitterten Verteidigungskampf für seine gottgegebenen Rechte und Güter stand, und ich wußte, daß jeder Opfer zu bringen hatte, auch der alte Dr. Cornilsen, und jeder hatte das gern zu tun und ohne Frage nach dem Warum, tapfer gegen eine Welt von Feinden, auch wenn es morgens nur noch zwei Schnitten klitschiges Rübentrot zum Rübentkaffee gab. Und ich erinnere mich noch genau, wie Dr. Cornilsen beerdigt wurde, im März 1918, als die große deutsche Offensive im Westen mit ersten Erfolgen noch einmal Hoffnungen aufkommen ließ; er war mit seinem lärmenden Fahrrad im Dunkeln gestürzt, und erst am anderen Morgen war er – erfroren – gefunden worden. Die Kränze über seinem Grabe türmten sich wie nie, der Pastor, gerade auf Heimaturlaub, hielt eine schneidige Traueransprache, die Gemeinde sang den Choral von Leuthen, wie Dr. Cornilsen sich das gewünscht hatte, und ich schluckte meine Tränen hinunter.

Oder der kalte Tag, als wir von der Schule nach Hause geschickt wurden, weil der Kaiser abgedankt hatte: das Wissen, plötzlich, allein zu sein, verlassen für immer, und Heini Overhues weinte neben mir auf offener Straße, weil sein Vater noch im September gefallen war für Kaiser und Reich, und wenn es den Kaiser nun nicht mehr gab und nie einen Kaiser mehr, sagte er, dann war der ganze Krieg doch nicht richtig gewesen, sagte er, das wollte er die im Rathaus mal fragen und auch den Kaiser mit seinen dicken Orden, der seinen Vater geholt hatte mit Marschmusik und Hurra, und nun gab es für Heini Overhues keinen Vater mehr und nicht einmal einen Kaiser. »Scheiße!«, sagte er und heulte.

Ich konnte als Sohn eines toten deutschen Helden dazu nur das sagen, was ich vier Jahre lang gehört und geglaubt hatte, und gerade das wollte Heini nicht wissen. Aber ich schenkte ihm dann meinen letzten Husten-Bonbon – bei uns zu Hause hieß es *das* Bonbon, doch unter uns Kindern waren alle Bonbons männ-

lichen Geschlechts –, da hörte Heini zu weinen auf und wurde wieder ein tapferer deutscher Junge. Nachmittags spielten wir »Schiffe versenken«, und Heini siegte überlegen wie stets; er hatte meistens beim Spielen Glück, und außerdem hatte er ein Gespür dafür, wo etwas zu holen war – gerade beim »Schiffe versenken« kam es darauf an.

Heini war mein Freund seit dem ersten Schultag. Er saß in der Bank neben mir, gutmütig, rundlich, nicht übermäßig begabt; ich half ihm beim Rechnen und bei der Rechtschreibung, und er war stark und half mir gegen alle anderen. Manchmal durfte er zu uns in den Garten kommen, dann spielten wir mit unseren Kugeln – bunte Murmeln aus Ton und Glas –, und Heini gewann immer. Er war sehr geschickt, und außerdem hatte er kein Geld, um sich neue Murmeln kaufen zu können: Er mußte ganz einfach gewinnen. Zu seinem Geburtstag lud Heini Overhues die halbe Klasse ein, und alle kamen und lieferten ihre Geschenke ab, zumal da Heini Besitzer einer richtigen Laterna Magica war – jedes Jahr wieder wurden alle Bilder bewundert –, und seine Mutter buk Torten von außerordentlicher Süße, wie es sie sonst nirgendwo gab.

Später sahen wir uns nur noch selten. Ich lernte auf dem Gymnasium Englisch, Latein und Höhere Mathematik. Heini blieb in der Volksschule, und mit 15 kam er zu Bäckermeister Mohr in die Lehre. Er hatte immer Bäcker werden wollen, genauer: Konditor; seine nie ganz zu stillende Leidenschaft waren Butterkuchen und Sahnetorten, Blätterteigbrezeln und Hefekränze, Florentiner und Schwarzwälder Kirschnitten – kurz, alles, was süß war und klebrig und bunt. Selbst in vier Jahren gelang es Bäcker Mohr nicht, Heini Overhues mit Leckereien zu überfüttern. Daß er dabei immer dicker wurde, bekümmerte ihn, ohne daß er seine Begierden auch nur um ein Gramm gezügelt hätte. Schwierig für ihn wurde es allerdings, als er nach erfolgreich beendeter Lehrzeit entlassen wurde. Nirgendwo in unserer Stadt fand sich im Jahre 1929 eine Stellung für einen naschhaften Bäckergesellen, und in den Großstädten war alles noch viel hoffnungsloser.

Frau Overhues, die sich zu ihrer schmalen Kriegerwitwenrente ein paar Mark als Hausschneiderin verdiente, kam alle vier oder

sechs Wochen auch zu uns, um die Garderobe meiner Mutter aufzuarbeiten, später auch für Meta eine Schürze zu schneiden oder aus zwei zerschissenen Bettlaken ein neues zusammenzunähen. Von ihr hörten wir regelmäßig, was Heini tat und plante, welche Aussichten er hatte, welche Fortschritte er machte. Zwar blieb er arbeitslos, jahrelang. Aber er trat in die SA ein, wo er sich bald als ein eifriger und zuverlässiger Sturmmann bewährte, und bis 1933 hatte er es schon bis zum Truppführer gebracht. Dabei hatte er sich einen scharfen, schneidigen Kommandoton angewöhnt, der beim Exerzieren auf dem Sportplatz ebenso für stramme Ordnung und altpreußische Disziplin garantierte wie später bei Appell und Morgengymnastik im Konzentrationslager in der Zuckerfabrik. An sich hätten die Leute ihm ja manchmal leid getan, meinte er später, und einige seien vielleicht auch unschuldig gewesen, wie Bürgermeister Steenbock, und überhaupt, Frontsoldaten mit dem EK I hätte man eigentlich nicht einsperren sollen. Andererseits, Ordnung müsse ja nun mal sein, Befehl sei Befehl, da müsse jeder mitmachen an seinem Platz, und daß die Häftlinge bei ihm hätten fliegen lernen sollen, also das sei die bare Verleumdung, bössartig geradezu: Sie hätten bloß ein bißchen herumgehüpft auf dem Fabrikhof und mit den Armen geflattert wie Vögel, Spaß müsse doch auch mal sein, und außerdem sei das eine sehr gesunde Übung gewesen, eine Art Training fürs Überleben.

Obwohl er weiterhin nie etwas Süßes stehenlassen konnte, war Heini in diesen Jahren bei Sport und Wehrsport, Geländeübungen und langen Märschen ein ansehnlicher, beinahe drahtiger junger Mann geworden, der sogar bei Rieke Reimann – einzige, schon etwas ältliche Tochter von Reimanns »Stadt-Café« – Erfolg hatte, und zwar so tief und dauerhaft, daß schließlich auch die alten Reimanns ihren Segen gaben: Seit dem Herbst 1934 stand Heini Overhues als Schwiegersohn hinter der Kuchentheke und an der blanken Kaffeemaschine im »Stadt-Café«, vergaß allerdings darüber nicht die erprobte SA-Kameradschaft und versäumte keinen Dienst, so daß er zum Obertruppführer befördert wurde.

Bei Kriegsausbruch meldete Heini sich freiwillig, war in Frankreich dabei, kam als Unteroffizier aus Jugoslawien zurück, an der

Uniform das schwarzweißbrote Band des Eisernen Kreuzes, und das EK 1 erhielt er vor Moskau, wo ihm allerdings alle zehn Zehen erfroren, dazu noch das rechte Ohr, so daß er in die Heimat entlassen wurde. Die SA hatte inzwischen in unserer Stadt an Bedeutung eingebüßt, zumal da die meisten SA-Männer zur Wehrmacht einberufen, zum Teil auch schon im Kampf fürs Vaterland gefallen waren, und gleichzeitig war das Kuchen-Angebot im »Stadt-Café« kriegsbedingt stark eingeschrumpft. Rieke hatte zudem die Kuchentheke selbst übernommen, und sie war nicht zu bewegen, diesen Platz für den Heimkehrer zu räumen, zumal da ihre Ehe längst auf einen normalbürgerlichen Pegel abgesunken war, was zwar gelegentliche Gefälligkeiten nicht ausschloß, Rieke aber keineswegs dazu bringen konnte, Heini zuliebe bei der Abrechnung der Fett- und Zuckermarken großzügiger zu verfahren als amtlich vorgeschrieben und erlaubt. Heini begann deshalb eine neue Karriere bei der Freiwilligen Feuerwehr und war im übrigen gezwungen, seine Gelüste heimlich zu befriedigen. Darüber kam es immer wieder zu heftigem Streit zwischen den Eheleuten, allerdings nur bis Ende Juli 1943: Ein mit Rapsöl überfetteter Syster – ein Napfkuchen, dem Heini nicht hatte widerstehen können – lag ihm so schwer im Magen, daß er, auf einem behelfsmäßigen Verbandsplatz des Roten Kreuzes im brennenden Hamburg aus schwerer Ohnmacht erwachend, sofort wußte, daß er nie wieder Syster werde essen können, ja, nie ein Stück Kuchen mehr.

Gelegentlich habe ich Heini in den letzten Jahren besucht. Ich spreche gern von vergangenen Zeiten, je älter ich werde, und Heini Overhues ist ein Zeuge, der mir helfen kann, wenn mein Gedächtnis mich wieder einmal im Stich läßt. Allerdings, wenn er nicht getrunken hat, am Morgen, spricht er mit niemandem, auch nicht mit mir, und wenn er getrunken hat, lohnt es sich meistens nicht mehr, ihn zu fragen. Außerdem kommt er bei jedem Gespräch, wie magisch angezogen, auf Hamburg zurück, auf die Hamburger Brandnächte, den Hamburger Feuersturm. Er war dageigewesen mit seinem Löschzug – nirgendwo sonst kam das »Wasser marsch!« so schnell wie bei Brandmeister Overhues –, eine stürzende Mauer hatte ihn ohnmächtig geschlagen, zwei Stunden lang, und trotzdem hatte er weitergemacht,

hatte drei Nächte und drei Tage lang gelöscht, geborgen, eingerissen und gegraben – »Du kannst dir das nicht vorstellen, das kann sich niemand vorstellen! Wenn deine Frau ein Schnitzel brät und sie vergißt das Schnitzel, weil es an der Tür klingelt, und nach einer Viertelstunde qualmt und stinkt die ganze Küche, die ganze Wohnung, und du läufst an den Herd und siehst das schwarz gebrannte Fleisch: So ungefähr, verstehst du, so war das in Hamburg. Verbrannte Menschen überall. Die Keller voll. Und auf den Straßen, zwischen den Trümmern, verkohltes Fleisch. Und nichts zu machen, verstehst du: Du konntest nichts machen, gar nichts. Da konnte man nur noch saufen. Und seitdem saufe ich eben.«

Oder ein anderes Bild, die Zuckerfabrik – inzwischen gehört sie mir, ich muß davon noch erzählen –, das schäbig verkommene Direktorwohnhaus mit dem stumpfen Bürobetrieb der Verwertungsstelle Nordmark III, rundherum der rostige Stacheldraht des ehemaligen Konzentrationslagers, der jetzt die kostbaren Lagerbestände zu schützen hatte: Von Monat zu Monat schwoll die Verwaltung an, bis unter das Dach hinauf, obwohl es da durchregnete, quoll sogar mit immer neuen Aktenordnern und Rollschränken und Schreibmaschinentischen in die alten Baracken hinüber, so daß noch ein Teil des Kesselhauses für das Lagergut beschlagnahmt und zusätzlich eingezäunt werden mußte, und aus fünf Bediensteten im Sommer 1943 waren bei Kriegsende 29 geworden, die immer die gleichen Vorgänge bearbeiteten, noch nicht gerechnet die Wache – ein Obergefreiter und drei Mann der Jahrgänge 1892 bis 1894 –, die bei Tag und bei Nacht um den Stacheldrahtzaun herumtröteten. – Ich hakte, kriegsdienstverpflichtet, 48 Stunden lang in jeder Woche Tabellen, Listen, Statistiken ab und beförderte Akten auf den nächsten Schreibtisch, an dem der Sachbearbeiter saß, ein Stadtsekretär aus dem Warthegau – geboren allerdings in Riga –, dem der rechte Arm abgeschossen worden war; mit der linken Hand war er aber berechtigt zu zeichnen «i.A.», im Auftrage, während ich nur Haken mit blauem Kopierstift anbringen durfte.

Natürlich wußte ich bald, was die Verwertungsstelle Nordmark III verwaltete: kriegswichtige Bestände an gebrauchten Textilien, Schuhen, auch Zahngold in größeren Mengen, Men-

schenhaare und andere Polsterstoffe, dazu Koffer unterschiedlicher Größe und Qualitäten, durchweg gebraucht: a) Leder; b) synthetische Werkstoffe; c) Pappe – alle sortiert nach ihren verschiedenen Verwendungsarten und -bereichen: aa) Stadtkoffer; bb) Reisekoffer; cc) Sack-Koffer, vorzugsweise für Mediziner; dd) Schiffs-koffer, mit oder ohne Holzbügel, außerdem Aktentaschen, Diplomatentaschen und vereinzelte Schulranzen.

Zwei Jahre lang wirkte ich bei der Bestandsverwaltung mit, sauber, verlässlich, preußisch pünktlich, während Hamburg in Asche sank, Sizilien geräumt wurde, Neapel und Rom, die Ostfront wurde eingedrückt und aufgerissen, wieder begradigt, die Alliierten landeten in der Normandie, ein Attentat auf den Führer – wirklich?! – fand statt, aber die Vorsehung rettete ihn, und die Wunderwaffen, der Volkssturm, Paris gefallen, Warschau, die Ardennenoffensive, Kurland eingeschlossen, Breslau eingeschlossen, Durchbrüche, Zusammenbrüche, Flüchtlinge, Dresden, Berlin, und dann? Ich habe überlebt. Ich war nicht einmal in Gefahr, solange ich mich so verhielt wie alle anderen auch, solange ich mich fügte und duckte, und der Intendanturrat gewöhnte es sich an, mich zum Nachmittagstee zu sich in das Erkerzimmer zu rufen – es sei so angenehm, mit einem gebildeten Menschen ein wenig Konversation zu pflegen –, und jeder hüte sich, von unseren Lagerbeständen zu sprechen – Geheime Reichssache! –, und noch drei Tage vor dem Waffenstillstand war unser Feldwebel überzeugt – er habe Verbindung nach ganz oben! –, daß der entscheidende Gegenschlag unmittelbar bevorstehe, zusammen mit den Westmächten gegen die Sowjets, Weihnachten spätestens wären wir in Moskau; erst am 8. Mai verschwand er gegen Mittag unter Mitnahme eines gut erhaltenen Lederkoffers – aa) Stadtkoffer – mit ausreichender Marschverpflegung sowie einem handlichen Säckchen voll Zahngold erster Qualität.

Fragen läßt sich da leicht – und ich habe mich selber gefragt, nicht nur einmal: Warum hast du – und warum nicht? Aber wie kann man das erzählen: Die Antwort wäre jeweils ein ganzes Buch, in dem meine Lebensgeschichte aufgezeichnet werden müßte – was ich gelernt habe und was nicht, was ich geglaubt habe, was ich gedacht habe, bis dahin, was nicht, und dann zu

Hause Luise und Bernhard, der gerade laufen lernte, und die Hoffnungen, trotz allem, die immer neuen Ängste, die Verzweiflungen, das Elend vor der Tür und sogar im eigenen Haus, und immer wieder die Frage, die Ausrede auch: Was konnte ich schon tun? Was hätte ich wirklich tun können, tun müssen? Und alles ist lange abgeschlossen, vorbei: Ich habe nichts getan als das, was man damals so tat, ich habe nichts gesehen und nichts gewußt – habe nichts sehen und wissen wollen –, einer wie alle anderen, ein Rädchen im großen Getriebe, nicht einmal ein Sandkorn.

1947, das war der lange, eisige Winter, wurde amtlich festgestellt, im vorgeschriebenen Entnazifizierungsverfahren, daß ich unschuldig sei, nicht betroffen, entlastet, Gruppe V. Doch das beantwortet keine Frage, zumal da ich nicht einmal sicher bin, daß ich heute anders handeln, anders entscheiden würde, trotz allem, was ich inzwischen weiß – bei allem, was ich heute schon nicht mehr weiß. Immerhin, ich habe mich selber kennengelernt, und ich erwarte heute nicht mehr von mir als das, was ich leisten kann, so ungenügend das sicher auch ist.

Bernhard meint – und er bedauert mich deswegen –, daß ich mein Lebtag nie bis zum Äußersten gekommen sei, nicht bis zur letzten Trauer, nie bis zum höchsten und tiefsten Glück. Das mag schon sein, ich will und kann mit dir darüber nicht reden. Ich habe immer in festen Grenzen gelebt und habe die Grenzen geachtet, in einer Umwelt, die den Extremen mißtraute. Erst der Tod, das äußerste Angebot des Lebens, wird mich aus meinen Grenzen befreien. Doch meine moderate Welt hatte gewiß auch ihre Vorzüge, und nicht nur für mich. Vielleicht wirst auch du das einmal begreifen: Wer sich selbst bescheidet, übernimmt damit etwas von den Schmerzen, die er anderen sonst zufügen würde.

Allerdings, das sind Überlegungen, die nur für mich selbst gelten. Kein Tag ist für einen anderen Menschen der gleiche Tag, nicht ein Augenblick ist derselbe, und so sehr wir eingebunden sind in unsere Jahre, unsere Zeit – jeder wird andere Erkenntnisse gewinnen, wird andere Folgerungen ziehen, und schon sein nächster Entschluß wird wieder anders sein, so daß ein anderer Weg ihn in eine andere Richtung führt. Jeder ist mit

sich allein. Als unsere Mutter starb, ganz unerwartet, waren wir drei Kinder – erwachsene Kinder, spätestens da – sehr traurig. Doch unsere Trauer hatte ganz verschiedene Farben und Tönungen, das triste Allerweltsschwarz war nur darübergelegt: Victoria tröstete sich vernünftig und widmete sich beherzt den Einzelheiten und den Zweifelsfragen der Erbschaft – irgend jemand müsse das schließlich regeln, meinte sie, und von ihren Brüdern sei offenbar keiner dazu in der Lage; ich brauchte lange Zeit – nicht Tage und Monate: Jahre –, bis ich die Leere verwunden hatte, die mit dem Tode meiner Mutter in unserem Haus, in meinem Leben aufgebrochen war: Es fehlten mir ihre Stimme, ihre Wärme, ihr geduldiges Schweigen, es fehlte mir alles. Hugo schließlich, gerade 19 Jahre alt, brachte sich rasch über seinen Schmerz hinweg: Er hatte immer nur Heiterkeit gelernt und geübt, und so war sein strahlendes Lächeln schon zwei Tage nach der Beerdigung ganz unverändert wieder da, obwohl sein Leben, ohne daß er das damals schon wußte, verändert war: Bis dahin hatte er sich in und mit allem, was er plante und unternahm, stets seiner Mutter dargestellt, und plötzlich war jetzt die freundliche Bewunderin seiner Erfolge nicht mehr da, war auch lebenslang für ihn nicht zu ersetzen, zumal da Sieglinde später sein Rollenspiel bald durchschaute, und sie liebte ihn nicht.

Natürlich, wir werden alle anders, wenn wir Hinterbliebene sind. Was der Tod sich an Leben nimmt, ist tatsächlich unersetzbar, und wir wissen das. Wir können zwar weiterleben; aber die Lücken bleiben, auch wenn wir sie sorgfältig überdecken: Wir sind nicht mehr dieselben Menschen wie vorher. Nach und nach summieren sich außerdem die Verluste, und wir werden arm, wenn wir nicht begreifen, daß wir nur durch Geben gewinnen können: Sonst haben wir im Alter zuletzt nur noch uns selbst, und das ist zum Leben zuwenig.

Zu Weihnachten hatte ich Kalweits einen Gruß geschrieben und meinen Besuch für das Frühjahr angekündigt. Frau Kalweit antwortete mir – zu meiner Überraschung kam der Brief aus Hamburg –, sie möchte gern einmal ausführlich und in Ruhe mit mir sprechen; ihretwegen brauchte ich aber nicht erst ins Kehdinger

Land zu fahren: Ihr Mann, wieder voll von neuen Plänen und Aktionen gegen Atom, Atomtod und für den Frieden, seit einiger Zeit auch den Feministinnen ernsthaft zugetan, habe eine jüngere Partnerin gefunden, deren Bewußtsein wesentlich von der Studentenrevolte geprägt sei, und sie hoffe nun für ihn, daß diese Verbindung ihm die Selbstverwirklichung bringen werde, um die er sich auf so vielen Wegen und Umwegen bemüht habe. Sie selbst habe sich um eine Anstellung bei der Hamburger Schulbehörde beworben; es sei nicht ganz leicht, nach so vielen Jahren – und eben allein – wieder neu anzufangen. Die Kinder hätten lieb geschrieben und voller Verständnis, wie das zu wünschen und wohl auch zu erwarten gewesen sei. Aber –. Jedenfalls würde sie sich freuen, mich, ihren Gegenschwieger, bald einmal näher kennenzulernen, schon Bernhards wegen. Jeder Sohn brauche ja seinen Vater, um sich selbst erkennen zu können, und umgekehrt sei es wichtig, den Vater zu kennen, wenn man den Sohn verstehen wolle.

Die letzte Bemerkung hat mir zu denken gegeben. Ich habe meinen Vater ja kaum gekannt, habe mir seine Gestalt in langen Jahren zusammenfragen, zusammensuchen müssen – vielleicht habe ich deshalb so lange gebraucht, bis ich meiner selbst sicher wurde. Ich weiß, daß ich mich wiederhole, und ich weiß auch, daß solche Wiederholungen nicht bedeutungslos sind: Im Grunde hat mich der frühe Tod meines Vaters zu dem gemacht, was ich bin, in jeder Hinsicht. Vielleicht war mein Vater ganz anders als das Bild, das ich mir von ihm – mühsam genug – zusammengesetzt habe? Jede Spur läßt sich so deuten oder anders, und jede Deutung kann in die Irre führen. Vielleicht habe ich meinen Vater so wenig verstanden wie mein Sohn mich versteht – vielleicht habe ich ihm Unrecht getan? Aber wer ist schon gerecht gegen seine Eltern! Liebe könnte wohl helfen; doch können Eltern wirklich Liebe erwarten? Schon als Kind fand ich kein anderes Gebot so maßlos und so anmaßend wie das, daß ich meine Eltern lieben sollte und ehren: Nur ein verständnisloser, gedankenloser, ein un-menschlicher Vater-Gott konnte so etwas fordern. Einsichtig werden wir jedenfalls meistens erst dann, wenn es schon spät ist in unserem Leben und oft schon zu spät für die, die wir voreilig verurteilt haben. Am Ende bleibt uns wahrscheinlich nichts

Besseres, als mit unseren eigenen Kindern nachsichtig zu sein – das mag dann unser Versagen vielleicht etwas ausgleichen.

Auch Bernhard hat sich die Figur seines Vaters in gewisser Weise erst bilden müssen, so greifbar nahe ich ihm täglich war: aus vielerlei Beobachtungen und Mutmaßungen, aus Anspielungen und Antworten, aus Unbegriffenem, Unbegreiflichem, aus Schlüssen und Trugschlüssen gleichermaßen, und daß er am Ende enttäuscht war von mir – wer könnte das besser verstehen als ich? Allerdings, das weiß ich heute, das wußte ich gestern noch nicht. Oft habe ich mich Bernhards Fragen nicht wirklich gestellt, habe ihn wie ein Kind mit Ausreden abgespeist, obwohl ich doch hätte wissen müssen, daß auch Kinder nicht wie Kinder behandelt werden wollen. Im übrigen hatte ich ihn mir genau so kritisch gewünscht, wie er dann – trotz meiner Fehler, meines Versagens – wirklich geworden ist. Gewiß hätte ich offener sein müssen; aber ich konnte zu ihm nicht wirklich offen sein, nicht einmal zu Luise, die vielleicht deshalb so eng mit Bernhard verbunden war.

Natürlich trennte uns auch die Generationen-Kluft: Wir waren unter völlig verschiedenen Umständen aufgewachsen, in unvergleichbaren Welten, und das gegenseitige Verstehen mußte schon deshalb begrenzt sein, weil wir Älteren stets dazu neigen, die eigenen Vorstellungen und Erfahrungen für wichtiger und richtiger zu nehmen als die unserer Kinder, während die Jungen mit den Werten der Alten nichts anfangen können und am liebsten auf alle fremden Erfahrungen pfeifen. Bernhard hat sogar in aller Form auf sein Erbe verzichtet: Er ist grundsätzlich gegen privaten Besitz, vor allem gegen die Anhäufung von Besitztümern und ihre Weitergabe über Generationen hin, und ich muß zugeben, daß seine Bedenken und Einwände nicht ganz ohne Berechtigung sind.

Ich selbst war nie darauf aus zu erben, zumal da Erbschaften meistens eben doch Ärger und Aufregungen mit sich bringen, auch Auseinandersetzungen mit den Miterben, und außerdem verführen sie zu einem Denken in Summen, Prozentsätzen und Preisen, von Wert, Gewinn und Ertrag, das gewiß nicht reich macht. Geld war mir eigentlich immer ziemlich gleichgültig. Ich muß allerdings zugeben, daß man Geld leicht für nebensächlich hal-

ten kann, solange alle Rechnungen bezahlt und die Konten im Haben sind.

Jedenfalls ist der Wohlstand zu mir gekommen, ohne daß ich ihn gerufen hätte, und er ist in diesen unsicheren Jahrzehnten bei mir geblieben, ohne daß ich mich eigentlich darum bemüht hätte: Das Geld fand sozusagen von selbst den Weg zu mir, und wenn ich es hier fortgab, dann kam es dort wieder zurück. Mein scharf rechnender Vater, der sein Lebtage mit Gütern und Gewinnen spekuliert und nie seinen Vorteil vergessen hat, hätte mich sicher beneidet, weil das Glück mir so nachlief – das jedenfalls, was er für Glück ansah. Mein ganz und gar nicht rechnender Sohn, dem alles Überkommene und Ererbte mehr oder weniger gleichgültig ist, will nichts von alledem haben: Er möchte wieder ganz von vorn beginnen, und irgendwie kann ich ihn schon verstehen, wenn er auch den Wert und den Nutzen des Geldes meiner Meinung nach falsch einschätzt, zu hoch nämlich und auch wieder zu gering. Mehr als eine relative Freiheit von alltäglichen Zwängen kann Geld selten bewirken; allerdings sollte man solche Freiheit auch nicht unterschätzen. Mit Glück hat das gewiß noch gar nichts zu tun, es sei denn, es würde sich jemand vom Rasseln der Gewinnngroschen in Spielautomaten beglücken lassen.

Daß Bernhards Fragen nach dem Ursprung unseres Familienbesitzes nicht eindeutig zu beantworten waren – und wenn es Antworten gab, dann konnten sie nicht alle Fragwürdigkeiten ausräumen –, hat seine Skrupel sicher noch vertieft. Wenn er mir auch in dieser Hinsicht keine Vorwürfe macht – und mir wäre wirklich nichts vorzuwerfen außer der Tatsache, daß ich mehrfach Erbschaften und Vermächtnisse angenommen habe –, so sind ihm doch die vielerlei Besitztümer verdächtig, die sich bei mir zusammengefunden haben, zumal da ich ja tatsächlich niemals etwas durch eigene Arbeit verdient habe, abgesehen von der relativ kurzen Zeit meiner Dienstverpflichtung als Aushilfsangestellter bei der Verwertungsstelle Nordmark III. Nacheinander wurde ich Erbe – Miterbe jeweils – meiner Mutter, meiner Großmutter, meines Onkels Karl, meines Bruders, meiner Frau, und zuletzt habe ich dann auch noch Tante Melanie beerbt. Obwohl inzwischen die Hinterlassenschaft meines Vaters – vor allem die Firma Janus & Varena – an Wert beträchtlich eingebüßt

hat, vielleicht sogar schon bald ins amtsgerichtlich protokollierte Nichts versinken wird: Schulden, Schulden und nichts mehr sonst, werde ich mein Vermögen gewiß nicht mehr aufbrauchen können. Ich weiß zwar nicht, wie lange ich noch leben werde – weiß manchmal nicht einmal, weshalb ich überhaupt noch lebe. Für meine noch kommenden Tage und Jahre wird mir in jedem Falle genug bleiben, und nach meinem Tode wird Bernhard sich dann endgültig entscheiden müssen, ob er sein Erbe annehmen oder alles seiner Tante Victoria und ihren Nachkommen überlassen will: Onkel Friedrichs Gold, ein gut gemischtes Wertpapierdepot bei der Deutschen Bank, ein halbes Haus in Giskow – Onkel Karls Vermächtnis –, meine Wohnungseinrichtung mit allerlei Büchern, Bildern, kostbarem Porzellan, und schließlich das Grundstück der alten Zuckerfabrik, das Tante Melanie mir vermacht hat.

Meine Tante Melanie habe ich erst kennengelernt, als sie 1963 – damals schon 80 Jahre alt, trotzdem aber noch wendig, beweglich und frisch – von Boston aus ihre Heimat besuchte: eine lebenswürdige, lebenswerte Dame mit schlohweißem Haarschopf, amerikanisch bunt gekleidet und geschminkt, ab und an auch amerikanischen Slang in ihr singendes Holsteinisch mischend – sie wollte alles sehen und hatte nichts vergessen. Melanie war die jüngste Schwester meines Vaters, und nichts hatte in ihrer Jugend darauf hingedeutet, daß sie einmal das *Enfant terrible* der Familie Janus werden könnte. Bis zum Tode ihres Vaters hatte sie bieder und brav in Giskow gelebt, ein hübsches Kind mit langen dunklen Zöpfen und verträumten Augen – ein Photo aus jener Zeit fand sich im Album meiner Großmutter, versteckt in der letzten Einsteckseite: Melanie war in unserer Familie nicht mehr erwähnt worden. Als nämlich ihr Vater gestorben war und meine Großmutter sich entschieden hatte, in Giskow zu bleiben, nahm jedermann in der Familie als selbstverständlich an, daß Melanie weiterhin bei ihrer Mutter wohnen, für Haus und Garten sorgen und später ihre Mutter auch im Alter betreuen und pflegen würde, wie sich das so gehörte. Ob es nun die entschiedene Art meiner Großmutter war, über andere Menschen zu ver-

fügen – für Melanie wäre wahrscheinlich kaum mehr als ein Eckchen eigener Lebensraum geblieben – oder die abgeschiedene Enge von Giskow mit der Aussicht, hier den Rest ihrer Tage genau so zu vertrocknen wie die beiden unverheirateten Tanten, ob angeborene Unternehmungslust und Neugier oder eine gewisse vitale Sinnlichkeit, die in Giskow kaum je befriedigt worden wäre: Melanie, damals gerade 17 Jahre alt, weigerte sich standhaft, die ihr zuge dachte familiäre Aufgabe anzunehmen, und das Zureden der guten Tanten vermochte ihren Widerstand ebensowenig zu überwinden wie ein kräftiges pädagogisches Wörtchen ihres Bruders Karl. Selbst die in Aussicht gestellte Alleinerbschaft des Giskower Grundbesitzes – auch Tante Mute erklärte sich schließlich bereit, ihre Kate Melanie zu vermachen – konnte die unbotmäßige Tochter nicht von ihrer Vorstellung abbringen, sie könne sich nur in der freien weiten Welt recht bilden, könne nur fern von Giskow ihre Zukunft, ihr Glück finden.

Auch nach dem Tode meiner Großmutter wurde in unserer Familie nur selten und gleichsam hinter vorgehaltener Hand über diesen befremdlichen Fall gesprochen, zumal da Melanies unverständiger und unverständlicher Eigensinn Folgen gezeitigt hatte, wie sie schlimmer auch die mißbilligenden Tanten nicht hätten prophezeien können. Es war, alles in allem, ein Skandal. Wäre Melanie nicht letztlich doch noch als ein – wenn auch mißratenes – Glied der Familie anerkannt worden, so daß die Angelegenheit gemeinsam und so unauffällig wie irgend möglich beigelegt und dann vergessen werden mußte, sie wäre sicher bei Familiengesprächen zu einem immer wieder herangezogenen Schulbeispiel für die Gefahren, ja, den Fluch der sogenannten Emanzipation geworden – ein Wort, das in unserer Familie nur Onkel Karl ohne Stocken und Schlucken aussprechen und modulieren konnte –, darüber hinaus für den verderblichen Übermut der modernen Jugend, ihren Leichtsinn, ja, ihre Liederlichkeit, mit einem Wort: für ihre Unmoral.

Zunächst war im Familienrat beschlossen worden – eine Entscheidung, die erst einmal Zeitgewinn bedeutete und im übrigen kaum schädliche Folgen haben konnte –, daß Melanie zur Vertiefung und Erweiterung ihrer Dorfschulbildung zwei Jahre lang die Höhere Töchtertschule besuchen sollte, ein privates Institut

von eher bescheidenem Zuschnitt und Rang, das den Bürger-
töchtern unserer Stadt gegen ein mäßiges Entgelt diejenigen
Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelte, die sie für ihre künftige
Rolle als Hausfrau und Mutter benötigen würden: Religion
also als erstes, dann Deutsch und vaterländische Geschichte, daneben,
für alle Fälle, auch etwas englische Konversation, ein wenig
Rechnen, vornehmlich geübt an Hand von Koch- und Haus-
haltsbüchern, Erdkunde vor einer Weltkarte, auf der die deut-
schen Kolonien unübersehbar bunt markiert waren, und dann
die Schönen Künste: Singen, auch mit Klavierbegleitung, züch-
tige Gymnastikübungen mit und ohne Keulen, Handarbeiten –
vom Strümpfstopfen bis zur peniblen Anfertigung von Knopf-
löchern und Tafeldecken mit Kreuzstich-Stickereien –, schließ-
lich auch Zeichnen, was das Malen von Blumenbildern in Öl nach
anerkannten künstlerischen Vorlagen einschloß. Auf diese Wei-
se, meinte die Familie, und alle waren sich darin einig, habe man
erst mal Ruhe, und dann werde man weitersehen – Melanie sei
schließlich nicht ganz häßlich, für Aussteuer und Mitgift werde
gesorgt, und irgendein braver Mann werde sich dann wohl fin-
den und ihr die Flausen und Launen austreiben.

Um die Aufwendungen für Melanies zusätzliche Bildung in
vertretbaren Grenzen zu halten, gleichzeitig aber auch Tante
Julchen Biedenkopf zu unterstützen, die in sehr bescheidenen
Verhältnissen leben mußte, seitdem sie beim Konkurs der Zucker-
fabrik ihre ganze Mitgift von 50 000 Talern eingebüßt hatte – und
gleichzeitig hatte dabei ihr Mann, Onkel Emil, seine Stellung als
Direktor verloren –, wurde Melanie zu Biedenkopfs in Pension
gegeben. Bei dieser zweifach wohltätigen Entscheidung war al-
lerdings nicht hinreichend berücksichtigt worden, daß Onkel
Emil seit dem von ihm mit zu verantwortenden Zusammenbruch
der Zuckerfabrik gesellschaftlich zu einer eher bemitleidenswer-
ten Randfigur verkommen war. Zwar wurde er immer noch mit
»Herr Direktor« angesprochen, doch verdiente er seinen Lebens-
unterhalt nur kümmerlich als Untervertreter einer mittleren
Margarinefabrik. Sein Selbstbewußtsein allerdings hatte er sich
bewahrt, zumal da er mit seinen 50 Jahren, groß und grau und
dabei ein wenig korpulent, genau das darstellte, was in der Stadt
als »blendende Erscheinung« galt, und diese Tatsache ließ er

sich von einigen aufgeschlossenen Damen der städtischen Gesellschaft ebenso gern bestätigen wie von freundlichen Laden- und Dienstmädchen, gelegentlich wohl auch – das waren allerdings nur vage Vermutungen und unbewiesene Munkeleien – von Schulkindern der Abschlußklasse, die er freigebig mit grüner Brause und Vollmilchschokolade zu traktieren pflegte.

Da Tante Julchen an den Wochenenden häufig in der »Schönen Aussicht« in der Küche aushalf – das war ihr eigentliches Revier, da sie außer Kochen und ländlicher Hauswirtschaft auf dem väterlichen Hof nicht viel gelernt hatte, und meistens durfte sie noch Bratenreste für Herrn Direktor mit nach Hause nehmen –, fanden sich auch für Melanie Gelegenheiten genug, das Selbstgefühl ihres schönen Onkels zu bestätigen und zu stärken. Das Ergebnis war am Ende niederschmetternd für alle Beteiligten. Melanies höhere Töchterbildung mußte jäh abgebrochen werden; sie wurde in den durchgehenden Zug nach Berlin gesetzt, wo mein Vater sie am Lehrter Bahnhof in Empfang nahm und sie sogleich zu einer dem Vernehmen nach weisen, jedenfalls zuverlässigen Frau im Wedding brachte – Kinderlosigkeit war für Melanie die Folge. Sodann kaufte mein Vater für seine Schwester eine Schiffspassage – Zwischendeck – nach Boston/Massachusetts, wo eine Jugendfreundin meiner Mutter sich bereit gefunden hatte, das gefallene Mädchen erst einmal aufzunehmen und zu betreuen. Melanie meldete sich dort aber nie, verschwand vielmehr ganz und gar aus dem Blickfeld der konsternierten Familie und schlug sich selbst nach bestem Vermögen durch, bis ein älterer Häusermakler namens Greenspan, dem sie zeitweilig den Haushalt geführt hatte, sie zu seiner zweiten Frau und bald darauf zu einer wohlhabenden Witwe machte.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt die Familie wieder Lebenszeichen von Tante Melanie, diesmal in Form von inhaltschweren Care-Paketen, die an Victoria gerichtet wurden, zur Verteilung an die weitere Verwandtschaft. Es kann sein – und ich vermute das –, daß noch heute einige Dosen mit Kaffeepulver, Trockenmilch und Frühstücksfleisch in Victorias Kellerborden lagern: Sie hatte ausgesprochen Schwierigkeiten mit der gerechten Verteilung von Tante Melanies gutgemeinten Gaben, und sie löste diese Schwierigkeiten auf ihre Weise, indem sie den

weitaus größten Teil erst einmal für sich selbst behielt – und später fragte niemand mehr danach. Das zahlte sich am Ende allerdings für sie nicht aus. Als nämlich Tante Melanie bei ihrem Deutschland-Besuch – jetzt reiste sie im Luxusliner erster Klasse – feststellen mußte, daß weder die Giskower noch meine Familie von ihren Paketen mehr als ein paar Proben gesehen hatten, zog sie daraus ihre Schlüsse: In Tante Melanies Testament, in dem sie ihr Vermögen breit verstreute, war von Victoria nirgendwo die Rede, während ich – das war 1978, ich war gerade 70 Jahre alt geworden – mit der Zuckerfabrik bedacht wurde.

Am frühen Nachmittag gehe ich gern eine Stunde spazieren, zu jeder Jahreszeit und eigentlich bei jedem Wetter, und meistens nehme ich dabei denselben Weg: die Seestraße mit ihren Villen entlang, am alten Bahnhof vorüber, über die Wallanlagen, und während die Altstadt dann rechts liegenbleibt, wende ich mich nach links zur Grebener Straße, deren niedrige Häuser mit den in den letzten Jahren überweit aufgerissenen Schaufenstern sich ziemlich ungeschickt um städtische Eleganz bemühen.

Hinter der Eisenbahnüberführung öffnet sich dann zur Linken die Landschaft zum Wenn-See hin, und dort liegt, hinter den längst überwucherten Gleisen der Stich-Bahn, der verlassene Gebäudekomplex in stumpfem Ziegelrot, der vor fast einhundert Jahren als Zuckerfabrik gegründet wurde. Da seinerzeit schon die Bau- und Einrichtungskosten sich gegenüber dem Voranschlag fast verdoppelt hatten – Kosten, die nicht zuletzt wegen der Berücksichtigung der hierorts ansässigen Handwerker entstanden waren und durch eine teure Hypothek abgedeckt werden mußten –, der Zuckerrübenanbau andererseits nicht den erwarteten und kalkulierten Umfang erreicht hatte, war das Kapital der Aktiengesellschaft schon nach zwei Jahren verbraucht gewesen, und ein zusätzliches Darlehen der Stadt hatte auch nicht mehr helfen können, da ein naßkalter Mai sowie eine große Dürre im Juli und August alle Hoffnungen – und damit alle Kapital-Einlagen – vernichtet hatten.

Im Ersten Weltkrieg waren die Anlagen noch einmal in Betrieb genommen worden, ohne daß dabei viel mehr als ein auch mit strengen Strafen nicht zu unterdrückender Schwarzhandel mit Zucker und Rübensirup herausgekommen wäre, und in den

20er Jahren – inzwischen war das Grundstück von der Stadtverwaltung übernommen worden in der Hoffnung, Kleinindustrien in die Stadt ziehen zu können – hatte eine aus dem Elsaß ausgelagerte chemische Fabrik dort Tabletten gegen Fettsucht produziert, ein Medikament, das damals kaum noch gefragt war.

Anschließend versuchte sich in der alten Arbeiterkaserne – die Zuckerfabrik war seinerzeit vornehmlich mit Lohnarbeitern aus dem Harz betrieben worden, die nur für die Zeit der Zuckerrübenkampagne im Spätherbst angeworben und dann auf dem Fabrikgelände schlicht und billig untergebracht worden waren – ein Unternehmen, das die Herstellung von Brillengestellen betrieb, allerdings nur eine kurze Blütezeit erlebte, als unmittelbar vor dem Kriege die gesamte Produktion auf Gasmaskenbrillen umgestellt wurde, was wiederum zum Konkurs im Jahre 1945 führte. Im ehemaligen Direktor-Wohnhaus sowie in zwei zusätzlich aufgestellten Baracken fand von 1933 bis 1937 das städtische Konzentrationslager eine eher behelfsmäßige Unterkunft, die von den anderen Gebäuden durch einen doppelten Stacheldrahtzaun abgegrenzt wurde, und in diesen Komplex zog 1942 die Verwertungsstelle Nordmark III ein. Nach Kriegsende hausten zunächst Flüchtlinge und entlassene Soldaten in den verwahrlosten Räumen. 1947 begann eine neue Firma mit der Produktion von einfachen Radiogeräten, Modelle, die schon bald nach der Währungsreform nicht mehr verkäuflich waren, so daß die hohen Eingangstore wieder verriegelt werden mußten.

In den 50er Jahren bemühte sich die Stadt, im Anbau zum Kesselhaus ein Jugendzentrum einzurichten – damals hatten vier Jahre lang die Sozialdemokraten eine dünne Mehrheit im Stadtrat –, ein Vorhaben, an dem schon in den 30er Jahren die Hitler-Jugend gescheitert war, weil die Wände schlecht isoliert und die Zementfußböden kalt und feucht waren, und später bot ein wagemutiger Unternehmer die Freiflächen als winterlichen Abstellplatz für Wohnwagen an, ohne daß er dabei auf seine Kosten gekommen wäre. Ende der 60er Jahre sprach sich dann herum, daß eine bedeutende amerikanische Gesellschaft die Fabrik mit allem Drum und Dran erworben habe, um dort – mit Plänen, an denen sich die Phantasie der Stadt jahrelang übte und steigerte – ganz groß einzusteigen. Es wurden aber nur die Zäune

und das Tor ausgebessert, und dann geschah gar nichts mehr.

Erst kurz vor ihrem Tode schrieb mir Tante Melanie, daß sie es gewesen sei, die den Kauf über eine ihr gehörende Grundstücksgesellschaft veranlaßt habe: »Just for fun« – für einen Spottpreis habe sie ihre schlechten Erinnerungen besänftigt, närrisch natürlich und ganz und gar sinnlos, wenn auch nach ihren Erfahrungen das Verrückte am Ende oft das Vernünftige sei – sicher hätte auch Onkel Emil sich darüber gefreut, möglicherweise sogar Tante Julchen; aber das seien alte Geschichten, lange vergeben, wenn auch nicht ganz vergessen – die alten Mauern seien ihr jedenfalls herzlich gleichgültig, und nach ihrem Tode könne ich frei darüber verfügen.

Zunächst einmal habe ich gar nichts mit diesem seltsamen Erbe unternommen. Kürzlich aber hat sich ein durchaus seriöser Bauunternehmer bei mir gemeldet, der den ganzen Komplex abreißen und an seine Stelle ein komfortables Terrassenhaus setzen will, Eigentumswohnungen im Bauherrenmodell, mit unverbaubarer Aussicht auf den lieblichen Wenn-See und eigenem Tennisplatz, die Finanzierung sei so gut wie gesichert. Es fehlt jetzt nur noch die Abrißgenehmigung. Der Stadtbaumeister hatte den Plänen sofort zugestimmt. Aber im Bauausschuß gab es Schwierigkeiten, und das Verfahren hat sich weiter verzögert, weil inzwischen eine Bürgerinitiative gegründet worden ist, die sich nachdrücklich dafür einsetzt, das ausgewogene Ensemble von Fabrikgebäuden der Gründerzeit als ein bedeutendes kulturelles Denkmal zu erhalten.

Ich muß hier unterbrechen, muß neu anfangen. Es ist etwas geschehen, was mein Leben verändert hat. Was ich gestern und vorgestern gedacht und geschrieben habe, stimmt heute vielleicht schon nicht mehr – was ich als fest und gegeben ansehen konnte, ist möglicherweise fragwürdig geworden.

Ich will mich bemühen, der Reihe nach zu erzählen. Noch immer bin ich erregt, verwirrt, erschüttert. Ich muß versuchen, Ordnung in mich und meine Gedanken zu bringen, so wenig Klarsicht und Einsicht ich bisher gewonnen habe. Ich bin verstört, bin ganz und gar durcheinander.

Es ging mir nicht recht gut an diesem Januarmorgen; ein Sturmtief von Westen her hatte über Nacht die dünne Schneedecke wieder aufgezehrt, ich fühlte mich zerschlagen und matt, und deshalb entschloß ich mich, meinen Hausarzt aufzusuchen, um Herz und Blutdruck kontrollieren zu lassen. Meistens warte ich sonst die Post ab, ehe ich vormittags in die Stadt gehe. Aber ich mag die vollen Wartezimmer nicht, wo ich vornehmlich mit meinem eigenen Alter und meinen eigenen Kränklichkeiten zusammensitzen muß, und schon gar nicht im Winter, wenn die dicken Mäntel nach und nach ihre Feuchtigkeit ausdünsten.

Deshalb brach ich früh auf, um gleich zu Beginn der Sprechstunde bei Dr. Martens zu sein. Im übrigen erwartete ich mir auch nichts Besonderes von der Post: Was sollte schon kommen, was sollte schon sein?! Der Postbote geht täglich gegen halb 10 durch unsere Straße, und wenn er seinen Drucksachenstapel in meinen Briefkasten geworfen hat, gibt er mir durch ein doppeltes Klingelzeichen Bescheid. Ich hole mir dann die bunten Angebote von Krankenversicherungen und Kaffeefahrten, von Weinimporteuren und Wäschefabriken, was alles so kommt, Postscheckauszüge, Spendenaufrufe, Antiquariatskataloge, Rechnungen, manchmal auch eine strahlende Ansichtspostkarte von Freunden oder fernen Verwandten – Mallorca, Madeira, Bad Mergentheim –, selten ein richtiger Brief, und der ist oft auch nicht mehr als eine geschickt verpackte Werbung für elegante Maßhemden oder krisensichere Kapitalanlagen mit Steuersparereffekt, die Computer sind fleißig.

Als ich heimkehrte, fröstelnd, gegen 11, freute ich mich auf mein warmes Zuhause. Ich leerte den Briefkasten, ohne die Post im einzelnen durchzusehen, und erst, als ich bei einem Glase heißen Tees in meinem Sessel saß, entdeckte ich eine Benachrichtigung des Postboten, ich könnte mir – nachmittags ab 15 Uhr – auf dem Postamt einen Einschreibebrief abholen. Ich überlegte nicht einmal, was sich hinter dieser Nachricht verbergen könnte. Gelegentlich erhalte ich, in unregelmäßigen Abständen, Bescheide von Banken oder Investmentgesellschaften, auch mit Notaren und Grundbuchämtern habe ich hin und wieder zu tun, fast immer Formalitäten, die einfach erledigt und abgehftet werden müssen, der Ordnung halber, und so etwas vermute-

te ich an diesem Vormittag auch. Ich wäre nicht einmal zur Post gegangen, um den Brief abzuholen – der Postbote konnte ihn mir genausogut am nächsten Tage bringen –, wenn ich nicht noch eine Kleinigkeit zu besorgen gehabt hätte, und der Nachmittagshimmel war klar.

Der Brief kam aus Kevelaer am Niederrhein; Absender war ein Notariatsbüro, und der Notar teilte mir mit, daß Fräulein Meta Niemietzki am 12. Januar 1981 im dortigen Krankenhaus an einer Lungenembolie verstorben sei. In ihrem am 30. November 1978 aufgesetzten und jetzt vor dem Amtsgericht eröffneten Testament – Fotokopie anbei – habe die Verstorbene ihn, den Notar, zum Testamentsvollstrecker bestellt; nach ihrem gültigen Letzten Willen habe Fräulein Niemietzki ihre Nichte, Frau Frida Kreutzmann in Kevelaer, sowie mich zu Erben eingesetzt mit der Maßgabe, daß Frau Kreutzmann ihren Schmuck, ihre Kleidung und sämtliche Haushaltsgegenstände erhalten solle, ich hingegen das in mündelsicheren Pfandbriefen angelegte Geldvermögen, das gemäß dem letzten Depotauszug der Stadtsparkasse Kevelaer vom 31.12.1980 gegenwärtig einen Wert von 132347,60 DM darstelle.

An diesem Abend hätte ich gern mit irgend jemandem gesprochen, der Meta noch gekannt hatte. Doch ich bin alt und ziemlich einsam in unserer Stadt; meistens bin ich mir selbst der einzige Gesprächspartner. Ich hoffte auf Jenny, es wären nur fünfzig Schritte bis zu ihr gewesen; aber die Fenster ihrer Wohnung waren dunkel, und als sich endlich Karl Klitzke am Telefon meldete – »Hallo, Alter Herr, was verschafft mir denn diese Ehre?!« –, erfuhr ich, daß Jenny zur Sanatoriumskur nach Bad Pyrmont gefahren sei, wie jedes Jahr um diese Zeit. Victoria mochte ich nicht anrufen – es konnte kaum sehr ersprießlich sein, mit ihr über eine Erbschaft zu sprechen, bei der sie nicht bedacht worden war – und schon gar nicht meinen Neffen Fritz. Heini Overhues war wieder betrunken, er nannte nur mit schwerer Zunge seinen Namen und legte dann wieder auf. Der Rechtsanwalt Berkemeyer – inzwischen ist er auch schon über 50, und sein Vater ist für die meisten Menschen nur noch eine undeutliche Schattenfigur – berät mich stets sachkundig und sachlich, wenn ich mit Fragen zu ihm komme; hier gab es aber kaum et-

was zu fragen – es war meine Entscheidung allein, ob ich die Erbschaft annehmen wollte oder nicht –, und ich störe nicht gern jemand in seinem Feierabend. Zuletzt fiel mir Lisa ein, verrückt, ja, aber warum eigentlich nicht, ein Anruf in Canberra kostet nicht die Welt, da muß jetzt früher Morgen sein, zehn Stunden vor unserer Tageszeit – sicher, man könne einfach durchwählen, wußte die Auskunft, 006162 vorweg und dann die Rufnummer des Teilnehmers, die erforderlichenfalls bei der Auslandsfernsprechauskunft unter 00 118 erfragt werden könne. Doch während ich wählte und wählte, immer noch einmal, quälend, der Ruf drang nicht durch, manchmal ein aufgeregtes Besetztzeichen, manchmal nur tote Stille: Da wußte ich schon, daß es unsinnig wäre, mit Lisa über Meta sprechen zu wollen – was konnte ich ihr schon sagen –, und deshalb legte ich auf, als endlich der Rufton gekommen war.

Zunächst schien es mir ganz und gar unglaublich, daß Meta ein derartiges Vermögen zusammengespargt haben könnte. Bei uns hatte sie stets nur ein schmales Taschengeld beansprucht, hatte Gehalt und Gehaltsaufbesserungen immer wieder entschieden zurückgewiesen; nur durch unverhältnismäßig hohe Einzahlungen für ihre Rentenversicherung – das hatte Luise sich ausgedacht – hatte ich ihr ein gewisses Entgelt zukommen lassen können, um wenigstens ihr Alter zu sichern. Daß Meta jetzt ihre gesamten Ersparnisse mir vermacht hatte, bestürzte mich, ja, es beschämte mich, und ich wußte nicht, ob ich diese Erbschaft annehmen konnte, vielleicht aber annehmen mußte, weil Meta es so gewollt hatte.

In dieser Nacht schlief ich sehr unruhig, und am nächsten Morgen entschloß ich mich, doch erst einmal Rechtsanwalt Berkemeyer aufzusuchen. Doch es kam anders. Die Post brachte, in schwarz umrandetem Umschlag, die Traueranzeige der Familie Kreuzmann, und dabei lag, mit rotem Siegellack verschlossen, ein Brief an mich in Metas ungelenker Handschrift.

Seit meiner Konfirmation hatte Meta mich nie mehr geduzt. Ich wußte, daß sie mich liebte, auf ihre Weise, und ich wurde recht gern von ihr geliebt – ja, ich muß gestehen, daß ich ihre

Liebe manchmal ausgenutzt habe. Ich nannte sie lebenslang Meta und du, wie in meiner Kindheit, und sie fand das wahrscheinlich genauso selbstverständlich wie ich. Aber von sich aus ließ sie stets einen sehr deutlichen Abstand zwischen uns stehen: Sie redete mich nur in der dritten Person an, sprach von Herrn Janus und seinen Wünschen, seinen Bedürfnissen, seinen Befehlen, und nicht einmal nachts, wenn sie in mein Zimmer schlich, damals, flüsterte sie meinen Vornamen.

Der Brief war in den Weihnachtstagen geschrieben, ein letzter Brief, der in keiner Zeile die Mühe verbirgt, mit der Meta Wort für Wort gesucht und niedergeschrieben hat. Von Gefühlen ist keine Rede darin, Meta wußte keinen Ausdruck dafür; doch sie sagt du zu mir in dem Brief, wie in meiner Kindheit, und so kommt sie mir nahe wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Es ist ein sehr langer Brief, sorgfältig geschrieben in der steilen Kinderschönschrift, die Meta vor 75 Jahren gelernt hatte, dünne Striche in regelmäßigem Auf und Ab, die von den alten Händen allerdings nicht mehr ganz sicher beherrscht worden waren, und es wird darin fast nur von alltäglichen Dingen und Ereignissen erzählt – manchmal mit einem »Weißt Du noch?« –, die in Metas Leben und für sie Bedeutung hatten.

Ich las den Brief Seite für Seite, auch dort, wo er für mich ermüdend ausführlich war, und ich geriet dabei in eine falsche Rührung hinein, etwa so, wenn jemand sich »an eine treue Seele« erinnert, wenn einer allzu verständig nickt: »Sie hat es immer gut gemeint!« Was das Geld angehe, schreibt Meta, so möge ich ihr, bitte, nicht böse sein; aber sie habe ihre Rente, für die ich die Beiträge gezahlt hätte, niemals verbrauchen können, und der Rest solle deshalb zu mir zurückkommen. Wenn ich das Geld nicht haben wolle, dann solle Bernhard es erben. Die Nichte könne leider mit Geld nicht umgehen, sie sei geizig, während Bernhard das Geld bestimmt bald ausgeben werde, und dafür sei es doch eigentlich da.

Bernhard, Bernhard: Immer wieder, fast auf jeder Seite des Briefes, kommt der Name vor. Meta erzählt von den kleinen, faßbaren Tatsachen ihres Lebens, das aus einer schmucklosen Kette von Diensten und Pflichten bestand, und sie bemüht sich zu erklären, weshalb sie hier oder da nicht das geleistet habe, was von

ihr zu erwarten gewesen wäre. Sie schreibt: »Man ist ja auch nur ein Mensch. Aber ich habe mir immer Mühe gegeben.« Sie schreibt an mich, und sie meint auch mich. Doch weil sie von mir und mit mir nicht sprechen will oder nicht sprechen kann – sie mag das für unziemlich gehalten haben –, kommt sie immer wieder auf Bernhard zurück. Ich glaube, sie hat ihn geliebt wie ein eigenes Kind, ja, als ein eigenes Kind, so fremd er ihr im Laufe der Jahre auch wurde. Möglicherweise war sie manchmal nicht einverstanden mit meiner Erziehung, fand mich sicher zu hart und zu streng, war vermutlich aber auch dagegen, wenn ich mich nachgiebig zeigte. Sie konnte nicht abschätzen, weshalb ich etwas von meinem Sohn forderte, weshalb anderes nicht, und sie ahnte nicht, wie unsicher ich mich als Vater fühlte, unsicher und unzufrieden mit mir. Ich war nicht Abraham, mir half kein Gott mit seinem Wort, und wenn ich wirklich einmal einen Befehl Gottes vernommen hätte, ich hätte gezweifelt und nicht gehorcht.

Ich wünschte mir einen Sohn, der fähig war – und eben: fähiger war als ich –, sich selbst frei zu entscheiden. Ich wollte ihn nicht für irgend etwas bilden, was mir selbst gut und richtig erschien, und wenn ich das doch – unbewußt zunächst – versucht haben sollte, in Bernhards ersten Jahren, dann habe ich meinen Fehler eingesehen: Es ist sinnlos, einen Sohn auf irgend-einem Altar zu opfern. So wurde Bernhard früh aus den Bindungen entlassen, die für Meta zeitlebens selbstverständlich und bestimmend gewesen waren: Eltern, Elternhaus, Familie, Nachbarn, Heimat, Vaterland, vor allem auch aus der Bindung an seinen Vater, so daß er schließlich tatsächlich so frei war wie ich, wahrscheinlich aber zu frei in einem Alter, das noch auf Hilfen und Stützen angewiesen ist. Die Folge war, daß er anderswo Unterstützung suchte, und die fand er bei Pastor Kalweit und in seiner Lehre, dem großen Liebesgebot.

Meta verstand das nicht, sie brauchte für das Selbstverständliche keine Anleitung und keinen Pastor, kein Gebot. Aber sie sah dann ein, daß nichts mehr zu ändern war: Es war Bernhards Entscheidung gewesen, und sie nahm das an. Wahrscheinlich hat sie sich selbst die Schuld zugeschrieben für alles das in Bernhards Leben, was für sie rätselhaft war, verkehrt und verdreht.

»Er hat zu wenig Liebe bekommen«, pflegte sie zu sagen. »Sonst würde er sich doch wenigstens ordentlich kämmen!«

Als wir im ersten Nachkriegswinter in der Küche beisammenhockten, fragte Meta mich einmal, und für diese Frage wählte sie eine besonders verschlüsselte Form, ob Herr Janus nicht auch einmal etwas erzählen wolle, ich hätte doch so viel gelernt und gelesen. Tatsächlich ließ ich immer gern andere reden. Meta antwortete ich, ich hörte eben lieber zu, und das war gewiß nicht gelogen. Natürlich hätte ich Geschichten und Anekdoten mehr als genug gewußt, Erlebtes, Erfahrenes, Gelesenes, und wenn ich schon nichts von mir erzählen wollte, dann konnte ich mindestens zitieren. Aber ich wußte, natürlich, daß jeder Erzähler sich im Erzählen darstellt und offenbart, und ich wollte mich nicht entdecken: wollte nicht sagen, wer ich wirklich war.

Es ist dies eine Scheu, die ich nie ganz verloren habe, eine Angst, die mich auch beim Schreiben nicht losläßt. Daher verberge ich mich durch meinen Stil vor mir selbst. Vielleicht hat sich das auf Bernhard übertragen, und so haben wir nicht zueinander gefunden. Damals, als er mich noch fragte, wer ich sei: weshalb ich so gehandelt hätte und nicht anders, weshalb ich jenes getan, dieses aber versäumt hätte – da gab es noch eine Verbindung zwischen uns, und es wäre gewiß besser gewesen für uns beide, wenn wir aufeinander gehört hätten. Aber wir konnten das offenbar nicht: Wir waren, jeder für sich, in uns eingeschlossen, und jeder achtete vor allem darauf, daß er seine Freiheit – die Isolierung, die er für seine Freiheit hielt – für sich bewahrte. Ich habe Bernhards Fragen nicht so beantworten können, wie er das erwartete, erwarten mußte von seinem Vater, und zuletzt hat er mich dann nicht mehr gefragt. So haben wir uns verloren.

Doch erst einmal will ich jetzt – endlich – von dem berichten, was mich in Metas Brief am meisten bewegt und getroffen – ja, ich wiederhole mich: was mich ganz und gar durcheinandergebracht hat, ihr Geständnis nämlich, ganz zum Schluß ihres Briefes, sie sei es gewesen, die damals meine Aufzeichnungen fortgeschafft und vernichtet habe. Ich las das, las es wieder und noch einmal, wollte es einfach nicht glauben, konnte es nicht begreifen, und ganz verstehen werde ich das wohl mein Lebtag

nicht: Meta hat, während Birgit und ich noch auf unserer Hochzeitsreise waren, mit eigenen Händen die Aktenordner aus mehr als vierzig Jahren beiseite geschafft, mit dem alten Bollerwagen, nachts, wenn niemand sie sah, drei Wagen voll, und im alten Kesselhaus der Zuckerfabrik, hinten, wo früher die Küche des Konzentrationslagers war, in der wir nach dem Kriege nächtelang Rübensirup gekocht hatten, hat sie alles verbrannt.

»Das war eine Arbeit! Es war sehr viel Papier, und der Schornstein zog nicht mehr richtig. Aber ich wollte Dir helfen. Ich mußte das aufbrennen, weil Du immer daran gedacht hast. Du warst doch schon ziemlich alt und hast eine junge Frau geheiratet. Eine junge Frau will aber nicht, daß ihr Mann sein Herz an Geschriebenes hängt. Ich habe nie etwas dazu gesagt, das mußtest Du selber wissen. Aber jetzt war es besser, wenn das alte Papier verschwand. Deshalb habe ich das getan. Ich war traurig, weil Du das gar nicht verstehen konntest, und ich bin auch traurig, weil aus Deiner Ehe dann doch nichts geworden ist. Aber das liegt in Gottes Hand, wir dürfen uns nicht beklagen. Ich wollte nur sorgen, daß alles gut war für Dich.«

Victoria hat schon früh gemeint – das war noch vor ihrer Hochzeit –, daß Meta ein kleines bißchen verrückt sei, »nicht ganz richtig im Kopf«, wie sie sagte; irgendwo fehle Meta wohl eine Sicherung. Auf die Dauer könne man so doch nicht leben: nur für andere dasein und immer für andere, das halte niemand aus. Im übrigen müsse man gerade bei solchen Menschen vorsichtig sein, die seien buchstäblich zu allem fähig.

Ich weiß noch, daß meine Mutter Victoria entschieden zurechtwies: So dürfe man über einen Menschen nicht sprechen, bitte, und ganz bestimmt nicht über Meta. Victoria widersprach: Aber das seien doch Tatsachen, und sie habe kein böses Wort gesagt – schließlich wisse sie selbst, was Meta jeden Tag schaffe und daß wir ohne sie überhaupt nicht zurechtkämen, daß sie tüchtig sei und willig und fleißig bis zum Umfallen. Aber normal sei das doch nicht.

Damals war ich 13 oder 14 Jahre alt, und ich begriff nicht, was Victoria meinte. Meta war, wie sie war, und sie gehörte für

mich ganz selbstverständlich zu unserer Familie, genauso wie meine Geschwister oder die Giskower Tanten – ich kannte nicht einmal Metas Nachnamen. Selbstverständlich war sie ganz anders als Victoria, die Gegensätze waren nicht zu übersehen, und ich setzte voraus, daß Meta sich eigene und sicherlich andere Gedanken über die Welt machte, daß sie andere Vorlieben und Interessen hatte als meine Schwester, andere Wertbegriffe und Ordnungen. Doch mir erschien die eine in ihrer Besonderheit so normal wie die andere, und ich dachte bei mir, daß Meta Victoria auch ein bißchen verrückt nennen könnte, ihre besondere Art, die Welt zu begreifen, sie zu greifen und an sich zu ziehen, wenn nicht ein solcher Gedanke für Meta ganz und gar unerlaubt und damit undenkbar gewesen wäre.

Meta hatte gewiß ihre Eigenheiten und Besonderheiten, und sie war viel zu lange in unserem Hause, als daß sie nicht hin und wieder eigensinnig, ja, absonderlich und manchmal einfach querköpfig erschienen wäre. Aber das glich sie immer wieder durch geduldige Güte aus, und wir lachten dann oft gemeinsam. Bis zu ihrem letzten Brief hatte ich jedenfalls Meta immer gesehen als einen Menschen, der sich gern in einen vorgegebenen Rahmen fügte und nur in einem solchen Umkreis wirken konnte und wollte.

Die Familie Janus, der sie sich ganz und gar angepaßt und eingepaßt hatte, schien für sie so etwas wie ein umfriedeter Raum zu sein, ein Garten, in dem sie pflegend und hegend ihr Glück fand. Metas fixe Idee, sie müsse meine Aufzeichnungen aus vielen Jahren vernichten, um mir und Birgit zu helfen, lag weit außerhalb meiner Vorstellungen und Erwartungen, und das auch dann, wenn ich akzeptierte, daß sie damit nur Gutes im Sinn hatte: Es mußte ihr klar sein, daß das ein geradezu mörderischer Eingriff in mein Leben war, zumal da sie jahrzehntelang Zeugin, in gewisser Weise auch Hüterin meines Schreibens gewesen war.

Ich überlegte, ob Victoria nicht vielleicht doch recht gehabt haben könnte: ob Meta nicht wirklich in einem eigenen Bereich lebte und dachte, dessen Grenzen zur Normalität hin fließend waren, und mir fielen die seltsamen Märchengeschichten wieder ein, die sie damals bei unseren winterlichen Küchenabenden er-

zählt hatte, eine besondere Art von kurzen Spruch-Märchen, die sie stets mit den gleichen Worten vortrug, beinahe vorsang:

»Da war einmal ein kleines Mädchen, hieß Annemarie, wie weh, und Lehrer Schulte schlug sie mit dem Stock. Weil sie zu spät zur Schule kam, schlug Lehrer Schulte sie mit seinem Stock, und er schlug sie, wie weh, weil sie nicht richtig lernen konnte, weil sie das Einmaleins immer wieder vergaß und weil sie nicht so sauber schrieb, strichauf, strichab, strichauf, wie es sein sollte. Der Lehrer Schulte war aus Pommern, ist abgebrannt, sein Stock war aus gelbem Bambusholz, und er sagte zu Annemarie: ›Wer nicht hören will, muß fühlen!‹ Ich wollte wohl hören, aber ich konnte es nicht, weil ich müde war und hungrig, und ich wechselte alle Zahlen im Einmaleins, böse Zahlen, und meine Schrift lief hin und her wie im Wind. Da mußte ich fühlen, der Bambusstock tanzte mit mir, wie weh, wie weh, und mittags mußte ich nachsitzen bei Lehrer Schulte und durfte nichts sagen, wie weh, und wenn ich zu spät nach Hause kam, waren die Schüsseln schon leer. So lernte Annemarie Lesen nicht, Schreiben nicht, Rechnen nicht, aber das Singen lernte sie wohl, wie ein Vogel, und kein Bambusstock konnte ihr etwas tun, wenn sie ihr Lied Wieweh sang, und sie hatte auch keinen Hunger mehr, und jeden Tag sang sie ihr Lied reiner und klarer, wie Feen, bis eine richtige Fee kam, die nahm sie mit sich, und fortan sangen sie immer gemeinsam: wie weh wie weh, und beiden war es dann wohl.«

Es gab noch zwei oder drei ähnliche Märchen von Meta, ein Liebes-Märchen mit dem singenden Refrain »wie du«. Sie holte den Klang tief aus ihren Ängsten und Träumen – wie du, wie du –, beschwor und bezauberte das Märchen-Du, hielt es in seiner Verzauberung eine Weile bei sich – wie du –, bis sie wieder allein war; und ein Märchen von einem kleinen Kind, das Meta mit einem wortlosen Lied erzählte, ein seltsam bewegtes Summen, vielleicht ein Schlaflied, ein Wiegenlied, ich habe das damals nicht verstanden, und man durfte Meta nicht fragen, nicht einmal dann, wenn die Lampe leer gebrannt war, das blaue Licht vor dem Verlöschen. »Nichts sagen«, flüsterte sie, »nichts weitersagen!« Ihre Märchen erzählte sie nur – das seien doch Kindergeschichten, meinte sie –, wenn Dorchen Steenbock sie darum bat, die damals

gerade 14 wurde. Aber ein halbes Jahr später wußte Dorchen schon ebensoviel wie ihre ältere Schwester Irmintrud, es war zu eng in unserem Haus und nichts blieb heimlich – das war dann das Ende von Metas Märchenerzählen.

Meta war sicher anders als andere Menschen, und oft wußte sie mehr als andere, so gering ihre Schulkenntnisse geblieben waren. Aber sie war nicht verrückt, auch nicht ein bißchen, und daß sie meine Aufzeichnungen damals verbrannt hat, ist gewiß von ihr aus zu verstehen – ich wußte nur zu wenig von ihr, als daß ich mir das hätte vorstellen können. Im übrigen mag ich nicht einmal ausschließen, daß mir der Verlust meiner Niederschriften eines Tages noch sinnvoll erscheinen wird; wenn ich mich ehrlich frage, was sonst wohl aus mir geworden wäre unter der Überlast des schon Geschriebenen: nichts als Papier hinter mir und vor mir kein Ziel, keine Hoffnung mehr auf Änderung, Erweiterung, sondern nur Beharren, Erstarren, dann kann ich mir vorstellen, daß ich in Lethargie und Depressionen versunken wäre.

Auch diese Seiten hätte ich dann sicherlich nicht mehr geschrieben. Ich weiß allerdings, heute, daß ich Meta mehr von mir hätte sagen müssen, über den Graben der dritten Person hinweg. Doch Meta forderte nichts von mir, und deshalb blieb ich in meinem bequemen Kokon aus Tagesnotizen und Tagedräumen, sogar noch dann, als das Gespinst gewaltsam aufgerissen wurde. Jetzt kann ich Meta nichts mehr erzählen. Aber sie wird es schon wissen – fest glaubte sie an ein Weiterleben nach dem Tode –, und ich will versuchen, wenigstens vor mir selbst aufrichtig zu sein, mir selbst zu gestehen, was mit mir war und mit mir ist.

Wenn Bernhard später wirklich einmal diese Blätter lesen sollte, wird er mich vielleicht etwas besser verstehen. Dabei wird mein Sohn mir hoffentlich abnehmen, daß ich immer versucht habe, die Wahrheit zu sagen – allerdings: meine eigene, meine begrenzte Wahrheit. Wenn mir das nicht gelungen ist, dann war das nicht böse Absicht, sondern Unvermögen und Schwäche, abgesehen davon, daß mit den Wirklichkeiten einer Zeit auch die Wahrheiten einer Zeit vergehen. Gerade beim Lesen meiner al-

ten Aufzeichnungen – der geringen Reste, die ich im vorigen Jahr bergen konnte – habe ich betroffen erkannt, wie sehr die von mir geschilderten Realitäten inzwischen schon unreal geworden waren. Die unzulänglichen Worte, die ich damals gefunden habe, sagen so wenig davon, daß sie mich selbst oft kaum noch interessieren – oder ich lese sie mit dem Kopfschütteln des Beschwissers, wie vergilbte Zeitungsblätter oder Museumstafeln über prähistorische Abläufe, an denen man etwas gelangweilt vorübergeht.

Vielleicht wäre es auch für andere Menschen ganz heilsam, wenn sie hin und wieder einige schriftliche Zeugnisse der eigenen Vergangenheit in die Hand nehmen würden. Vor allem unsere Jugend, die uns in unseren Erinnerungen so großartig bewegt, so schöpferisch und gedankenreich erscheint, schrumpft dann zusammen auf ein bestenfalls durchschnittliches Maß. Wenn jemand nicht ganz und gar frei von aller Selbstkritik ist, wird er vor solchen Notizen oder auch in seinen alten Briefen erkennen, wie er damals doch noch recht unreif und eigentlich wohl ein bißchen dumm war, gleichzeitig maßlos überheblich den Älteren gegenüber mit ihrem Wissen, ihren Erfahrungen, und er wird einsehen, wie sehr er als junger Mensch von dem bestimmt worden ist, was er gelernt hatte – und wie wenig er gelernt hatte, wie wenig er wußte, wie sehr er damit angewiesen war auf die Duldsamkeit der anderen.

Eine solche Erkenntnis könnte uns wohl freundlicher und nachsichtiger stimmen gegenüber unseren Kindern, die offenbar gar nicht so sehr viel anders sind als wir in unserer Jugend: Sie meinen, den einfachen Schlüssel zum Leben gefunden zu haben, der alles aufschließt, und nun drehen sie ihn mit Kraft in komplizierten Schlössern, deren Geheimnisse sie nicht einmal ahnen –, und lange Jahre werden sie brauchen, bis sie einsehen, daß zu unserem Leben sehr viele verschiedene Schlösser gehören, es gibt keinen Dietrich, der für alle paßt, und einige bleiben für immer geschlossen. Wir wußten das damals auch nicht, wir waren im Grunde nicht anders als unsere Kinder.

Allerdings, das sind Einsichten, die mir jetzt nicht mehr weiterhelfen – im Gegenteil: Sie machen mir nur die Fragwürdigkeit meines Schreibens noch mehr bewußt. Alles das, was einmal

unbezweifelbarer Beleg sein sollte für die von mir gelebte Zeit, ein unanfechtbares Zeugnis, das war im Grunde von vornherein zum Mißlingen verurteilt auch dann, wenn ich immer die richtigen Wörter gefunden hätte. Immer habe ich mich bemüht, mein Bestes zu leisten. Schreibend mußte ich aber unvermeidlich weit hinter dem zurückbleiben, was wirklich gewesen war, und das gilt auch noch für diese letzten Zeilen: Es sind nur Versuche, der Wirklichkeit mit Wörtern nachzulaufen – sie wird nie einzuholen sein.

Ich kann nur hoffen, daß Bernhard mich trotzdem finden kann hinter meinen unzulänglichen Worten – ich hatte keine anderen. Vielleicht wird er inzwischen auch schon erfahren haben, daß die Welt sich ändert, je nachdem, wer sie sieht. Ereignisse, die dem einen bedeutsam erscheinen, nimmt der andere nicht wahr, und umgekehrt. So ist denn auch das, was ich notiert habe, entstanden: Dies fand ich wichtig, anderes nicht. Jeder andere hätte eine andere Auswahl getroffen.

Übrigens soll Bernhard doch nicht mein einziger Leser bleiben. Ich habe beschlossen, eine Fotokopie dieser Niederschrift anzufertigen, die nach meinem Tode meine Nichte Anna bekommen soll, Anna von Kopetzky, Hugos Tochter, die ich kürzlich wiedergetroffen habe, nach so vielen Jahren.

Es war eine seltsame Begegnung, ein Zufall, wie ihn ein Schriftsteller sich nicht ausdenken darf. Am Neujahrstag wollte ich das Grab meiner Mutter besuchen, eigentlich vormittags schon; aber das Wetter war unangenehm, naßkalt und trübe, und ich ließ mich von dem Festtags-Fernsehen einfangen und halten. So ging ich erst am Nachmittag in die Stadt und hinaus zum Neuen Friedhof.

Die beginnende Dämmerung nahm dem marmornen Grabengel mit dem goldenen Stift etwas von seiner Übermächtigkeit, auch die Gliederkette der Einfassung schien nicht so schwer und trennend wie sonst, und die Gräber – neben meinen Großeltern und meiner Mutter sind hier Luise sowie Hugo und Sieglinde beigesetzt worden – waren gleichmäßig mit dunklem Tannengrün zugedeckt. Mit gelassener Befriedigung sah ich, was ich seit langem wußte: Es war noch Platz für ein Grab, für mich. Als ich dann meine Blumen an die Grabplatte meiner Mutter legte, bemerkte ich auf Hugos Hügel etwas Rotes, tatsächlich: eine rote

Rose. Ich blickte mich um. Die Wege waren leer. Nur an der Grabstelle der Kopetzky in der nächsten Reihe machte sich eine junge Frau zu schaffen. Ich ging hinüber, grüßte, sie sah auf, sah mich freundlich an, ein wenig scheu – ich nickte ihr zu, bestätigte ihr, daß wir zusammengehörten: Wir konnten du zueinander sagen, es war ganz einfach.

Später saßen wir im »Stadt-Café« – die kunststoffgepolsterten Stühle mit den schräg gestellten Beinen, die Heini Overhues in den 50er Jahren als Tribut an den Zeitstil angeschafft hatte, waren neuerdings ausgewechselt worden gegen tiefe Polstersessel, deren Armlehnen für Abstand sorgten –, und wir erzählten uns von den vergangenen Jahren, Jahrzehnten. Ich will davon nichts aufschreiben. Annas Leben weiß nur sie selbst, ich kenne keinen einzigen Menschen aus ihrer Welt, und was ich zu berichten habe, das steht in diesen Aufzeichnungen, das meiste jedenfalls. Später einmal wird Anna alles lesen, und irgendwie freut mich das. Was ich geschrieben habe, wird für sie ein bunter Bilderbogen aus einer fernen, vergangenen Welt sein, in dem irgendwo auch eine Eva von Kopetzky erscheint und ein Hugo Janus, sogar eine kleine Anna – ich denke, sie wird darin mit der freundlichen Anteilnahme lesen, mit der sie mir an diesem Nachmittag zuhörte.

Sie sah mich an mit den Augen meiner Mutter. »Du könntest doch über Nacht bleiben«, schlug ich vor. »Ich würde gern noch lange mit dir sprechen, und Platz habe ich genug.« Aber sie lehnte ab: die Kinder warteten, und ihr Mann freue sich, wenn er vom Spätdienst nach Hause komme und sie sei wieder da – er habe ihr diese Reise sowieso ausreden wollen, ohne Erfolg, wie ich sehe; aber in zwanzig Minuten gehe ihr Zug.

Ich wollte ihr noch von meiner Mutter erzählen, von meiner Reise nach Osorno, die alten Geschichten, von mir. Aber es blieb keine Zeit mehr, und man muß auch nicht alles sagen.

Nachwort

Mit *Janus* beginnt Kay Hoffs Spät- und Alterswerk. Die Begriffe sind umstritten, weil es keine allgemeingültigen Normen für den Beginn des Alters gibt und weil die Gefahr besteht, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Schaffensperioden eines Schriftstellers willkürlich und ohne Berücksichtigung genuin literarischer Aspekte gezogen werden. Immerhin handelt es sich aber bei *Janus* um das Werk eines sechzigjährigen Autors, und zwischen diesem Roman, der 1984 bei Erb in Düsseldorf erschien, und dem davor publizierten *Wir reisen nach Jerusalem* liegen nicht weniger als acht Jahre. Zudem hat Hoff in diesen acht Jahren relativ wenig, jedenfalls wenig Neues veröffentlicht. Nach *Jerusalem* sind zwei Gedichtbände erschienen, *Bestandsaufnahme* 1977 und *Gegen den Stundenschlag* 1982, dazu 1980 eine Sammlung von Hörspielen unter dem Titel *Hörte ich recht*, die jedoch allesamt aus den 60er Jahren stammen und mithin Zurückliegendes bündeln, jedoch nichts Neues präsentieren. Vergleicht man diese mit früheren Perioden, so erkennt man deren weitaus höhere Produktivität sofort. Die ersten vier Romane erschienen in zügiger Reihenfolge zwischen 1966 und 1976, die 60er Jahre waren zudem von einer überaus intensiven Arbeit am Hörspiel gekennzeichnet, in den 60er und 70er Jahren publizierte Kay Hoff 15 sogenannte Funk-Features, zwischen 1958 und 1970 außerdem nicht weniger als 5 Gedichtbände. *Janus* steht also – nach einer Phase reduzierter Produktivität – am Beginn einer neuen Schaffensperiode.

Die nun entstehenden Arbeiten als Spätwerk zu bezeichnen, rechtfertigt aber vor allem die neue Art, in der Kay Hoff erzählt. In *Janus* verzichtet er auf sämtliche tektonischen Elemente der Montage, die er in seinen ersten Romanen so vielfältig und ausführlich genutzt hatte, und kehrt gewissermaßen zur Urform des Erzählens zurück: Eine Figur stellt vergangene Ereignisse dar, schildert Beobachtungen und Erinnerungen in einer durchaus einfachen Sequentierung, indem sie der Reihenfolge ihrer Ein-

fälle folgt, und schiebt Überlegungen, kritische und selbstkritische Reflexionen ein, ohne es dadurch zu epischen Komplikationen kommen zu lassen. Alles Experimentelle ist diesem Roman fremd, die Erzählerposition klar fixiert, und der Leser hat keine Mühe, den Berichten und Beschreibungen, den Anekdoten und Geschichten zu folgen. In gewisser Weise greift Hoff auf die große Tradition realistischen Erzählens zurück.

Den Mittelpunkt des Romans bildet zudem ein Mann von 72 Jahren, der schon seines Alters wegen allen Erscheinungen des Lebens gelassen und distanziert gegenübersteht, der zudem nichts Tragisches, nichts Sensationelles, nichts Hochbeglückendes erlebt hat und auch deshalb aus dem Blickwinkel des allenfalls mitbetroffenen, aber niemals aus dem des wirklich ergriffenen Zeitgenossen erzählt. Aufgrund unterschiedlicher Erbschaften unabhängig und wohlhabend, brauchte er sich nicht zu qualifizieren, nicht zu quälen, praktisch nicht einmal zu arbeiten. Sein Vermögen setzte ihn in den Stand, die Welt weniger zu erleben als zu beobachten und die Zeitläufte zu verfolgen, ohne daß er selbst etwas hätte erdulden oder wirklich bewältigen müssen. Keine Verpflichtung disziplinierte seine Existenz, keine Verantwortlichkeit zwang ihn zu Kompromissen, und wenn er dennoch ein gänzlich unspektakuläres, bürgerliches Durchschnittsleben hinter sich brachte, so deshalb, weil sein Temperament ihn weder den Verführungen noch den Zwängen des Daseins auslieferte. Dementsprechend nimmt sich seine Erzählweise aus. Janus spricht von allem und jedem, vom Tod seines Vaters im Ersten Weltkrieg, von der wechselvollen Geschichte der Firma Janus & Varena, dem Schicksal der Großeltern, der Mutter, der Geschwister, beiläufig auch von den Zuständen im Dritten Reich, den Flüchtlingen, der jungen Generation, die so ganz anders ist als es sich die Altvorderen wünschen. Alles kommt vor, alles scheint von der gleichen Bedeutung zu sein, nichts wirkt dramatisch. Wir haben einen Roman ohne Katastrophen und schwere Niederlagen, aber auch ohne Himmelsstürmerei und Glücksaufschwünge vor uns. Höhepunkte kommen so selten vor wie Tiefpunkte, und als erzählenswert gilt ersichtlich das Normale, Durchschnittliche, Alltägliche. Selbst wenn von einem Ereignis die Rede ist, das Anlaß für Aufregung und Gefühlsausbrüche sein

könnte, wie der Selbstmord des Bruders oder das Verschwinden des Sohnes, so ändert Janus seine Erzählweise nicht, und der Leser nimmt solche Ereignisse mit demselben Interesse zur Kenntnis wie die anderen, weniger spektakulären auch. Und wer erwartet, daß der Erzähler selbst oder eine seiner Figuren die beinahe asoziale Position des notorischen Erben und Nichtstuers Janus diskutiert, analysiert und kritisiert, irrt sich gründlich. Fundamentale Problematisierungen gesellschaftlicher Vorgänge und Zustände sind dem Roman fremd. Er konzentriert sich auf die private, beinahe persönliche Sehweise und meidet alle großen Themen der Zeit und des Jahrhunderts.

Nicht einmal die Symbolkraft des Namens Janus wird in diesem Roman so genutzt und ausgespielt, daß daraus ein radikaler Blickwechsel, ein kontrastreicher Darbietungsstil oder eine starke Konturierung des Geschehens die Folge wäre. Zwar beginnt Janus erneut mit seinen Aufzeichnungen, als er aus Anlaß seines Umzuges in eine kleinere Wohnung ein Konvolut früherer Notizen entdeckt, das ihn schon deshalb interessiert, weil die vielen Bände voller Beobachtungen und Alltagsbetrachtungen, die jahrelang sein einziges Tagesgeschäft bildeten, gestohlen wurden oder verlorengegangen sind. Er sieht sich also mit seinen früheren Lebensanschauungen und Lebensinterpretationen konfrontiert, doch führt dies nicht zu jener deutlichen, ja radikalen Doppelsicht der Dinge, die der Name Janus nahelegt. Zwar erfährt der alte Mann, wie stark sich die Ansichten im Lauf des Lebens ändern, daß es keineswegs nur eine einzige, keineswegs *die* Wahrheit gibt und daß man alles so oder so oder noch anders einschätzen, verstehen, bewerten kann. Aber diese Einsicht ruft keine inneren Kämpfe hervor, markiert keine Lebenswendung, nicht einmal eine Lebenskurve, sondern verstärkt im Leser lediglich den Eindruck, einen milden, verständnisvollen, der Relativierung aller Meinungen und Vorstellungen durchaus zugewandten Berichterstatter vor sich zu haben. Und so verhält es sich auch. „Es ist eine bescheidene Wahrheit für Kinder und alte Menschen, die nichts oder nichts mehr entscheiden, daß jede Wahrheit mehrere Seiten hat, daß vor allem *die* Wahrheit fragwürdig ist und schillernd, und daß man nirgendwo auf der Welt die ganze Wahrheit finden kann“ (S. 180), heißt es einmal, und

kurz zuvor: „ich bin mir nicht mehr so sicher in meinem Urteil wie noch vor wenigen Jahren, und es ist mir auch nicht mehr so wichtig.“ (S. 155) Gewiß führt der Perspektivismus, den die unterschiedlichen Lebensphasen mit sich bringen, auch gelegentlich zu selbstkritischen Einsichten: „Es gab in meinem Leben jedenfalls ganz bestimmte Punkte [...], wo ich Widerspruch hätte einlegen, Widerstand hätte leisten müssen, wo eigentlich nichts anderes möglich war als nein zu sagen. Aber das sind Erkenntnisse von heute her. Damals boten die wendigen Ausreden, die behenden Ausflüchte sich an, und ich verschmähte sie nicht.“ (S. 31) Aber das sind in Wahrheit äußerst milde Selbstvorwürfe, die zudem sofort relativiert werden, weil ja die damaligen Zeiten eben anders waren als die heutigen und deshalb auch anders betrachtet werden müssen. Außerdem weiß ohnehin und überhaupt niemand, wie etwas wirklich gewesen und wie es zutreffend zu bewerten ist:

Heute erscheint mir allerdings sehr zweifelhaft – meine Zweifel haben mit der Zahl der gelebten Jahre immer mehr zugenommen –, ob ich jemals in der Lage gewesen bin oder je die Kraft haben werde, schreibend tatsächlich das zu benennen, was ich gesehen, erfahren, erlebt habe. Die scheinbar so einfache Wirklichkeit weicht aus, wenn man sie zu fassen sucht, flüchtet sich hinter Möglichkeiten und Vermutungen, und selbst das zweifelsfrei Sichtbare hat seinen Grund möglicherweise in einer anderen, mächtigeren Wirklichkeit, der des Übersinnlichen. (S. 71)

Nein, hier sind keine inneren Zerreißproben, keine selbstquälerischen Auseinandersetzungen, keine Selbstanklagen und Lebenskorrekturen fundamentaler Art zu erwarten. Zum Alterstil dieses Erzählens gehört der Verzicht auf scharfe Konfrontationen und mitreißende Meinungskämpfe. Der Roman ist vielmehr geprägt von einem Parlando, das sich der milden Erzählermentalität anpaßt.

Das Interesse des Lesers darf sich denn auch nicht auf Konflikte und deren Bewältigung, auf dramatische Ereignisse und unerwartete Lösungen richten. Dieser Roman besitzt keine Kernhandlung, keinen *plot*, sondern breitet das weite Feld des Lebens erzählerisch als Insellandschaft aus, als ein Panorama von unter-

schiedlichen Elementen und Phänomenen menschlichen Daseins, die dem Rezipienten allesamt vertraut sind. Denn der Verzicht auf das Außergewöhnliche bedeutet für den Leser die Begegnung mit dem Gewohnten, den Melancholien und Hoffnungen, Befürchtungen und Erfüllungen, die sein eigenes Dasein nicht weniger als das von Janus und seinen Mitmenschen bestimmen. Insofern gewinnt dieser Altersstil eine neue Wirklichkeitsorientierung, nämlich die Bindung des Erzählten an den alltäglichen Erlebnishorizont des Lesers. Darin ist werkgeschichtlich ohne Zweifel ein Neuansatz von Kay Hoff zu erblicken. Er paßt andererseits aber auch zu den epischen Tendenzen der Zeit. Peter Handke legte mit *Langsame Heimkehr* 1979, Gerhard Köpf mit *Innerfern* 1983, Gerold Späth mit *Sindbadland* 1984 und Botho Strauß mit *Der junge Mann* 1984 ebenfalls Beschreibungsliteratur, – wenn auch von recht differenter Art – vor, die auf lebhaftes Geschehnisse und eine temperamentvolle Darstellungsform genauso verzichtete wie viele andere epische Publikationen dieser Zeit. Das Interesse des Lesers richtete sich damals auf den Erlebnishorizont der Figuren, weniger auf die bunten Ereignisse einer spannungsgeladenen Welt. Allerdings beherrschte die Altersperspektive, welche *Janus* durchzieht, keineswegs die Literatur der Zeit. In diesem Punkt ging Kay Hoff ganz eigene Wege.

Jürgen H. Petersen

